Die

Freidenker in der Religion,

oder

die Repräsentanten

der religiösen Aufklärung

in

England, Frankreich und Deutschland.

Von

Dr. L. Noack.

Erster Theil.

Die Englischen Deisten.

Bern 1853.

Verlag von Jent und Reinert.

(Platzfirma: Jent und Gaßmann.)

Die Englischen Deisten

oder

die Repräsentanten der religiösen Aufklärung

in England.

Von

Dr. Ludwig Noack.

Bern 1853.

Verlag von Jent & Reinert.

(Platzfirma: Jent und Gaßmann.

Inhalt des ersten Theiles:

Vorwort.

Der Zweck dieses Werkes über die Freidenker in der Religion, dessen erster Theil hier den Lesern vorgelegt wird, ist in der demselben vorausgeschickten Einleitung hinlänglich bezeichnet. Indem es den Interessen der religiösen Aufklärung dadurch dienen soll, daß die Repräsentanten derselben mit ihren Lehren in Reih' und Glied vorgeführt werden, kann begreiflicher Weise die Meinung nicht diese sein, als ob die Ansichten der Freidenker bis in's Einzelne über Irrthum und Widerspruch erhaben gelten könnten, und als ob auch das denkende Bewußtsein unserer Zeit sich noch bei den in vieler Hinsicht höchst einseitigen und kahlen Resultaten dieser ganzen Geistesrichtung des sogenannten Aufklärungszeitalters befriedigen könnte. Eine solche, mehr als naive Meinung uns unterzuschieben, könnte nur dem gröbsten Unverstand beikommen. Die Form des Bewußtseins, in welcher unsere Zeit sich allein befriedigen kann, ist eine andere und zwar tiefere, gründlicher und allseitiger vermittelte religiöse Aufklärung, als jene des vorigen Jahrhunderts war und unter den damaligen

Voraussetzungen sein konnte, welche für die fortgeschrittene Bildung der Gegenwart nur als eine vorbereitende Durchgangsstufe gelten kann, deren geschichtliches Auftreten nothwendig und berechtigt war, mögen wir auch ihren Resultaten nur relative Wahrheit zugestehen können.

Die religiöse Aufklärung des vorigen Jahrhunderts war der Kampf der in vieler Rücksicht allerdings noch ungenügenden und einseitigen Verstandesaufklärung gegen die Starrheit der Orthodoxie und eines sich selbst nicht verstehenden Glaubens, der religiöse Rationalismus, welcher den beschränkten Maaßstab des Verstandes und der endlichen praktischen Zwecke in religiösen Dingen geltend machte und mit der bloß negativen, das Ueberlieferte von sich abstoßenden Freiheit schon das Höchste erreicht zu haben meinte.

Diese rationalistische Denkweise hatte in England als sogenannter Deismus schon seit dem siebenzehnten Jahrhundert den Verlauf einer zusammenhängenden Entwickelung genommen, deren Tendenz darauf ausging, dem dogmatisch überlieferten Christenthum durch das freie Denken der Reihe nach alle jene apologetischen Stützpunkte zu nehmen, auf welche es in kirchlichen Systeme seinen Anspruch als geoffenbarte Religion gründete, und dagegen die Sittlichkeit als den eigentlichen Kern der zur sogenannten natürlichen oder Vernunft- (richtiger Verstandes-) Religion herabgedrückten christlichen Offenbarung festzuhalten.

In Bezug auf die philosophischen Grundlagen und Voraussetzungen stehen die englischen Deisten auf den Schultern von Locke und Hobbes; der Gott des Verstandes, der natürlichen Religion wurde dem Gott der vermeintlichen

übernatürlichen Offenbarung entgegengesetzt. Der eigentliche Vater des englischen Deismus, Herbert, erklärte das Dasein und die Verehrung eines höchsten Wesens durch Tugend und Frömmigkeit, Reue und Besserung, sowie die Unsterblichkeit der Seele für die Grundartikel der allen Völkern und Zeiten gemeinsamen, natürlichen Religion. Blount will nichts von Wundern ohne Prüfung der Gewährsmänner wissen und verschmäht ein Christenthum, das sich dem vernünftigen Urtheil entziehe. Toland entkleidete das Christenthum seiner Geheimnisse, welche bloße Erziehungs- und Bildungsmittel der Vernunft gewesen. Collins verschaffte den Deisten den Namen Freidenker und widerlegte die gewöhnlichen Weissagungs- und Wunderbeweise für die übernatürliche Offenbarung. Shaftesbury faßte den ewigwahren Kern der christlichen Offenbarung als die Sittlichkeit, mit welcher die Glückseligkeit ewig und nothwendig verbunden sei. In der Bestreitung der Wunder und Weissagungen schloßen sich Woolston und Annet an Collins an. Tindal, der große Apostel des Deismus, erklärte das Christenthum so alt als die Schöpfung und als identisch mit der in der Erfüllung der Pflichten gegen Gott und Menschen bestehenden natürlichen Religion der Vernunft. Chubb suchte dies insbesondere als die ausdrückliche Lehre Christi nachzuweisen, während Morgan die deistische Grundansicht auf die Kritik des Alten Testaments anwandte und Bolingbroke dieselbe zum Gemeingut der Gebildeten machte. Mit dem Skepticismus Hume's schließt die deistische Entwickelung Englands, indem er den Beweis der Göttlichkeit einer Offenbarung aus den Wundern für unmöglich erklärte und

den Glauben selbst als ein wider die Vernunft streitendes Wunder faßte.

In Frankreich sehen wir die negative Richtung des freien Denkens gegen die überlieferten Grundlagen des Glaubens mit dem Skepticismus beginnen, um von da zum Deismus, Naturalismus und Materialismus fortzuschreiten, deren praktische Consequenzen in der Revolution zu Tage kamen. Die deutsche Aufklärung, die sich aus dem energischen Geist des englischen Deismus herausbildete, nahm einen besonnenern Verlauf und kam in Kant und Lessing zu tiefern Resultaten, während sie freilich auf der andern Seite in einen seichten Eudämonismus und selbstgenügsamen Moralismus auslief.

Die wahre, unserer Zeit allein angemessene Form der religiösen Aufklärung erzeugt sich fortwährend aus der Philosophie durch Popularisirung ihrer Resultate. — Diese Bemerkungen mögen hinreichen, um die Gesichtspunkte zur richtigen Würdigung des vorliegenden Werkes zu geben.

Der Verfasser.

Einleitung.

Daß unsere Gegenwart die Zeit einer religiösen Krisis ist, darüber sind alle diejenigen einverstanden, welche auf die deutsche Culturbewegung der letzten zehn Jahre ein aufmerksames Auge gerichtet haben.

Nicht dieselbe allgemeine Einstimmigkeit des Urtheils zeigt sich jedoch, sobald die Elemente dieses religiösen Grundzugs unserer Zeit näher bestimmt und deutlich vor Augen gestellt werden sollen. Wird nämlich auch zugestanden, daß der innere religiöse Lebenstrieb des gegenwärtigen Zeitalters vorwaltend auf eine Neugestaltung der Religion gerichtet und die ganze Culturbewegung vorzugsweise religiös bestimmt ist; so theilen sich doch die Ansichten sogleich in dem andern Punkt, der in dem Begriffe der religiösen Krisis angedeutet liegt, nämlich in der kritischen Tendenz der religiösen Richtung der Gegenwart.

Will der Eine Theil die religiöse Krisis eben nur darin finden, daß der allgemeine Lebensdrang der Zeit mit entscheidungsvoller Energie auf eine Neubelebung der Religion und des religiösen Sinnes der Vergangenheit in den Herzen und im Leben eines gegen sie gleichgültig gewordenen und verweltlichten Geschlechts überhaupt gehe; so legt der andere Theil gerade auf die Krisis als solche in dem Sinne den Hauptnachdruck, daß die religiöse Erregung der Gegenwart als eine durchweg kritische aufgefaßt werde, weil aus dem Zweifel

an der Gültigkeit des Ueberlieferten, aus der Unbefriedigung des Bewußtseins an der bisherigen Gestalt des religiösen Glaubens eine neue Form des religiösen Lebens sich zu erheben strebe.

Hier ist der Punkt, wo die zwei entgegenstehenden Ansichten bis zum schärfsten Gegensatze sich zuspitzen und nothwendig in einen Kampf auf Leben und Tod miteinander gerathen mußten. Auf der einen Seite das hartnäckige Festhalten am religiösen Glauben und Leben der Vergangenheit, und die Tendenz, dasselbe mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auch im Bewußtsein und Leben der Gegenwart aus dem drohenden Verfalle zu restauriren; auf der andern Seite die aus der kritischen Prüfung des bisherigen religiösen Besitzstandes gewonnene Einsicht in die Nothwendigkeit einer Reinigung desselben durch den denkenden Geist, die prüfende Vernunft, und das damit verbundene energische Streben, durch alle Mittel geistiger und sittlicher Erziehung den überlieferten Glauben und das darauf gebaute religiös-sittliche Leben umzubilden.

So stehen die beiden Gegensätze in Gestalt zweier Parteien als religiöse Reaction und als religiöse Aufklärung einander gegenüber, und wir sahen in dieser Rücksicht seit einer Reihe von Jahren das Geistesleben unseres Volkes in einer religiösen Gährung begriffen, an welcher beide christliche Confessionen, sowohl freidenkende Protestanten, als aufgeklärte Katholiken, überhaupt der gebildetere, intelligentere und zugleich von lebendigem sittlichem Streben erregte Theil des ganzen deutschen Volkes sich betheiligt hatte.

Gegen die religiöse Reaction, welche innerhalb beider Confessionen von der obersten kirchlichen Autorität, wenn auch nicht gerade ausging, doch von dorten begünstigt wurde, erhoben sich fast gleichzeitig die protestantischen Lichtfreunde und die durch den Trierer Skandal in ihrem Gewissen verletzten Deutschkatholiken, und diese Anfangs noch zerstreute oder vereinzelte Opposition des verletzten Verstandes gegen unverständlich ge-

wordene Glaubensformeln und geistleere Cultusformen concentrirte sich sehr bald zu zahlreicher Bildung selbstständiger Gemeinden auf katholischem und protestantischem Gebiete. Die Freigewordenen auf beiden Seiten kamen sich immer mehr entgegen und reichten sich die Hände, während der ihnen von oben entgegengestellte Widerstand immer energischer und dadurch für die Betheiligten immer unerträglicher wird.

Welchen Ausgang dieser gewaltige Kampf der Reaction gegen die religiöse Aufklärung früher oder später nehmen wird, darüber zwar ist für diejenigen, welche von der Geschichte zu lernen nicht verschmähen und Unbefangenheit zu leidenschaftsloser Beobachtung besitzen, kein Zweifel. Der Kampf der Kritik und der Aufklärung gegen unverstandene Autoritäten jeder Art hat bereits auch das Volk ergriffen; die religiöse Erregung des verletzten Verstandes ist populär und zur allgemeinen Gewissenssache geworden. Es ist eine unüberwindliche geistige Macht, welche sich in dieser letztvergangenen Bewegung geltend machte und mit sicherm, zukunftvollem Instinct sich in der Geschichte durchzusetzen trachtet.

Indem es jetzt der denkende Geist übernommen hat, die Religion ihrer letzten Entwicklung entgegenzuführen, wird es für den prüfenden Beobachter, der aus der Geschichte der Vergangenheit gelernt hat und die Zeichen der Zeit versteht, zur zweifellosen Gewißheit, daß wir nicht weit vom Vorabend einer großen religiösen Umgestaltung und Erneuerung stehen, einer Krisis, welche seit zwei Jahrhunderten in ähnlicher Weise vorbereitet worden ist, wie ihrer Zeit die kirchliche Reformation des sechszehnten Jahrhunderts durch die reformatorischen Bestrebungen einzelner Männer, sowie durch die gegen das römische Kirchenwesen sich erhebende Opposition ganzer Parteien und religiöser Secten angebahnt worden war.

Was die Gegenwart verlangt, unverkümmerte Glaubens- und Gewissensfreiheit mit allen ihren Consequenzen, dieß hat die religiöse Aufklärung, als freies Denken in der Religion,

seit nun fast zwei Jahrhunderten erstrebt; und ob auch durch die zu einer beängstigenden Gewalt fortgeschrittene kirchlich-politische Reaction gegen die Freiheitsbestrebungen der Gegenwart bei allzuängstlichen und muthlosen Gemüthern der Schein entstehen könnte, als ob die in schmerzlichen Wehen und Kämpfen der Vergangenheit theuer erkaufte Errungenschaft der Gewissensfreiheit und religiösen Duldsamkeit vergeblich erkämpft worden wäre, so ist doch die Hoffnung des Siegs für die Zukunft nimmer verloren, so lange die Kämpfer für die Freiheit des Geistes sich nicht selbst verloren geben.

Und dieß können und werden sie nicht; denn der Geist, der Messias der Zukunft, läßt sich nicht tödten von den Herodianern, und die Ideen sind mächtiger, als ihre geschmähten und verfolgten sterblichen Träger; das Herzblut der Märtyrer für die Freiheit des Geistes nährt die weltbewegenden Ideen und läßt sie wachsen in die Zukunft hinein.

Die Kämpfer selbst aber mögen das Bewußtsein ihrer Kraft und die Gewißheit des Siegs stärken und befestigen aus der Erkenntniß der Vergangenheit, der Geschichte, diesem unverwüstlichen Elemente des Lebens. Hat doch die religiöse Bewegung der Gegenwart ihre Wurzeln und Voraussetzungen in der Vergangenheit, deren treibende Kräfte diese ganze Gegenwart mit ihrem geistigen Erbtheile vorbereitet und herbeigeführt haben und als die lebendigen Bedingungen und Ursachen der Gegenwart noch immer sichtbar-unsichtbar fortwirken.

Diese Vergangenheit, die wir unsern Lesern in dem vorliegenden Werke vorzuführen gedenken, ist das Zeitalter der Aufklärung, welches England, Frankreich und Deutschland seit dem siebenzehnten Jahrhundert durchgemacht haben.

Mit dem großen Imanuel Kant, der am Schlusse des vorigen Jahrhunderts den damals allerdings etwas verseichteten, aber darum doch keineswegs unfruchtbar gebliebenen Aufklärungstendenzen eine ernstere und würdigere Gestalt gegeben hatte,

müßten wir auch jetzt noch sprechen: Wir können nicht sagen, daß wir in einem aufgeklärten Zeitalter leben: die Menschen sind noch nicht mündig, aber man arbeitet daran, sie mündig zu machen, wir leben in dem Zeitalter der Aufklärung. Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit; Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines Andern zu bedienen; selbst verschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung. Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung freigesprochen, dennoch gern Zeitlebens unmündig bleiben, und warum es Andern so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen; es ist so bequem, unmündig zu sein. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurtheilt, so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen; ich habe nicht nöthig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann; Andere werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen. Daß der bei weitem größte Theil der Menschen — darunter das ganze schöne Geschlecht — den Schritt zur Mündigkeit, außerdem daß er beschwerlich ist, auch für sehr gefährlich halte, dafür sorgen schon jene Vormünder, welche die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben. Es ist also für jeden einzelnen Menschen schwer, sich aus der ihm beinahe zur Natur gewordenen Unmündigkeit herauszuarbeiten. Er hat sie sogar liebgewonnen, und ist vor der Hand wirklich unfähig, sich seines eigenen Verstandes wirklich zu bedienen, weil man ihn niemals den Versuch davon machen ließ. Satzungen und Formeln, diese mechanischen Werkzeuge eines vernünftigen Gebrauchs oder vielmehr Mißbrauchs seiner Naturgaben, sind

die Fußschellen einer immerwährenden Unmündigkeit. Wer sie auch abwürfe, würde dennoch auch über den schmalsten Graben einen nur unsichern Sprung thun, weil er zu dergleichen freien Bewegung nicht gewöhnt ist. Daher gibt es nur wenige, denen es gelungen ist, durch eigene Bearbeitung ihres Geistes sich aus der Unmündigkeit herauszuwickeln und dennoch einen sichern Gang zu thun. Zur Aufklärung, zur wahren Reform der Denkungsart, wird nichts erfordert als Freiheit, und zwar die unschädlichste unter Allem, was nur Freiheit heißen mag, nämlich die: von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen. Daß die Menschen, wie die Sachen jetzt stehen, im Ganzen genommen, schon im Stande wären oder darin auch nur gesetzt werden könnten, in Religionsdingen sich ihres eigenen Verstandes ohne Leitung eines Andern sicher und gut zu bedienen, daran fehlt noch sehr viel. Allein daß jetzt ihnen doch das Feld geöffnet wird, sich dahin frei zu bearbeiten, und die Hindernisse der allgemeinen Aufklärung oder des Ausgangs aus ihrer selbst verschuldeten Unmündigkeit allmählich weniger werden, davon haben wir doch deutliche Anzeigen, und in diesem Betracht ist dieses Zeitalter das Zeitalter der Aufklärung. *)

Diese Aufklärung nun, als Reform des Bewußtseins oder, nach ihrem Inhalte betrachtet, als Kampf des Wissens mit dem Glauben, worin die selbstdenkende und selbstthätige Vernunft des Menschen zunächst im religiösen Gebiete, dann überhaupt in allen Sphären des menschlichen Geisteslebens gegen die Macht überlieferter Vorurtheile und träger Gewohnheit sich erhebt, begann um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in England, dem Lande des Verstandes, um von da in Frankreich sich einseitiger Weise bis zur Einsicht des Nichtigen in

---

*) Kant, in dem Aufsatze: Beantwortung der Frage: was ist Aufklärung? aus dem Jahre 1784. Kant's sämmtliche Werke, von Rosenkranz und Schubert, VII, 1. (1838) S. 145 ff.

Allem fortzusetzen, und in Deutschland endlich ihre reifste und gediegenste Gestalt zu erlangen.

Dieser Kampf des Wissens mit dem überlieferten Glauben hat das Großartige, daß seine Bewegung und Entfaltung durch jene Länder hin allgemein war, wenn auch die Resultate der Aufklärung in jedem Lande für sich auf eigenthümliche Weise sich gestalteten. Seinem Wesen nach ist dieser Kampf die Frucht des Geistes der Reformation, des Protestantismus, welcher die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und des Denkens, wenn auch nicht in allseitiger consequenter Durchführung, doch wenigstens im Prinzip und als Grundsatz, der kirchlichen Autorität des Papstes gegenüber, ausgesprochen hat.

Ein eigenthümliches Vorspiel der neueren Aufklärung war bereits im Reformationszeitalter der Standpunkt der Socinianer und Arminianer. Diese beiden Parteien, von welchen die eine der lutherischen, die andere der reformirten Kirche angehörte, machten im Gegensatze gegen die Erstarrung des protestantischen Geistes zu fester Orthodoxie, für welche Bibel und symbolische Bücher die Stelle der päpstlichen Autorität vertraten, die Rechte der prüfenden Vernunft und der Kritik geltend, ohne daß sie jedoch über das Verhältniß beider zur geschriebenen Offenbarung mit consequenter Bestimmtheit sich ausgesprochen hätten.

Auf dem Standpunkt dieses altprotestantischen Rationalismus galt die Vernunft nicht mehr als Magd des Kirchenglaubens, sondern sie wurde sich ihres natürlichen Rechtes bewußt; nur waltete die Ansicht, es müsse die natürliche, sich selbst überlassene Vernunft durch die göttliche Offenbarung der Schrift ergänzt und vervollkommnet werden, und da eine natürliche Religion und eine aus der Schöpfung zu erlangende Gotteserkenntniß nicht möglich, oder doch höchst selten und schwierig sei, so sei eine außerordentliche göttliche Offenbarung, wenn auch nicht durchaus nothwendig, doch für die Menschen nützlich und förderlich. Ihr Zweck aber sei nur Belehrung

der Menschen über den göttlichen Willen, über die menschlichen Pflichten, der rechte Glaube sei der Gehorsam gegen Gott, und nur diejenigen christlichen Dogmen seien wesentliche oder Fundamentalartikel, welche auf das sittliche Leben Einfluß übten; alle übrigen seien überflüßig oder gar in sich widersprechend und unvernünftig, oder der Sittlichkeit gefährlich.

Diese altprotestantische Kritik des Kirchenglaubens, so bedeutungsvoll sie für ihre Zeit erschien, war doch noch allzu unsicher, schwankend und inconsequent, um der kirchlichen Orthodoxie gegenüber mehr als eine bloß vereinzelte Erscheinung zu sein. Eine entschiedenere, mächtigere und einflußreichere Opposition gegen den orthodoxen Kirchenglauben trat erst im englischen Deismus um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts auf protestantischen Boden hervor, eine geistige Richtung, welche länger als ein Jahrhundert, in verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung, sich in England durch alle Stände verbreitet und in allen Lebens- und Bildungskreisen, ebensowohl im Adel, wie im gebildeten Mittelstande und unter Handwerkern *), namhafte und gewichtige Repräsentanten gefunden hat, so daß, unter fortwährender zahlreicher Bekämpfung von Seiten des orthodoxen Kirchenglaubens, im Verlauf der deistischen Entwickelung alle wichtige Punkte und besondere Seiten des christlichen Glaubens und der Theologie nacheinander durchdebattirt wurden.

Was die Namen Deismus oder Naturalismus angeht, welche im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert von Gegnern, wie Freunden dieser Richtung gebraucht wurden, so hat der Ausdruck Deismus im Gegensatz zum Aberglauben einer- und zum Unglauben andrerseits den Sinn eines vernunftgemäßen Gottesglaubens, und läßt sich der Ausdruck

*) Ein englischer Patriot klagt, daß nicht allein Leute vom vornehmen Stande sich der Freidenkerei widmeten, sondern auch Bediente, Handwerksbursche und vieles gemeine Volk Freidenker vorstellen wollten.

Naturalismus, mit Lechler *), am Einfachsten und Treffendsten als eine auf den Grund freier Prüfung durch das Denken gestützte Erhebung der natürlichen Religion zur Norm und Regel aller positiven Religion bezeichnen. Wer die natürliche Erkenntniß Gottes durch die menschliche Vernunft in religiösen Dingen für allein ausreichend und eine besondere außerordentliche Offenbarung Gottes als Stütze einer positiven Religion für überflüssig und unstatthaft hält, ist ein Deist oder Naturalist.

Und wer diejenige Kraft und Selbständigkeit des Geistes besitzt, welche dazu gehört, um der in solcher übernatürlichen und außerordentlichen göttlichen Offenbarung für die übrigen Menschen enthaltenen Stützen und Krücken nicht mehr zu bedürfen und von den Täuschungen und Einbildungen eines veralteten, der Kindheitsstufe der Menschheit angehörenden Glaubens, worin Andere, geistig Unmündige, noch Trost und Beruhigung finden, sich frei zu machen, den nennen die geistig Unmündigen und Schwachen, sei es nun in einem aus Bewunderung und Neid gemischten Gefühl ihrer Schwäche, oder mit einer gewissen ironischen Regung von Spott und Bedauern, einen starken Geist oder einen Freigeist.

In Wahrheit kann es für den seiner selbst bewußten und gewissen Menschen, der im Geiste mündig und religiös selbstständig geworden ist, nichts Würdigeres und Ehrenvolleres geben, als eben dieß, ein freier oder starker Geist zu sein. Darum nannten sich die englischen Deisten selber mit dem Ehrennamen Freidenker, der schon am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts vorkommt, durch Collins aber erst als eigentlicher Parteiname in Umlauf gebracht worden ist, in welchen, neben dem lobenden und billigenden Sinne der Lossagung des denkenden und prüfenden Geistes von bloß äußerer Autorität, durch den Sprachgebrauch zugleich der schlimme Nebenbegriff einer für unstatthaft gehaltenen Ueberschreitung des rechten Maaßes in der

*) Geschichte des englischen Deismus. 1841. S. 460.

Anwendung der selbständig prüfenden Vernunft und der Begriff einer für den gewöhnlichen gläubigen Autoritätsstandpunkt als willkürlich erscheinenden Lossagung von vernünftiger Nothwendigkeit mithereingekommen ist.

Freidenker — sagt indessen einer unserer edelsten Geister mit Recht — sollen wir Alle sein, das heißt: Wir sollen dem Recht und der Wahrheit frei nachstreben, ihnen nacheifern, frei von allen Fesseln des Ansehens und Vorurtheils, mit ungetheilter Seele. Kein Mann von Ehre, von Verstand und edelm Gefühle spreche also den Namen Freidenker in dem bedeutungslosen und verläumdenden Pöbelsinne aus, in welchem er oft dem würdigsten Menschen Verdruß und Unheil zuzog; viel mehr gebe man ihm seine edle Bedeutung wieder. Ein freier Geist ist der größte Vorzug des Menschen; freies Denken, worüber es sei, kann und soll uns weder Lordschaft noch Priesterthum rauben *).

Indem wir nun in diesem wahren und würdigen Sinne unsern Lesern „die Freidenker in der Religion" vorführen werden, erkennen wir es als die Ehre und Würde der menschlichen Natur, frei d. h. für sich selbst zu denken, und nicht durch Gewohnheit und Vorurtheil, sondern lediglich durch die eignen nothwendigen Gesetze des Denkens selbst sich in seinen Ueberzeugungen bestimmen zu lassen, und in Sachen der Religion und des Glaubens ebensogut, wie in allen übrigen Beziehungen und Verhältnissen des Geisteslebens, nur der Autorität des Gedankens selbst zu folgen.

Die Gallerie der Männer, welche uns auf unserer Wanderung als Freidenker begegnen, gelten uns nicht als Solche, welche durch gläubige Beschränktheit oder religiösen Fanatismus in das „schwarze Kirchenverzeichniß der Ketzer" verdammt werden; sondern als Träger der religiösen Aufklärung bilden sie uns vielmehr eine eherne Mauer von rüstigen Kämpfern

*) Herder, Adrastea. Erster Theil. Sämmtliche Werke: zur Philosophie und Geschichte, elfter Theil (1829) S. 159 u. 161.

für das edelste und unveräußerlichste Recht des Menschengeistes, sich seine religiöse Ueberzeugung und mit ihr auch die Regel und Richtschnur seines sittlichen Handelns einzig und allein durch die freie Selbstbestimmung der Vernunft zu schaffen.

Diese Männer, welche den Ruhm genießen, an der geistigen Befreiung der Menschheit in den letztvergangenen Jahrhunderten gearbeitet zu haben, sind durch die Schuld unserer noch so sehr unter dem Einflusse und der Macht verjährter Vorurtheile stehenden Erziehung und Bildung, bei Weitem der größten Mehrzahl unserer denkenden Gebildeten — mit wenigen Ausnahmen unter solchen eigentlichen Gelehrten, welche durch speciellen Beruf geschichtlicher Studien damit bekannt werden — so gut wie unbekannt. Was diese Männer für die Gegenwart erarbeitet und errungen haben, ist zwar als geistiges Resultat in das Leben und Bewußtsein der Gegenwart übergegangen, und der Saame, den sie ausstreuten, auf dem geistigen Culturboden unseres Zeitalters zu Blüthen und lebendigen Früchten geworden, und darum auch für die Gegenwart und Zukunft unverloren.

Dieser sichere Besitz ist jedoch nur ein thatsächlicher, kein bewußter. Es hegt aber gerade unsere Zeit, die mit Bewußtsein den Fortschritt in der Freiheit will und erstrebt, und deren Tendenz die bewußte Entwicklung des Geisteslebens der Menschheit ist, den unabweisbaren Drang, zum Bewußtsein über ihre eigene Vergangenheit, über ihre Voraussetzungen und über die Elemente und Bedingungen ihrer gegenwärtigen Bildung zu gelangen. Unsre Zeit glaubt, und gewiß auch mit Recht, ihren geistigen Besitz um so fester und sicherer zu haben, wenn sie neben der Gewißheit des Habens auch die Einsicht in die Art und den ganzen Zusammenhang besitzt, wie sie dazu gekommen ist. Mit dem bloßen Leben nicht zufrieden, will sie auch das Wissen vom Leben noch dazu haben. Es geschieht darum wohl recht eigentlich einem unauslöschlichem Trieb und Bedürfniß der Zeit Genüge, wenn wir auch vor ihrem Bewußtsein aus dem

Schachte der Erinnerung die geistigen Gestalten der Vergangenheit aufsteigen lassen, deren Reihe als leuchtender Sternenkranz in der Strahlenkrone der religiösen Aufklärung glänzt.

Die Schatten aber, welche auf alle diese vergangenen Bilder mehr oder minder fallen; die Irrthümer und Mängel, welche mit in das Ganze der individuellen Leistungen dieser Männer verflochten sind; das Unkraut, das in das Waizenfeld ihrer Geistesarbeit mitgesäet ist, dieß verschwindet vor dem großen und weiten Blicke des spätern Betrachters, der auf ihren Schultern steht, ebenso sehr, wie die kleinen Schwächen und Trübungen des individuellen Charakterbildes großer Männer überhaupt vor dem verklärenden Blicke der Nachwelt sich verwischen. Auch die Helden der Aufklärung mußten der menschlichen Schwäche, dem Irrthume, den Schranken ihrer Zeit den schuldigen Tribut zahlen. Es irrt der Mensch, so lang er strebt; aber im aufsteigenden Lebensgange wird auch der Irrthum zur Stufe der Wahrheit.

Wer es darum unternimmt, die Walhallagenossen in der Ruhmeshalle der religiösen Aufklärung für denkende und gebildete Leser zu schildern, und sie als selbstredende Zeugen für die Freiheit des Denkens in Sachen der Religion auftreten zu lassen, hat in unserer Zeit nicht mehr nöthig, sich wegen eines solchen Versuchs erst noch zu entschuldigen oder zu rechtfertigen. Vor fünfzig, sechzig Jahren war es allerdings in dieser Rücksicht noch anders. Damals konnte ein Autor, welcher die Schriften der englischen Freidenker vor seinen Lesern die Revue passiren ließ, noch für nöthig erachten, sich darüber also auszusprechen: Die Einwürfe der Freidenker haben keine so gefährliche Wirkung und machen keinen so schädlichen Eindruck bei den Lesern, wenn man sie nur historisch erzählt, ihr System in einen kurzen Entwurf bringt, und dabei das Blendwerk und Gift wegläßt, das sie hinzugethan haben. Ich würde mich gewiß länger besonnen haben, von manchen freidenkerischen Schriften einige Nachricht zu ertheilen, wenn ich nicht gewußt

hätte, daß einsichtsvolle und fromme Gottesgelehrte in unsern Tagen behauptet hätten, man solle aus verbotenen Büchern, wenn sie auch wider die christliche Religion gerichtet wären, kein so großes Geheimniß machen; es wäre besser, wenn man heimliche und hinterlistige Feinde öffentlich angriffe, und die Schwäche ihrer Waffen Jedermann vor Augen legte, als wenn man den Freidenkern Anlaß gäbe, bei ihren Anhängern vorzugeben, die Rechtgläubigen fürchteten sich vor ihren Angriffen, sie verboten daher ihre Schriften und hielten die Meinungen, die sie vortrügen, so geheim. Durch dieses falsche Vorgeben könnten schwache Gemüther sich leicht verleiten lassen, die Freidenker für weise und unüberwindlich zu halten; ein Gift, das man als Gift kenne und davor gewarnt würde, thäte keinen so großen Schaden, als wenn man dasselbe für eine gesunde Speise oder wohl gar für eine heilsame Arznei, die nicht Jedermann bekannt wäre, zu sich nähme oder doch danach lüstern gemacht würde *).

Jetzt sind die Zeiten Gottlob! anders geworden, und die Aufklärung hat bereits Früchte getragen. Die Phrasen unserer sogenannten Frommen und specifisch Gläubigen vom Gift und Blendwerk der Freigeister verschwinden vor dem freien Lichtblicke der göttlichen Sonne des aufgeklärten Menschengeistes. Was Jene in ihrer trüben Religiosität von dem Schaden und Aergerniß faseln, welches durch die hinterlistigen Feinde der Religion entstehe, prallt macht- und wirkungslos ab an dem ehernen Brustharnisch eines jeden mit tiefster und wahrster, weil vom Lichte des Gedankens durchleuchteter und geläuterter, Religiosität erfüllten Gemüthes. Und was einem dürren und herzlosen Glauben, einer hohlen und leeren Orthodoxie als eitle Anmaßung des Verstandes und heillose Thorheit erscheint, das ist für den aufgeklärten Geist das Edelste und Höchste,

*) Thorschmids Versuch einer vollständigen Engelländischen Freidenker-Bibliothek. Erster Theil, 1765. S. 11 f. der Vorrede.

wovon jene Fanatischen in ihrer todten Gewohnheit des Glaubens und gedankenlosen Denkens von fern keine Ahnung haben.

Mit solcher Ueberzeugung und dem daraus entspringenden Muthe der Wahrheit eröffnen wir nunmehr vor unsern Lesern die Gallerie der Männer des freien Denkens in der Religion, der Männer, welche durch ihr Streben und Wirken sich um die Vertheidigung der ewigen Rechte der Vernunft und die Erweckung des freien Selbstbewußtseins der Menschheit ein wesentliches Verdienst erworben haben, und denen darum auch unser gegenwärtiges Zeitalter zum größten Danke verpflichtet ist. Indem wir mit diesem Werke für unsern Theil selber einen nicht unnützen Beitrag zur Beförderung des großen Tempelbaues religiöser Aufklärung zu liefern hoffen, wird es uns ein freudig lohnendes Gefühl sein, wenn mancher auf seinem Wege zur Freiheit des Denkens noch unentschiedene und schwankende Geist aus unserer Chrestomathie der Repräsentanten der religiösen Aufklärung die Ueberzeugung gewänne, daß es eitel verlorne Mühe sei, den Strom der Freiheit zu hemmen, welcher unaufhaltsam und sicher vorwärts geht zur neuen Welt!

Wir folgen in unserer Darstellung dem Gang der Geschichte selbst und widmen den ersten Theil des Werkes den englischen Deisten, den zweiten den französischen Freidenkern, den dritten den Helden der deutschen Aufklärung.

Erster Theil.

Die englischen Deisten.

Erster Theil.

Die englischen Deisten.

Erstes Capitel.

Herbert von Cherbury.

Der erste Freidenker und Deist Englands war Herbert von Cherbury oder Chirbury. Zu der Zeit, da die ersten Keime deistischer Denkungsart in England aufgingen, galt als der Ausdruck des religiösen Glaubens der Satz des großen englischen Denkers Franz Bacon: Je mehr ein göttliches Geheimniß ungereimt und unglaublich ist, desto mehr Ehre erweisen wir Gott durch das Fürwahrhalten desselben, desto glänzender ist der Sieg des Glaubens. Der eben genannte Philosoph hatte die zwei Hauptgebiete des Erkennens, Glauben und Wissen, scharf geschieden; nur der eine weitere Schritt war noch nöthig, das Organ des Wissens, die denkende Vernunft auch auf das Prinzip des Glaubens und den Inhalt der Religion anzuwenden.

Dieser Schritt, mit welchem der englische Deismus als Freidenken in religiösen Dingen begann, wurde von dem ritterlichen und kühnen Lord Herbert, Baron von Cherbury, in einer Zeit gethan, wo England in blutigen Religionskriegen von bürgerlichem und politischem Unglück schwer heimgesucht war.

Eduard Herbert war im Jahr 1581 zu Montgomerycastle, in den romantischen Gegenden von Nordwales, von altadeligen Eltern geboren. Sein Vater hieß Richard Herbert und stammte aus dem Hause der Grafen von Pembroke, seine Mutter hieß Magdalena Newport. Als Kind fing er erst so

spät zu reden an, daß man fürchtete, er würde stumm bleiben; eine seiner ersten Fragen war, wie er auf die Welt gekommen sei; wegen kecker Händel, die er mit ältern Knaben hatte, wurde er öfters gezüchtigt, niemals aber hatte er sich Lügen zu Schulden kommen lassen.

Im Jahre 1595, in seinem vierzehnten Lebensjahre, wurde Herbert in das Collegium der Universität Oxford geschickt, um seine wissenschaftliche Schulbildung zu vollenden. In seinem sechszehnten Jahre ward er mit einer reichen Verwandtin verheirathet, mit welcher er auch ganz glücklich lebte, ohne indessen dem Familienleben sich mit Vorliebe zu widmen. Nach seiner Verheirathung setzte er zunächst seine Studien in Oxford bis zu seinem achtzehnten Jahre fort und widmete sich daneben den Beschäftigungen eines jungen Edelmanns.

Im Jahre 1603 wurde der zwei und zwanzigste junge Mann bei Gelegenheit der Krönung des Königs Jakobs des Ersten zum Ritter von Bath oder Ritter des Bathordens ernannt und ihm verschiedene Aemter übertragen. Der Drang nach Wissen und Abentheuern trieb ihn aus seiner Familie in die Fremde; er überließ seiner Gemahlin die Einkünfte aller ihm zugebrachten Güter und reiste im Jahre 1608 nach Frankreich, wo er namentlich in Paris viel in vornehmer Gesellschaft lebte, nicht minder aber auch mit Gelehrten verkehrte. Nach einem kurzen Aufenthalt in seiner Familie begab er sich im Jahre 1610 nach Flandern, wo er als Freiwilliger in die Armee des Prinzen Moritz von Oranien eintrat und mancherlei Abentheuer erlebte, die ihm den Ruf eines tapfern und edeln Ritters verschafften.

Nach einem abermaligen kurzen Aufenthalt in England trat er im Jahre 1614 wiederum in Dienste des Prinzen von Oranien, welcher ihm hohe Auszeichnungen zu Theil werden ließ. Nachher durchreiste er Deutschland und Italien; als er aber dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen in Languedoc Soldaten werben wollte, wurde er daselbst verhaftet, jedoch

bald wieder entlassen und kehrte durch die Schweiz nach Flandern zurück, wo er jedoch keine Aussicht zu einem Feldzuge fand. Nach England zurückgekehrt, war er anderthalb Jahre lang von einem periodischen Fieber gequält, wobei er die guten Zwischentage dem Studium widmete.

Im Jahre 1616 wurde ihm die Ehre zu Theil, von seinem König zum außerordentlichen Gesandten beim französischen Hofe ernannt zu werden, mit dem Auftrag, die Verbindung zwischen England und Frankreich zu erneuern. Nachdem dieß mit vielem Glanz und Pomp geschehen war, residirte er als ordentlicher Gesandter in Paris, als welcher er in Auftrag seines Königs den Versuch machte, die Lage der durch Ludwig den Dreizehnten in Frankreich verfolgten Protestanten zu verbessern. Als er jedoch hierbei in Conflicte mit dem Herzog von Luyers, dem Günstlinge des französischen Königs, kam, wurde er im Sommer 1621 von seinem Posten zurückgerufen und durch einen andern Gesandten ersetzt. Im darauffolgenden Jahre, nach des Herzogs Tode, wurde jedoch Herbert abermals mit ausgedehnten Vollmachten von seinem Hofe als Gesandter nach Paris gesandt und im Jahre 1625 zum Peer von Irland, unter dem Titel eines Barons von Kerry oder Castle-Island, von Jakob erhoben, welche Würde Karl der Erste im Jahre 1630 in die eines Peers von England, unter dem Titel eines Barons von Cherbury, verwandelte.

Nachdem jedoch Lord Herbert, während der zwischen dem König und dem Parlament entstandenen Irrungen und Verwicklungen, die Partei des Königs verlassen und zur Partei des Parlaments übergegangen war, wurde sein Stammschloß Montgomerycastle von der Königspartei geschleift, wofür ihn jedoch das Parlament mit einer Pension entschädigte. In seinem sechszigsten Lebensjahre schrieb er seine Selbstbiographie, welche man im Jahre 1730 in einem der Herbert'schen Familie gehörigen Schlosse zu Montgomeryshire fand und die in einigen wenigen Exemplaren als Manuscript für Freunde gedruckt

wurde. Sieben Jahre später, am 20. August 1648, starb er zu London und wurde außerhalb dieser Stadt in der Kirche des heiligen Giles begraben.

Seiner Anordnung gemäß wurde ihm folgende Grabschrift, in lateinischer Sprache, gesetzt:

„Hier liegt der Körper Eduard Herberts, Ritters vom Bade, Barons von Cherbury und Castle-Island, des Verfassers der Schrift: Von der Wahrheit. Ich ward wieder den Gräsern *) gleich, am zwanzigsten August im Jahre des Herrn 1648."

Als Freidenker und Deist erscheint Herbert hauptsächlich in zwei Schriften, unter welchen die auf seinen Wunsch in seiner Grabschrift genannte Schrift „Von der Wahrheit" sein Lieblingswerk war. Sie war von ihm in England begonnen und entworfen, aber im Jahre 1624 in Paris, unter den Zerstreuungen seines dortigen Gesandschaftslebens, vollendet worden. Ihr vollständiger Titel lautet, in deutscher Uebertragung, also: „Von der Wahrheit, sofern sie von der Offenbarung, von dem Wahrscheinlichen, Möglichen und Falschen unterschieden ist." In seiner Selbstbiographie erzählt der Verfasser, daß er zwar von gelehrten Freunden zur Veröffentlichung dieses seines Lieblingswerkes aufgefordert und ermuntert worden sei, dennoch aber lange Zeit Bedenken getragen habe, sie erscheinen zu lassen. So voller Zweifel — erzählt der Autobiograph — saß ich an einem heitern Sommertag in meinem Zimmer. Mein Fenster war gegen Süden offen, die Sonne schien hell, kein Lüftchen regte sich. Ich nahm mein Buch „Von der Wahrheit" in die Hand, warf mich auf meine Knie und betete andächtig in folgenden Worten: „O du ewiger Gott, du Urheber dieses Lichtes, das mich jetzt bescheinet, du Geber

*) Die im lateinischen Text der lateinischen Grabschrift enthaltene Anspielung des Wortes „herbæ" auf den Namen „Herbert" läßt sich im Deutschen nicht wiedergeben.

aller innern Erleuchtung, ich flehe dich an, nach deiner unendlichen Güte mir eine größere Bitte zu verzeihen, als sie ein Sünder thun sollte. Ich bin nicht zuversichtlich genug, ob ich dieses Buch bekannt machen darf, oder nicht. Gereicht die Bekanntmachung desselben zu deiner Verherrlichung, so bitte ich dich, gib mir ein Zeichen vom Himmel; wo nicht, so will ich es unterdrücken!" Kaum hatte ich diese Worte ausgeredet, als ein lautes und doch zugleich sanftes Getöse vom Himmel kam, denn es war keinem Schalle auf Erden gleich. Dieß richtete mich dermaßen auf und gab mir eine solche Befriedigung, daß ich mein Gebet für erhört hielt und das verlangte Zeichen zu haben versichert war. Hierauf entschloß ich mich also, mein Buch drucken zu lassen. Ich bezeuge vor dem allwissenden Gotte, daß dieß, so fremd es auch immer scheinen mag, wahr ist; ich bin auch gewiß nicht abergläubischer Weise hierin betrogen worden; denn ich hörte nicht nur das Getöse ganz deutlich, sondern ich wollte auch noch den Ort zeigen, woher es kam; es war der heiterste Himmel, den ich jemals gesehen habe, und kein Wölkchen an demselben.

Gibt sich diese Schrift Herbert's „Von der Wahrheit" gewissermaßen als eine Theorie und Kritik des Erkennens zu erkennen, wobei es sich, nach des Verfassers ausdrücklicher Bemerkung, nicht um die Wahrheiten des Glaubens, sondern um die des Wissens handelt; so stellt sich das zweite Hauptwerk desselben, die Schrift „Von der Religion der Heiden und den Ursachen ihrer Irrthümer", wovon der erste Theil im Jahre 1645 in London, das Ganze nach des Verfassers Tode, im Jahr 1663 vollständig in Amsterdam erschien, als eine Kritik der Religion dar. Diese beiden Hauptwerke des freidenkenden Lords, an welche sich zwei kleine Abhandlungen: „von den Ursachen der Irrthümer" und „von der Religion eines Laien", als Anhang anschließen, ergänzen sich gegenseitig und lassen uns seine Lehre in folgendem Zusammenhang erkennen.

Der letzte und einzige unterscheidende Charakter des

Menschen — lehrt Herbert — ist die Religion. Allerdings können Einige als irreligiös, ja als Atheisten erscheinen; aber in Wahrheit sind sie keine solche, sondern nur soviel ist an der Sache, daß sie, während andere Menschen Gott falsche und abscheuliche Eigenschaften andichten, lieber gar keinen Gott glauben wollen, als einen solchen. Behauptet man jedoch, es lassen sich einige völlig irreligiöse Menschen, ja sogar Atheisten finden, was ich jedoch nicht glaube; so bedenke man, daß man auch nicht weniger Wahnsinnige und Unvernünftige unter denen finden kann, welche die Vernünftigkeit als das höchste unterscheidende Merkmal des Menschen aufstellen. Aber nicht jede Religion ist gut, welche eine Offenbarung aufweisen kann, noch ist die aus solcher Religion hervorgehende Lehre immer nothwendig oder auch nur nützlich; Manches der Art kann, Manches muß sogar gestrichen werden. Und für diesen Zweck ist die Lehre von den Gemeinbegriffen so wichtig, daß ohne sie eine Wahl unter den verschiedenen vorhandenen Offenbarungen und unter den verschiedenen Offenbarungen nicht leicht stattfinden kann.

Denn unzureichend für diesen Zweck ist dasjenige, was der gewöhnliche positive Glaube darbietet, daß man zum Beispiel auf die menschliche Vernunft sich nicht verlassen dürfe, sondern an die Stelle derselben den Glauben setzen müsse; daß die positive Kirche nicht irren könne und ihr in religiösen Dingen ein unumschränktes Recht zugestanden werden müsse; daß man sich über die Autorität und den Ausspruch der Priester nicht hinwegsetzen dürfe, sondern ihre Aussprüche und Lehren, selbst wenn sie über die menschliche Fassungskraft hinausgingen, geruhig annehmen müsse. Solcherlei Gründe, die nach der Verschiedenheit der Zeit und des Ortes ebenfalls verschieden sind, können nämlich eben so gut für eine falsche, als für die eine wahre Religion sprechen; jeder mögliche Glaube wird sich aus solchem Saamen bilden und Aehren treiben.

Welcher ganz gewöhnliche Betrüger würde es verschmähen, dergleichen Sätze seiner saubern Heerde einzuprägen, welche sicherlich geeignet sind, den rohesten Sklavendienst zu begründen? Welche Fabelei wird irgend einmal ein Ende nehmen, besonders wenn die listigen Religionsgesetzgeber ihre Lehren vom Himmel selbst empfangen zu haben vorgeben, sie, die da gewöhnt sind, Falsches und Wahres untereinander zu werfen und das Wahre durch das Falsche zu zerstören? Wenn man darum der Wahrheit nicht durch die Gemeinbegriffe eine feste Bahn ebnet, so kann sich die größte Abgeschmacktheit aufrechthalten, und es entsteht eine systematische Blindheit, während doch der Mensch vor dem höchsten und letzten Richter nicht durch Andere gerechtfertigt wird, sondern selbst für seine Handlungen, wie für seinen Glauben einstehen muß.

Die eignen Wahrheiten, die dem Geist des Menschen ursprünglich mitgegeben sind, so daß er des äußern Dienstes der Gegenstände nicht bedarf, sind eben die Gemeinbegriffe. Es gibt eben so viele Vermögen des Geistes, als Verschiedenheit der Dinge, und jedes Vermögen hat seine Gemeinerkenntniß; alle Erfahrung ist von diesen Gemeinbegriffen erst abhängig, ohne welche wir durchaus Nichts erfahren können. Man entdeckt die Gemeinbegriffe dadurch, daß man in Beziehung auf einen bestimmten Kreis von Dingen diejenigen Gedanken aufsucht, über welche allgemeine Uebereinstimmung herrscht; denn was in Allem auf eine und dieselbe Weise sich verhält, das muß vom natürlichen Instinct abgeleitet werden. Die Gemeinbegriffe sind theoretische und praktische; das Gewissen hat seine eignen Gemeinbegriffe; vor seinem Gerichtshof wird nicht nur überhaupt, was gut und böse sei, sondern auch die verschiedenen Stufen des Guten und Bösen durch Gemeinbegriffe erwogen, damit am Ende ein Ausspruch darüber zu Stande komme, wie gehandelt werden solle. Wie das Sittlich-Gute, ist auch das Gesetz, sowie die Religion ein Gemeinbegriff.

Die Grundlehren der Religion müssen also durch die

Gemeinerkenntniß zum Voraus festgesetzt werden, damit das, was durch den wahren Ausspruch des Glaubens noch hinzukommt, gleichsam als Oberschwelle und Zuspitzung auf ihrem Unterbau ruhen möge. Daraus geht aber hervor, daß man nicht blindlings jede Religion annehmen dürfe, sondern ihre Grundlage erforschen müsse, auf welcher zugleich ihr Ansehen und ihre wahre Bedeutung beruht, das heißt: daß eine Prüfung der Religion nach den Gemeinbegriffen stattfinden müsse, und erst die Uebereinstimmung mit ihnen muß jeder Religion, jeder Religionsurkunde, jedem Propheten, sollen sie gut sein, ihren Charakter aufdrücken. Und wie dieselben von jedem vernünftigen und ächten Menschen anerkannt werden, so besteht in ihnen die wahre katholische Kirche, die niemals aufhört und in welcher Gottes Gemeinvorsehung ihren Triumph feiert.

Gott hat sich sowohl im Innern des Menschen, als in der Natur geoffenbart; indem Gott die Sehnsucht nach einem ewigen Leben und einem seligern Zustand in Alle gelegt hat, hat er zugleich sich selbst, welcher der Selige und welcher jenes ewige Leben selbst ist, stillschweigend angedeutet. Da aber dabei Gott gleichsam noch der Verborgene war, so hat er sich, um würdiger verehrt zu werden, in dem großen Werke der Welt geoffenbart. Darum forschten die Alten in ängstlichen Seelen, ob es da oder dort ein Ewiges gebe, wohl ahnend, daß aus Vergänglichem nur vergängliche Güter fließen könnten. Und da sie nun sahen, daß hier unterm Monde Alles dem Werden und Vergehen unterworfen sei, so wandten sie sich zum Himmel und zu den Gestirnen, und fanden in den Gestirnen etwas Ewiges, Wechselloses, Seliges, sowie die Regel für die Dinge unterm Himmel. So kam es, daß ihnen mit der Verehrung auch kein unbedeutender Dienst erwiesen wurde, zwar nicht als der höchsten Gottheit, aber doch als deren vorzüglichsten Dienern. Man gab ihnen den Namen Gott nicht in dem Sinne, in welchem wir heutzutage dieses Wort gebrauchen, sondern in einem weitern, uneigentlichen Sinne.

Und zwar erhob man zuerst die Gestirne erster Größe, Helle und Kraft, die Sonne und den Mond, sodann die Planeten, insbesondere Venus und Merkur, vor den Fixsternen zu Göttern.

Zwar ist die Verehrung des höchsten Gottes an sich älter, da sie dem Herzen selbst eingepflanzt ist; allein man wollte in der Urzeit in den Werken Gottes Gott selbst verehren, und es war allerdings so gemeint, daß in den Gestirnen, dem Himmel u. s. w. der höchste Gott selbst angebetet werden sollte. Die reine Form der Religion in der Urzeit blieb aber nicht; es entstand die Frage, ob außer einem reinen Sinn und frommem Leben noch ein anderer Gottesdienst bequem angeordnet werden könne; da trat eine Secte auf, welche behauptete, man müsse Gebräuche und Ceremonien dem innern Gottesdienste beifügen. Jeder Größe müsse eine äußere Ehre erwiesen werden; stütze sich doch die königliche Macht vornämlich auf Gebräuche und Ceremonien, wie viel mehr müsse man Gott, von dem Alles kommt, die ausgezeichnetste Verehrung widmen! Man müsse seine vorzüglichsten Diener zugleich verehren; denn setze man diese hintan, so könne man den höchsten Gott nicht genug nach seiner Würde verehren.

Durch solche und ähnliche nicht unpassend erscheinende Gründe wurde die Menge bewegt, ohne daß sie jedoch noch wußte, durch welche Gebräuche und Ceremonien der höchste Gott verehrt werden sollte. Im Fortschritte der Zeit traten unter den Menschen falsche Propheten auf, welche vorgaben, von Gott Weisung und Gebot erhalten zu haben, diesen oder jenen Stern, ja alle Gestirne zu verehren, ihnen zu opfern, Tempel zu bauen und ein Bild zu machen, das von Allen verehrt werden solle, und sie gaben auch die Gestalt an, die ihnen als das Bild des Sternes geoffenbart worden sei. So kamen die Menschen zu den Bildern in den Tempeln und stellten sie unter Bäume auf den Gipfeln der Berge und auf Hügeln auf; sie versammelten sich und beteten diese Bilder an, indem sie der Menge andeuteten, von ihnen käme alles

Gute und Böse, weßhalb dieselben mit allem Recht geehrt und gefürchtet werden müßten. Daraus verhießen dann die Priester alles Glück und Heil und schrieben den Menschen vor, was sie thun und lassen sollten.

Darauf traten einige Betrüger auf, welche aussagten, ein Stern oder Himmelskörper oder Engel habe selber zu ihnen geredet und habe die Weise der Verehrung, sowie das Thun und Lassen der Menschen vorgeschrieben. Von den Aegyptern ging diese Weise aus, ging dann zu den Syrern und benachbarten Völkern über, von da zu den Griechen und Römern; denn aus dem Orient kam fast alle Religion und jeglicher Aberglaube, und bis auf Constantin's Zeiten wurde es nicht abgeschafft. Gestützt wurde dieser Betrug der Priester durch Weissagungen auf die Zukunft, welche zweideutig waren und bei denen man deßhalb seine Autorität für jeden Fall sichern konnte. So führten die Priester Ceremonien ein, welche sie allein ersannen, so daß zuletzt die gewissesten Artikel der Religion, wie Glaube an den höchsten Gott, feste Hoffnung auf ihn, Liebe zu Gott und Tugend, diese beste Norm des Gottesdienstes, vom Priesterstande ganz hintangesetzt wurden, Zusätze in Lehren, Gebräuchen, Ceremonien und Institutionen zur ursprünglichen Religion hinzukamen und dadurch die religiösen Grundwahrheiten verdeckt und entkräftet wurden, statt daß denselben zu Einfluß und Wirksamkeit verholfen worden wäre.

Trotzdem wurden die Grundsäulen der reinen Religion und der allgemeinen Vorsehung Gottes, obwohl durch eine schwere Masse von Irrthümern beinahe verschüttet, von Einsichtigeren aufgefaßt, welche den höchsten Gott verehrten und sich zu den übrigen priesterlichen Dogmen entweder still wegwerfend oder zweifelnd verhielten.

Nicht alle Religionen haben Götter, alle aber haben wenigstens Einen Gott; jede hat ein höchstes Wesen, als dessen Eigenschaften einstimmig angeführt werden: Seligkeit, Weltziel, Weltursprung, allgemeine Vorsehung, Ewigkeit, Güte,

Gerechtigkeit, Weisheit, Unendlichkeit, Allmacht, Freiheit. Solche Eigenschaften des göttlichen Wesens, welche auf keinen Gemeinbegriff sich stützen und darum verworfen werden müssen, sind: das Veränderliche, das Körperliche, das Vielfältige, das Besondere, das Willkürliche und Launenhafte; denn ein höchstes Wesen von solchen Eigenschaften ist ein leeres Bild der Phantasie ohne alle Wirklichkeit.

Ueber die Anbetung der Götter herrscht keine Uebereinstimmung; der Gemeinbegriff lehrt nur die Anbetung eines Gottes überhaupt. Daraus schließen wir, daß die ursprünglich göttliche Religion bei jedem Volke in bestimmter Gestaltung nicht bloß wegen der Wohlthaten, die in der allgemeinen Vorsehung ihren Grund haben, überall geheiligt wurde, sondern auch wegen derjenigen, die ein Ausfluß der Gnade oder der besondern Vorsehung sind. Man glaubte also aus menschlichem Gemeinbegriffe, daß das himmlische Wesen nicht bloß angebetet, sondern auch durch Bitten bestimmt werden könne. Hierin hatte auch das Orakelwesen und die Wahrsagung ihren Grund; es beziehen sich darauf die Gebete, Gelübde, Danksagungen u. s. w.; aus dieser Quelle sind die Tempel und Heiligthümer nebst der Ehrenauszeichnung und Bevorrechtung des Priesterstandes hervorgegangen.

Freilich haben die Priester auf dem Wege des listigen Kunststückes Heiliges mit Unheiligem, Wahres mit Falschem, Mögliches mit Wahrscheinlichem, kurz die ächte Verehrung Gottes mit falschem Ceremonienwesen und unsinnigem Aberglauben vermengt, und dadurch im Allgemeinen die ganze Reinheit der Religion verdorben, besudelt und entweiht; daher entstand auch ihre Verachtung.

Ueber Religionsgebräuche und Ceremonien, über geschriebene und nicht geschriebene Ueberlieferungen, über Offenbarungen und dergleichen herrscht keine Uebereinstimmung unter allen Menschen, die größte Uebereinstimmung jedoch über die rechte Tugend, welche aus den Gemeinbegriffen des Gewissens her-

vorgehend und mit Frömmigkeit verbunden des Menschen wahre Hoffnung, wahren Glauben, wahre Liebe, wahre Freude und wahre Seligkeit hervorbringt. Obgleich nämlich unsere sinnliche Natur vor der geistigen entwickelt wird, so haben doch die Menschen jeder Zeit und jedes Ortes die harte und strenge Tugend, die Bekämpferin unserer leiblichen Sinnlichkeit, nicht blos anerkannt, sondern auch laut als verehrungswürdig gepriesen, besonders als wirksames Mittel, um unsere Seele von den Banden des Körpers zu befreien; denn die Tugend ruft unsere Seele, wenn sich dieselbe mitten in den Genüssen gewissermaßen wälzt, nicht blos daraus zurück, sondern sie bringt dieselbe so glücklich zu ihrem Ursprunge, daß sie frei von der Verbindung mit dem Laster, frei von der Furcht des Todes, ganz ihrem Wesen folgen kann.

So verschieden auch die heiligen Gebräuche und Opfer in den verschiedenen Religionen sind und waren, so trifft man dennoch überall solche, denen der Gemeinbegriff zu Grunde liegt, daß unsere Vergehen durch Buße getilgt und auf diese Weise ein neues Friedensverhältniß mit Gott gestiftet werden könne. Diese allgemeine Uebereinstimmung der Religionen wird durch das Gewissen selbst bestärkt, sofern uns der innere Sinn sagt, daß die am meisten verbotenen Fehler den größten Grad von Reue verlangen. Daß also die sittliche Erneuerung durch Reue zu bewirken sei, lehrten bereits sowohl Philosophen, als Priester des heidnischen Alterthums, letztere freilich mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie selbst dabei mitzuwirken hätten. Hätten sie nur auch das Volk recht gründlich von der unerläßlichen Nothwendigkeit der Reue überzeugt. Dieß haben sie aber gerade versäumt und haben das in der Reue enthaltene allgemeine Reinigungsmittel der Natur auf verkehrte Weise durch vielerlei Ceremonien zu einem Geheimniß, sich selbst aber zu alleinigen Inhabern dieses Geheimnisses zu machen gesucht.

Wenn sich die Sünder nur ganz ihren Priestern anver-

trauten, so durften sie im Uebrigen ganz ruhig sein, denn als Vermittler zwischen Gott und den Menschen gingen die Priester so weit, in Folge einer von Gott ihnen verliehenen Macht dem Volke die Vergebung der schwersten Sünden zu verheißen, so daß Philosophen und aufgeklärte Geister des Alterthums gegen einen solchen unsinnigen Mißbrauch förmlich protestirten und geradezu erklärten, daß die Erkenntniß der begangenen Sünde und der mit dem guten Vorsatze verbundene Schmerz der Seele die ausschließliche Hauptsache sei.

Nach der Lehre der verschiedenen positiven Religionen hat man die ewige Belohnung der Tugend bald im Himmel bald in den Gestirnen, bald in den Gefilden des Elysiums, bald in der Selbstbetrachtung heimisch sein lassen, und die ewige oder vorübergehende Bestrafung der Bösen wird bald in die Seelenwanderung, bald in die Hölle, bald mitten in den Luftraum, oder auch in den bloßen Tod gesetzt. Hierin ist also keine Uebereinstimmung, außer in dem Wesentlichen, daß auf dieses Leben Belohnung oder Bestrafung folge, wie nicht blos jede Religion, sondern auch das Gewissen direct oder indirect lehrt. Dadurch erhalten wir einen neuen religiösen Gemeinbegriff, welcher nicht dadurch geschwächt wird, daß Manche die Unsterblichkeit des Menschen leugnen. Denn wenn sie damit die Bestrafung des sündigen Menschen aussprechen wollen, so geben sie doch wenigstens die endliche Bestrafung des Lasters zu; wollen sie aber die Unsterblichkeit des Menschen durchaus leugnen, so mögen sie immerhin sinnlos sein.

Diejenigen kirchlichen Lehren, durch welche das Dasein eines höchsten Wesens gelehrt, die Pflicht der Verehrung dieses höchsten Gottes befohlen, Tugend und Frömmigkeit als Haupttheile der Gottesverehrung vorgeschrieben, Reue über die Sünden und Besserung gefordert und eine Vergeltung theils in diesem, theils in jenem Leben ausgesprochen wird, sind demnach von Gott stammende und in unser Inneres geschriebene Gemeinbegriffe. Alle Lehren, welche in der Bibel vorgetragen

werden, haben die Festsetzung dieser fünf allgemeinen Wahrheiten zum Endzwecke; und es wird in derselben kein Sakrament, keine Ceremonie eingeschärft, welche nicht auf die Befestigung dieser fünf Artikel abzweckte oder abzuzwecken schiene. Wenn dagegen in den Lehren irgend einer Religion mehr als Ein Gott angenommen, seine Verehrung nicht verlangt, die Sünde nicht verboten, Reue nicht gefordert und in Hinsicht auf den Zustand der Seele nach dem Tode geschwankt wird, so sind die Lehren einer solchen Religion weder Gemeinbegriffe, noch überhaupt Wahrheiten.

Nicht jede Religion ist darum gut und führt die Menschen zu ihrem Heil, da in vielen Religionen der Glaube über das Handeln gesetzt wird; gleichwohl finden sich in jeder Religion Mittel zur Gottwohlgefälligkeit, vorausgesetzt, daß zwischen dem Wesentlichen und Ursprünglichen in der Religion und dem Neuen und Unwesentlichen unterschieden und die Verkehrtheiten der Priester vermieden werden, welche die Religion und die Menschen dadurch betrügen, daß sie das Zufällige der Ceremonien zur Hauptsache machen wollen.

Aus jenen fünf religiösen Gemeinbegriffen besteht die wahre allgemeine Kirche, welche nicht durch äußerliche Feststellung und Verfassung, sondern lediglich durch diese Wahrheiten gebildet wird und in denselben untrüglich ist. Sie allein entfaltet nämlich die allgemeine Vorsehung Gottes oder die Weisheit der Natur, so daß die gewöhnlichen Anpreisungen der einzelnen positiven Religionen nur unserer katholischen Kirche zukommen, jede besondere Kirche in dem Grade dem Irrthume ausgesetzt ist, als sie sich von ihr entfernt. Denn der Frömmigkeit ist es gestattet, Alles zu glauben, was den Eigenschaften Gottes nicht geradezu und offen widerspricht, und die besondere Kirche hat insoweit auch freien Spielraum in der Anordnung der äußern Gottesverehrung, da außer dem gemeinschaftlichen Frieden und der Eintracht Aller die Heiligkeit des Lebens der Hauptzweck der Religion ist.

Sicherlich hätte der menschliche Geist zu allen Zeiten und an jedem Orte mit diesen religiösen Grundbegriffen Einsicht und Kraft genug besessen, um sich von Aberglauben und Fabeln frei zu machen, wenn ihm nicht unglücklicher Weise hierin der Instinct fehlte, den die Thiere des Waldes dadurch beurkunden, daß sie nur die gesunden Kräuter verzehren, die schädlichen dagegen stehen lassen. Man kann also die Vernunftreligion einem Kreise vergleichen, von welchem, weil sonst sein Wesen verändert würde, Nichts hinweggenommen und zu welchem nur so viel hinzugefügt werden darf, als möglich ist, ohne die Natur des Kreises ganz zu verdecken oder unkenntlich zu machen.

Dieses Letztere aber ist eben die Offenbarung, deren Grund von der Autorität des Offenbarenden ausgehen muß, und deren Wahrheit und Annehmbarkeit besonders von folgenden drei Punkten abhängt: erstens, daß Gebet, Glaube, kurz Alles was die allgemeine oder specielle Offenbarung herausfordert, vorausgeschickt werde; zweitens, daß sie dir selbst unmittelbar zu Theil werde; denn was man von Andern als geoffenbart empfängt, das ist schon nicht mehr Offenbarung, sondern Ueberlieferung, Geschichte, deren Wahrheit als vom Erzähler abhängig für uns höchstens nur wahrscheinlich ist; drittens, es muß etwas ausnehmend Gutes oder Wahres durch die Offenbarung nahe gelegt werden; viertens, du mußt den Hauch der Gottheit fühlen, dann erst werden die innern Thätigkeiten der Vermögen, in Beziehung auf Wahrheit, von äußern Offenbarungen sich unterscheiden lassen.

Will nun aber ein Priester eine Offenbarung geltend machen, so hat er nicht bloß diesen drei Bedingungen zu genügen, sondern auch noch folgenden. Erstens muß außer allen Zweifel gesetzt werden, daß die Offenbarung dem Priester in der That zu Theil wurde. Zweitens muß diese Offenbarung als wirklich von Gott selbst kommend erwiesen werden. Drittens muß der Inhalt der Offenbarung mit der größten Treue und durch

dessen selbsteigene Handschrift festgehalten und überliefert worden sein, so daß etwaige Veränderungen derselben alsbald erkannt und getilgt werden können. Viertens muß die Offenbarung in so inniger Beziehung zu den Nachkommen stehen, daß sie nothwendig in einen Glaubensartikel übergehen muß. Kann der Priester diesen Bedingungen nicht genügen, so wird sich der einsichtige Laie in Betreff solcher Offenbarung nur so weit einlassen, als ihm die religiösen Grundartikel oder Gemeinbegriffe gestatten, gegen die unsere an eine jede Offenbarung gestellten Forderungen nicht im Mindesten verstoßen und mit denen insbesondere die zehn Gebote Mosis vollkommen übereinstimmen.

Wer da behauptet, unsere fünf Grundsäulen der reinen Religion seien wohl gut und allgemein, aber zur Erlangung des ewigen Heils nicht hinreichend, der spricht etwas Kühnes, ja Verwegenes aus. Hat doch noch niemand die göttlichen Gerichte ganz erforscht. Aus diesem Grunde möchte ich auch nicht geradezu behaupten, daß jene Artikel hinreichend seien; aber dennoch erscheint mir des Beifalls würdig die Ansicht derer, welche so fromm als milde von den Gerichten Gottes denken, wenn nur der Mensch leistet, was er vermag; denn es steht nicht in eines Jeden Macht, daß Glauben oder Ueberlieferungen, wie lar sie sein mögen, gehörig an ihn kommen; auch kann unsern fünf Artikeln aus der gesunden Vernunft kein Dogma beigefügt werden, durch welches die Menschen aufrichtiger und frömmer, Friede und öffentliche Eintracht aber gesicherter werden könnten.

Jedenfalls muß dem Laien das freie Urtheil bleiben, er muß in den Urkunden der Offenbarung mit selbständigem Urtheil forschen, das Wesentliche und Nöthige aus dem Unwesentlichen herausfinden und nöthigenfalls sich bloß an die religiösen Gemeinbegriffe halten dürfen. Freilich wird in diesem letztern Falle, nach der Ansicht gewisser Leute, die Religion zu Grunde gerichtet; in keinem Falle verliert jedoch dabei die Sittenlehre

und Tugend Etwas, durch welche Gott so sehr verehrt wird, daß eine mit ihnen verwachsene und übereinstimmende Religion unbedenklich die beste genannt werden darf. Ohne dieß wird denen, welche sich der geraden Vernunft bedienen, die in ihrem Innern erglänzende Hoffnung eines glücklicheren Zustandes nach dem Tode nicht im Geringsten abgeschnitten.

Wollte nun weiterhin Jemand behaupten, daß bei einer allgemein angenommenen Vernunftreligion die Priester zukurz kommen würden, so kann man im Gegentheil sagen, daß sie und die ganze Hierarchie durch vernünftiges Benehmen erst recht zu festem Ansehen gelangen würden. Vernünftig werden sie sich aber zu benehmen wissen, wenn sie sich enthalten, dem göttlichen Wesen falsche Eigenschaften beizulegen, die innere und wahre Gottesverehrung mit äußerlichem zu vertauschen, das ewige Heil in zweifelhaften Dingen zu suchen, die Vergebung der Sünden leichtsinnig zu behandeln und eine mehr als menschliche Weisheit für sich in Anspruch zu nehmen.

Leider ziehen es freilich die Priester vor, darauf zu dringen, daß gerade ihre nur auf Glauben und Wunder gebaute Religion als die einzig und ausschließlich wahre betrachtet werde, und so üben sie eine gottverhaßte Tyrannei, indem sie in ihrer beanspruchten Unfehlbarkeit so weit gehen, daß wer an einer Glaubenslehre Anstoß nimmt, den größten Gefahren, selbst des Lebens ausgesetzt ist, ein Umstand, welcher den Menschen von höherm Geist zur Behutsamkeit mahnt. Sieht er nämlich den großen Haufen nur durch den blinden Glauben in Bewegung gesetzt; so möge er für sich nach seinen größern Kräften das Innere vom Aeußern, das Gewisse vom Ungewissen, das Göttliche vom Menschlichen zu unterscheiden suchen, und heitern Sinnes, fest und unwandelbar seinen eigenen Weg wandeln, indem er der geraden Vernunft und dem bloßen Glauben ihre bestimmten Rollen überläßt und sich nicht weiter darum kümmert, ob die vorgeblichen Wundergeschichten vergangener Jahrhunderte wahr sind, oder nicht.

Daß aber der Gebrauch der Vernunft in religiösen Dingen nicht verwehrt werden dürfe, erhellt aus Folgendem. Soll von gewisser Seite her die menschliche Vernunft als unfähig erklärt werden, so darf man fragen, ob, wenn die menschlichen Fähigkeiten etwa durch die Erbsünde zu schwach wurden, bloß die Fähigkeit des Glaubens von solcher Schwächung ausgenommen worden sei? Wenn dagegen entweder durch die Natur selbst oder durch die Gnade der Erlösung die menschlichen Fähigkeiten vollständig sind, warum soll bloß die Vernunft ihre Kraft mangeln? Werden etwa einige Fähigkeiten wiederhergestellt, andere nicht? Darf der Mensch nur glauben und hat er nur hierin eine gute Befähigung, im Denken aber nicht?

Unläugbare Vortheile des Vernunftgebrauchs in religiösen Angelegenheiten sind jedenfalls folgende: Die allgemeine Vorsehung des göttlichen Wesens erscheint auf diesem Wege in einem viel edlern Lichte, als in irgend einer besondern Religion mit positiver Lehre und Glauben. Die gemeinschaftliche und übereinstimmende Thätigkeit der dem Menschen angebornen Geisteskräfte wird dadurch gefördert, indem es keine Wahrheit der Vernunftauffassung gibt, die nicht in unser Inneres eingeführt ist oder dorthin zurückgeführt wird. Ferner wird auf diesem Wege das Ausgemachte vom Zweifelhaften unterschieden, und es wird bei allgemeiner Anerkennung unserer religiösen Grundartikel verhindert werden, daß die Laien in Folge von harten Glaubensartikeln, die den allgemeinen Wahrheiten beigemischt sind, am Ende gar alle Religion ablegen. Weiterhin erhält die allgemeine Eintracht auf unserm Wege einen Grund. Während nämlich bisher und noch jetzt über die Sätze des Geschichtsglaubens viel gestritten wird, so könnte man bei der allgemeinen Annahme unserer Hauptwahrheiten über unbedeutendere Nebenpunkte milder verhandeln, oder sie dem Ermessen eines Jeden überlassen.

Außerdem wird die Autorität und zweifellose Würde der Religion nur gefördert und auch auf die Hierarchie übertragen,

weil Alle, ohne zu einer Ausflucht greifen zu können, sich der ernsten Verehrung Gottes durch Tugend, der Frömmigkeit und einem reinen Leben einstimmig widmen und zugleich mit den Religionsstreitigkeiten ihren gegenseitigen Haß ablegen werden. Weit entfernt, die Religion zu schwächen, wird die Würde derselben nur noch erhöht, weil der ganze Aberglaube wegfällt, welcher, unter dem Deckmantel der Religion geltend gemacht, die Sitten nicht bessert, da der Wahn genährt wird, als könne, statt Vermeidung der Sünde, durch äußere Religionsübungen die Schuld gebüßt werden. Ist nun endlich der eigentliche Zweck der heiligen Schrift kein anderer, als ein guter und edler, so kann er nur auf des Menschen Seelenheil gehen. Da nun ebendieß auch der Endzweck unserer Vernunftreligion ist, so kann durch sie der wahre Zweck der heiligen Schrift nur gefördert werden.

Auf alle Fälle sind unbestrittene Wahrheiten den bestrittenen vorzuziehen, und die Priester werden die Reihe der allgemeinen Vernunftwahrheiten durch ihre besondere Offenbarungen nicht umzustoßen im Stande sein. Sie haben vielmehr das zu untersuchen, ob aus der jedesmaligen speciellen Offenbarung irgend ein Satz des Glaubens sicher gestellt werden könne, den nicht auch ohne Offenbarung der vernünftige Laie ohne Schwierigkeit annimmt.

Es ist darum Sache der Priester, folgende Fragen zu beantworten: Ob ein Anderer der wahre und höchste Gott oder der Vater des Menschengeschlechts mit Recht genannt werden könne, als derjenige, welcher durch die allgemeine Vorsehung für alle Menschen sorgt, so daß er zugleich mit dem Begehren nach einem ewigen glücklichern Zustande, das er dem Menschen in's Herz pflanzte, noch außerdem gewisse allgemeine Mittel an die Hand gibt, durch welche jener Zustand erreicht werden kann? Würde nicht der Laie sich einer falschen Gottesverehrung schuldig machen, wenn er einen andern Gott verehrte, als der ist, welcher in der allgemeinen Vor-

sehung waltet? Und würde derjenige, welcher diese letztere aufgäbe, nicht der beleidigten Majestät und Güte Gottes, ja selbst des Atheismus anzuklagen sein? Gibt es im Bereiche dessen, was auf das ewige Wohl abzielt, irgendwo und jemals andere gemeinschaftliche und entschiedenere Spuren jener allgemeinen Vorsehung, als diejenigen sind, welche in unsern fünf Grundlehren der Vernunftreligion enthalten sind?

Könnte diesen Grundlehren irgend etwas beigefügt werden, wodurch die Verehrung Gottes reiner und fleckenloser würde? Kann da, wo diese Sätze richtig verstanden und mit aller Entschiedenheit durchgeführt werden, noch ein Mittel nöthig erscheinen, um den Menschen zur reinsten Tugend zu führen? Ist endlich die Tugend nicht das beste und schönste Ziel der Religion? Ist nicht dasjenige, was unsern fünf allgemeinen Grundsätzen überall und zu jeder Zeit durch die heiligen Schriften der Religionen beigefügt zu werden pflegt, schon in seinem ersten Ursprunge dunkel, verdächtig und streitig, und von den Anhängern eines andern Glaubens ganz verworfen, weil es sich auf keine zwingende Beweisführung stützt?

Wie werden die verschiedenen Gesetzgeber und Priester beweisen, daß der allerhöchste Gott mit eignem Munde oder durch den Mund eines Engels oder eines andern himmlischen Geistes gesprochen habe; daß diese seine Sprache in der Erinnerung der ersten Hörer vollständig bewahrt und dann Andern treulich vorgesagt worden sei; daß die schriftlichen Aufzeichnungen jener Worte treu zu den Nachkommen fortgepflanzt wurden, so daß in den folgenden Jahrhunderten keinerlei Verfälschungen stattfanden; daß jene specielle, an den bestimmten Priester gerichtete Sprache Gottes nicht nur die übrigen Priester alle binde, sondern auch alle Laien, so daß diese gezwungen werden können, solche neue bis zu jener Zeit ganz unbekannte Gesetze oder Glaubenslehren ohne Weiteres anzunehmen, und zwar selbst dann, wenn sie durch solche Annahme von den

Grundsätzen der rechten Vernunft abgehen müssen, — wie werden jene dieß beweisen?

Ferner, ob nicht auch unter den besondern Gemeinschaften, welche auf die Worte irgend einer heiligen Urkunde geschworen haben, verschiedene Secten und Spaltungen entstanden sind, welche sich auf die verschiedene Auslegung der Religionsurkunde stützen?

Wenn es sich um die Lösung solcher Streitfragen handelt, so dürfen die Priester nicht so leichthin ihre Prophezeihungen und Wunder in's Mittel treten lassen. Gibt man auch zu, daß in längst vergangenen Zeiten einmal gewisse Menschen durch den Geist Gottes angeweht wurden, so muß dennoch untersucht werden, ob die Prophezeiungen derselben in ihrer eignen Zeit schon so klar waren, daß ein ganz bestimmtes Bild einer gewissen einst kommenden Person nebst dem Namen und der fortlaufenden Geschichte derselben, vorzüglich aber auch die sie begleitenden Wunder ganz bestimmt vorausgesagt wurden.

Und findet man dann dieß Alles in der Ordnung, so fragt es sich erst noch weiter, ob denn in Folge derartiger Wunder irgend einem Menschen oder irgend einer Person ein so entschiedenes Vertrauen zu schenken sei, daß der Laie fest überzeugt sein kann, diese Person sei wirklich der Mitwisser von Gottes geheimen Planen gewesen oder habe vom höchsten Gotte die Macht erhalten, eine neue Religion zu bilden. Diese Frage dürfte man mit vollem Rechte sogar in dem Falle stellen, wenn jeder einzelne Glaubensartikel der neuen Religion durch besondere, einzelne Wunder bekräftigt sein sollte; denn wer weiß nicht, wie oft von Magiern und Zauberern Wunder gethan, und wie oft von Betrügern und Gauklern der großen Menge schlimm mitgespielt wurde? Und dennoch war die Folge davon keine neue Gottesverehrung.

Gesetzt aber, es würde unter vielen heiligen Urkunden irgend eine als unzweifelhaft ächt betrachtet, so daß sie als

Stütze der Schlichtung aller Streitigkeiten diente, müßte man nicht demnach untersuchen, ob die aus dieser Quelle durch die Priester abgeleiteten Glaubenslehren ohne Weiteres zum Guten des Menschengeschlechts aufgestellt werden, insbesondere die Lehren, welche die Vorausbestimmung des ewigen Heils wie der ewigen Verdammniß nach reiner Willkür Gottes aufstellen, oder jene Dogmen, welche lehren, die Sünden können durch den bloßen Glauben getilgt werden, oder endlich die Behauptung, daß die vollkommene Vergebung der Sünden in die Hände der Priester gelegt sei? Beschränken doch dergleichen Glaubensartikel Gottes allgemeine Vorsehung auf einen engen Raum und eine kurze Zeit; nehmen sie doch dem Ernste der Tugend und der Reinheit der Religion sehr viel; stiften sie doch, wenn man sich auch immerhin klug benimmt, zwischen den einzelnen Schaaren nur Haß und unmenschlichen Streit. Gesetzt, daß die eben erwähnten Glaubenslehren auch wirklich wahr wären, so dürfte man jedenfalls mit Recht und in vollem Ernste fragen: ob sie wirklich so gut seien, daß durch sie Gott desto sicherer als gemeinschaftlicher Vater aller Menschen anerkannt oder die ernste Tugend und Frömmigkeit dadurch mehr gesichert und gefördert würde?

Solche Bedenken mögen die Priester der Reihe nach erwägen und dasjenige, was nach der Norm der allgemeinen Vernunft zweifelhaft erscheinen könnte, nach den Grundsätzen eben derselben Vernunft auflösen, damit von hier aus ein Uebergang zu dem stattfinde, was bloß des Glaubens ist.

Denn beide haben ihr eignes Gebiet, und der Glaube kann kein vorzügliches Ansehen haben, außer das, was ihm die Vernunft zuspricht. Denn mag immerhin der Glaube erst über der Vernunft sich entwickeln, so kann er doch nur dann feststehen, wenn er dem Verstande nicht zuwiderläuft, und wenn die richtige Vernunft den Weg bahnt, da man ja ohne diese keine passende Wahl des Glaubens anstellen kann. Darum mögen es die Priester aufgeben, irgend einen Glauben gegen

oder auch nur außerhalb der Vernunft zu beschützen, sondern bloß einen solchen, welcher aus den Grundlehren der rechten Vernunft in der Art zusammengesetzt ist, daß sie sich als den vorzüglichsten und durch das Ganze hindurch laufenden Theil desselben bewährt.

Wegen meiner Untersuchung mich zu verfolgen, haben die Priester keine Ursache, da ich wiederholt erkläre, daß alle Artikel des ächten Glaubens nicht bloß festgehalten, sondern auch mit ihrer Begründung in die Herzen der Menschen eingepflanzt werden müssen. Denn warum sollte ich Glaubensartikel, die durch die Kirche geheiligt sind, verwerfen, wenn sie keinen Widerspruch in sich tragen? Die Priester dürfen mir auch nicht vorwerfen, daß ich meine Artikel der Vernunftreligion so hinstelle, als ob sie zur Erlangung des ewigen Heils hinreichend wären; denn über das Hinreichende der Mittel getraue ich mich ebensowenig zu behaupten, als über die Absichten Gottes. Gewiß aber machen die Zusätze, die zu unsern fünf Artikeln der Vernunftreligion gemacht oder angeknüpft werden könnten, in der Regel die Religion unsicher, so daß in Folge allzugroßer Schlaffheit oder allzugroßer Härte der Grundsätze und der Gesetze Gefahr entsteht, die ganze theologische Wissenschaft möchte ein schlimmes Ende nehmen, und es möchten mit den unächten Theilen der Religion zugleich auch die ächten abgelegt werden. Denn es gibt stets tolle und verwegene Menschen, welche, weil sie nicht zu unterscheiden vermögen, oder auch nicht den Willen dazu haben, aus dieser Vermengung des Wahren mit dem Falschen Veranlassung nehmen, keinen Gott und keine Religion zu glauben, und sogar den Versuch eines Beweises zu machen, wenn gleich gegen den Willen ihres bessern Genius und ohne Erfolg. Denn welchem Menschen von Sinn und Verstand leuchtet nicht jene Wahrheit ein, daß es einen höchsten Gott gibt? Und wem kündigt sich nicht wenigstens im Heiligthum der Seele irgend eine fromme Verehrung dieses Gottes an, so sehr, daß sich von der Schuld

nackter Gottesleugnung oder Gottlosigkeit Niemand mit der Ausrede der Unkenntniß reinigen kann? Dieß habe ich darum erwähnt, um begreiflich zu machen, was für ein Unterschied es ist, reine und entstellte Lehren vor der Vernunft aufzustellen.

So lehrte der Vater der englischen Freidenker, der edle Lord Herbert von Cherbury.

Zweites Capitel.

Thomas Hobbes.

Herberts freies Denken hatte sich über die Autorität der Geschichte erhoben, indem er eine Kritik der Religion nach der Norm der Vernunft gab, mit der Forderung, daß Nichts gegen die Vernunft geglaubt und der Glaube nicht über das Denken erhoben werden könne, sowie daß man in der Bibel unterscheiden müsse zwischen dem, was zum Heil der Menschen nothwendig und ächtes Wort Gottes sei und was nicht. Dieser zum Heil nothwendige, allgemeine Kern der Wahrheit besteht, nach Herbert, in den fünf Hauptartikeln, um deren Entdeckung willen er sich glücklicher pries als Archimedes.

Im Gedränge politischer und kirchlicher Parteikämpfe, zu einer Zeit, in welcher Karl der Erste von England enthauptet wurde, entwickelte ein jüngerer Freund Herbert's, Thomas Hobbes, eine auf die damals herrschenden politisch-kirchlichen Zustände berechnete, bloß an die Erscheinung sich haltende, mechanisch-äußerliche Erfahrungswissenschaft, durch welche er die traurigen Zerrüttungen seines Vaterlandes aufheben zu können meinte. Der unmittelbaren Autorität der Offenbarung stellte er nicht, wie Herbert, die Vernunft des Individuums, sondern das positive Gesetz in dem Sinne gegenüber, daß der Repräsentant des Staates, der Souverän, die Regel und Richtschnur aufstelle, wonach die heilige Schrift auszulegen sei. In einzelnen dogmatischen Lehrstücken conservativer als Herbert, setzte doch Hobbes die Offenbarung im Ganzen um

so niedriger, indem er die Autorität der Schrift und alle Wahrheit von der Autorität des Staatsoberhauptes abhängig machte.

Hobbes, — sagt ein neuerer Geschichtschreiber der Philosophie — Augenzeuge der Unruhen seines Vaterlandes, verwandelte ein Faktum in ein Prinzip, etwas Zufälliges in ein Gesetz; er wollte eine allgemeine Theorie aus dem bilden, was nur Bedürfniß für die Zeitumstände oder vielmehr das augenblickliche Interesse einer Partei war, einer Partei, die unglücklicher Weise nicht eben sehr günstig für die erhabenen Begriffe war, die in den moralischen Wissenschaften jederzeit den Keim großer und fruchtbarer Wahrheiten enthielten. Es ist merkwürdig, daß der erste, vielleicht einzige Philosoph, der eine Art von Apologie für die absolute Staatsgewalt unternahm, auch derjenige ist, welcher mit der größten Härte den moralischen Ueberzeugungen alles Edle, Tröstende und für das Herz Beruhigende entzog. Nur durch Herabwürdigung der menschlichen Natur kann man diejenigen rechtfertigen, welche jene unterdrücken; denn alle edlen Gesinnungen sind durch ein zu enges Band verknüpft. Der Denker schien in Hobbes ein Sklave des Hofmannes zu sein. *)

Dieser Thomas Hobbes, der in der Geschichte der Philosophie wie in der Reihe der Deisten eine gleichbedeutende Rolle einnimmt, war im Jahre 1588 zu Malmesbury, einem Flecken in Süd-England, in der Grafschaft Wilton, geboren. In Folge einer zu frühen Niederkunft seiner Mutter, kam der Knabe mit einer sehr schwächlichen Gesundheit zur Welt, welche jedoch durch zweckmäßige Uebung und regelmäßige Lebensweise in der Folge so gestärkt und befestigt wurde, daß Hobbes ein hohes Alter erreichte.

Da er schon auf der Schule zu Malmesbury, wo sein Vater Prediger war, ein hervorragendes, frühreifes Talent

---

*) Degerando, in seiner vergleichenden Geschichte der Philosophie.

an den Tag legte, so konnte er schon im fünfzehnten Lebensjahre die Universität Oxford beziehen, wo er fünf Jahre lang verweilte und die herkömmliche scholastisch-aristotelische Philosophie des Mittelalters studirte. Nachdem er, mit einem akademischen Grade versehen, in seinem zwanzigsten Lebensjahre die Universität verlassen hatte, wurde er Erzieher im Hause des Barons von Hardwich, der später zum Grafen von Devonshire erhoben wurde. Mit diesem Hause, das sehr royalistisch gesinnt war, blieb Hobbes seitdem in enger Verbindung.

Eine Reise, die er mit dem ältesten Sohne seines Hauses durch Frankreich und Italien machte, erweiterte seine Lebens- und Weltansicht. Er studirte nach seiner Rückkehr eifrig die Alten, besonders die Geschichtschreiber, und veröffentlichte selbst eine englische Uebersetzung des griechischen Geschichtschreibers Thucydides. Die Bekanntschaft des englischen Philosophen Franz Bacon und des Lord Herbert führte zu einem freundschaftlichen Umgang mit beiden Denkern.

Nachdem er im Jahre 1626 seinen Gönner, den Grafen von Devonshire, und zwei Jahre später seinen frühern Zögling, den ältesten Sohn des Grafen, durch den Tod verloren hatte, reiste er mit einem andern jungen Briten zum zweiten Mal nach Frankreich und Italien, im Jahre 1629, auf welcher Reise er sich mit dem Studium des Euklid beschäftigte und in Folge dessen noch jetzt, in seinem vierzigsten Lebensjahre, sich mit der Mathematik befreundete, deren Methode er zu einer Reform der Philosophie anzuwenden dachte. Im Jahre 1631 wurde er Erzieher des jüngern Sohnes in der Familie Devonshire, welchen er im Jahre 1634 nach Frankreich begleitete.

Auf dieser Reise lernte er den Philosophen Peter Gassendi in Paris und den berühmten Astronomen Galileo Galilei in Pisa kennen und nahm an den neuerweckten naturwissenschaftlichen Forschungen eifrigen Antheil. Nach der Rückkehr in sein Vaterland, im Jahre 1637, suchte er unter den damaligen

Volksbewegungen in der Philosophie ein Heilmittel gegen die demokratischen Tendenzen seiner Zeit. Der drohende Bürgerkrieg trieb ihn im Jahre 1640 nach Paris, wo er im Umgang mit seinen Freunden lebte, zu denen seitdem auch der Philosoph Renée des Cartes oder Cartesius gehörte. Hier gab er (1642) sein Buch „vom Bürger," in lateinischer Sprache, heraus, vorerst jedoch nur in wenigen Exemplaren für seine Freunde. Erst später erschien dasselbe in überarbeiteter Gestalt in Holland (1650). Durch die in dieser Schrift, sowie in seinem im Jahre 1651 erschienenen Werke „Leviathan" wurde Hobbes, der in Paris dem dorthin geflüchteten Prinzen von Wales, dem spätern König Karl dem Zweiten, Unterricht in der Philosophie und Mathematik gegeben hatte, den Theologen und den Hofleuten verdächtig und vom englischen Hofe verwiesen.

Er begab sich zu Ende des Jahres 1653 nach England zurück, wo er eine ihm von Cromwell angebotene Stelle als Staatssekretär ablehnte, da er sich keiner politischen Partei anschließen mochte, und den stillen Umgang mit Gelehrten in London vorzog. Im Hause Devonshire zu Hardwick fand er später Muße, um die Grundlagen seines philosophischen Systemes auszuarbeiten. Vom öffentlichen Leben zurückgezogen, und im ungeschmälerten Genusse der Kraft seines Geistes und der Sinne verlebte Hobbes, nach der Thronbesteigung Karls des Zweiten, die letzten Jahre seines ehelos zugebrachten Lebens, die nur durch gelehrte Streitigkeiten etwas getrübt worden waren. Er starb zu Hardwick im Jahre 1679, im einundneunzigsten Lebensjahre. Ein Freund von Hobbes, John Aubry, hat dessen Leben beschrieben.

Hobbes' theologisch-politisches System ist am vollständigsten in seinem Hauptwerke, dem „Leviathan oder von der Materie, Form und Gewalt des kirchlichen und des bürgerlichen Staates" niedergelegt, welches Anfangs (1651) englisch geschrieben, dann aber von Hobbes selbst in's Lateinische übersetzt worden war (1668). Weil er für diese lateinische Uebersetzung, die übrigens

an Genauigkeit, Schärfe und pikanter Ausdrucksweise der englischen Ausgabe nachsteht, in England die Erlaubniß zum Druck nicht erhalten konnte, so ließ er dieselbe in Holland (Amsterdam) drucken, wo sie zehn Jahre später auch in holländischer Sprache erschienen ist.

Unter dem aus dem Buche Hiob *) entlehnten Namen Leviathan versteht er allegorisch den Staat, als gegliedertes lebendiges Gemeinwesen von riesenmäßiger Kraft. Jener große Leviathan — sagt er selbst im Eingange des Werkes — welcher Staat genannt wird, ist ein Werk der Kunst und ein künstlicher Mensch, obgleich er an Statur und Kraft viel größer ist, als der natürliche Mensch, zu dessen Schutz und Wohl er ausgedacht ist. In diesem künstlichen Menschen nimmt derjenige, welcher die höchste Gewalt hat, die Stelle der Seele ein, die den ganzen Körper belebt und bewegt; die Obrigkeit und Beamten sind die künstlichen Glieder; die von der obersten Gewalt verhängten Belohnungen und Strafen, wodurch jedes Glied zu seinem besondern Dienste angeregt wird, sind die Nerven, welche im natürlichen Körper ebendasselbe bewirken. Der Reichthum der vornehmen Menschen dient zur Stärke, das Wohl des Volkes als Ziel; die Räthe, durch welche das, was dem Körper zu wissen nöthig ist, herbeigeführt wird, dienen statt des Gedächtnisses, Billigkeit und Gesetze statt der künstlichen Vernunft; die Eintracht ist die Gesundheit, Aufruhr dagegen Krankheit, Bürgerkrieg der Tod. Die Verträge endlich, wodurch die einzelnen Theile dieses politischen Körpers verbunden sind, ahmen jenes göttliche Schöpferwort nach, das „lasset uns Menschen machen!“, das von Gott im Anfang bei der Schöpfung der Welt, ausgesprochen wurde.

Indem ich nun — fährt Hobbes fort — die Natur dieses künstlichen Menschen beschreiben will, betrachte ich zuerst die Materie und den Künstler desselben, den Menschen, dann wie

---

*) Hiob, Kap. 41, 25 ff.

und unter welchen Voraussetzungen er gemacht ist und welche Rechte, Macht und Autorität er besitzt und wo die höchste Gewalt ihren Sitz hat, danach was der christliche Staat ist und endlich, was das Reich der Finsterniß ist.

Nach dem Gange der Natur ist sinnliche Empfindung früher, als Begierde; die Ursache aber des Begehrens und Fliehens, der Lust und Unlust sind die Sinnesgegenstände selbst. Und wie beim Sinne das, was in uns wirklich ist, nur eine Bewegung ist, durch die Einwirkung äußerer Gegenstände veranlaßt; so ist, wenn die Wirkung desselben Gegenstandes vom Auge, Ohr und andern Organen bis zum Herzen fortgepflanzt ist, die wahre Wirkung daselbst ebenfalls eine Bewegung, ein Streben. Die Empfindungen des Schmerzes und der Lust entspringen nicht von einer Reaction des Herzens nach außen, sondern von einer vom äußersten Theil des Organs gegen das Herz zu fortgesetzten Bewegung; denn da das Herz das Prinzip des Lebens ist, so muß nothwendig die vom Empfindenden bis zum Herzen fortgepflanzte Bewegung die Lebensbewegung, d. h. die Bewegung des Bluts, irgendwie erleichtern oder erschweren und sich daher als Vergnügen oder Schmerz äußern. Wie die Vorstellungen, die von einer auswärts gekehrten Bewegung entspringen, äußerlich zu existiren scheinen; so scheinen dagegen die Empfindungen des Schmerzes und der Lust wegen der einwärtsgekehrten Bewegung, von der sie kommen, innerlich zu existiren.

Wie die Sinnengegenstände die Ursachen der Vorstellungen sind, so sind sie auch die Ursachen der Lust und Unlust, des Verlangens und Abscheues; denn das Verlangen und der Abscheu unterscheiden sich von der Lust und Unlust nur so, wie sich Verlangen vom Genießen und das Zukünftige vom Gegenwärtigen unterscheidet. Auch das Verlangen ist ja Lust und der Abscheu Unlust, aber jenes Lust an einem Angenehmen, dieser Unlust an einem Unangenehmen, das noch nicht gegenwärtig ist, sondern erst erwartet wird. Daher verlangen wir

nicht deßwegen, weil wir wollen; denn der Wille ist selbst das Verlangen; noch verabscheuen wir, weil wir nicht wollen, sondern weil das Verlangen wie der Abscheu von den verlangten oder verabscheuten Gegenständen selbst bewirkt, eine nothwendige Folge von der vorgestellten Lust oder Unlust sind, welche die Gegenstände bewirken werden. Die Vorstellung ist früher, als das Verlangen; denn ob das, was wir sehen, angenehm oder nicht sein wird, können wir ja nur durch die Erfahrung oder Empfindung wissen. Geht dem Verlangen Ueberlegung voran, so heißt es Wille; Wille und Verlangen sind übrigens der Sache nach Eins, nur der Betrachtung nach verschieden.

Daher ist im Menschen die Freiheit des Wollens und Nichtwollens nicht größer, als in den Thieren; denn in dem Verlangenden ging die vollständige Ursache des Verlangens voraus, und das Verlangen selbst ist daher nothwendig erfolgt. Eine Freiheit aber, die von der Nothwendigkeit frei wäre, kommt weder dem Willen des Menschen, noch des Thieres zu. Was immer im Menschen vorgeht, wenn er etwas will, ist nicht unähnlich dem, was in andern Thieren vorgeht, wenn sie etwas nach vorangegangener Ueberlegung begehren. Verstehen wir jedoch unter Freiheit die Fähigkeit zu thun, was sie wollen, aber nicht die Fähigkeit zu wollen, so können wir sie beiden einräumen.

Alles was wir begehren, heißt Gut; was wir fliehen, Böses, d. h. Uebel. Nichts kann jedoch schlechtweg Gut genannt werden; denn alles Gute ist immer nur für Einige gut und beziehungsweise; je nach der Person, der Zeit, dem Ort und andern Umständen und Verhältnissen heißt es gut oder übel, und indem Nichts schlechthin und an sich gut oder böse ist, gibt es auch keine allgemeine Regel des Guten und Bösen, welche von dem Wesen der Gegenstände selbst genommen werden könnte.

Wenn zwei oder mehrere Menschen von einer und der-

selben Thatsache wissen, so sagt man, sie seien Einer des Andern Mitwisser in Beziehung auf dieses Factum. Und weil Solche sich am Besten eignen, Zeugniß zu geben, Einer von der That des Andern oder eines Dritten, so wurde und wird es stets als eine sehr schlechte That angesehen, wenn irgend Jemand gegen sein Mitwissen spricht oder einen Andern besticht, dieß zu thun. In der Folge gebrauchte man das gleiche Wort übertragener Weise für das Wissen und die eignen geheimen Thaten und Gedanken, und zuletzt haben vollends Menschen, welche in ihre eignen neuen Meinungen heftig verliebt waren und dieselben hartnäckig zu behaupten suchten, diesen ihren Meinungen ebenfalls den ehrwürdigen Namen Gewissen gegeben, als ob sie wollten, daß es ungesetzlich zu sein scheine, dieselben zu wechseln oder gegen sie zu sprechen.

Das höchste Gut oder die Glückseligkeit und der letzte Endzweck sind im gegenwärtigen Leben unerreichbar; denn mit der Erreichung des letzten Zweckes hört alles Verlangen auf; würde ihn der Mensch erreichen, so gäbe es daher kein Gut mehr für ihn, ja er würde selbst aufhören zu empfinden, denn alle Empfindung ist mit irgend einem Verlangen oder Abscheu verbunden, und nicht empfinden heißt: nicht leben. Das größte Glück aber besteht darin, ungehemmt immer weiter von einem Ziele fortzuschreiten. Selbst im Genießen ist noch der Genuß des Ersehnten Verlangen, nämlich eine Bewegung der Seele des Genießenden durch die Theile der genossenwerdenden Sache hindurch; denn das Leben ist beständige Bewegung, welche, wenn sie nicht in gerader Linie fortschreiten kann, sich immer im Kreise herumdreht.

Von Natur sind alle Menschen gleich und haben Alle das Recht auf Alles; sobald sich nun Mehrere in ihrem Streben nach Macht, Ehre, Reichthum kreuzen, so entsteht Eifersucht, Feindschaft, Krieg zwischen ihnen, indem die Menschen theils des Gewinnes, theils der Sicherheit, theils der Ehre wegen einander anfeinden. So lange sich daher die Menschen im

bloßen Stande der Natur sich befinden, ist es nothwendig, daß wegen der Leidenschaften der Menschen, ihrer Gleichheit und ihres Rechtes auf Alles ein Krieg Aller gegen Alle stattfinde, ein Zustand, in welchem Alles erlaubt, Nichts recht oder unrecht ist.

Den Menschen ist aber ein solches Recht keineswegs nützlich; denn es hat fast die nämliche Wirkung, als wenn es gar kein Recht gäbe. Die gegenseitige Furcht der Menschen vor einander, die ein solcher Zustand nothwendig mit sich bringt, und die Einsicht, daß der Krieg Aller gegen Alle höchst nachtheilig sei und die Erreichung des Zweckes der Lebenserhaltung, den sich Jeder von Natur vorsetzt, unmöglich mache, bewegen daher die Menschen, aus diesem Zustande herauszugehen und Frieden zu suchen. Die Menschen geben daher ihr Recht auf Alles auf, verpflichten und verbinden sich durch Verträge, welche das Natur- oder Moralgesetz zu halten gebietet, zur Aufrechthaltung und Bewerkstelligung des Friedens, welche die Vernunft oder das Natur- oder Moralgesetz gleichfalls räth und gebietet, gemeinschaftlich mitzuwirken.

Zu dieser Sicherheit nun, welche die Ausübung der von der Natur oder Vernunft gebotenen, den Frieden bedingenden Gesetze erfordert, reicht nicht hin eine bloße Uebereinkunft oder Gesellschaft, ohne eine gemeinsame Macht, der sich die Einzelnen aus Furcht vor der Strafe fügen. Es wird vielmehr zu diesem Zwecke eine förmliche Einigung erfordert, welche die gänzliche Unterwerfung des Willens der Einzelnen unter Einen Willen erheischt. Das einzige Mittel zur Begründung und Erhaltung des Friedens ist daher, daß ein Jeder seine ganze Macht und Gewalt auf Einen Menschen oder eine Versammlung von Menschen überträgt, und dadurch alle Willen sich auf einen Einzigen reduciren, d. h. daß Ein Mensch oder eine Versammlung die Person eines jeden einzelnen Menschen übernimmt, und daß ein Jeder sich für den Urheber aller

Handlungen bekennt, welche jene Person ausübt, und seinen Willen ihrem Willen und Urtheil unterwirft.

So vereinigen sich nun Alle in Eine Person, und diese Vereinigung geschieht durch den Vertrag, den Jeder mit Jedem schließt, gleich als sagte Jeder zu Jedem: ich übertrage diesem Menschen oder dieser Versammlung meine Macht und mein Recht, mich selbst zu regieren, unter der Bedingung, daß auch du deine Macht und dein Recht auf ebendenselben überträgst. Dadurch wird die Menge jetzt Eine Person, jener große Leviathan oder sterbliche Gott, dem wir allen Frieden und allen Schutz unter dem unsterblichen Gott zu danken haben. Der Staat ist nur die Eine Person, deren Wille, den Verträgen mehrerer Menschen gemäß, für den Willen Aller gilt, damit sie sich zum gemeinsamen Frieden und Wohl der Kräfte und Fähigkeiten der Einzelnen bediene. Die Versammlung oder der Mensch, dessen Willen die Einzelnen ihren Willen unterwarfen, hat absolut unumschränkte, untheilbare Macht im Staate; er bestimmt, was recht und unrecht, bös oder gut ist, und verbietet die dem Frieden schädlichen Lehren und Meinungen.

Er selbst ist nicht gebunden an die Gesetze des Staats, da sie seine Gebote sind. Nichts haben die Bürger eigen, worauf er nicht Recht hätte, denn sein Willen enthält den Willen aller Einzelnen, und der Staat erst ist der Ursprung des Eigenthums. Diejenigen, welche die höchste Gewalt im Staate haben, können den Bürgern kein Unrecht thun, denn das Unrecht besteht nur in einer Verletzung der Verträge; die oberste Staatsgewalt aber ist durch keine Verträge irgend einem verpflichtet. Der Staat ist allein in dem Könige oder überhaupt in der höchsten Staatsgewalt enthalten; in der Monarchie sind die Unterthanen die Menge und der König ist das Volk; da übrigens der Staat nicht seinetwegen, sondern der Bürger wegen gegründet ist, so ist die einzige und höchste Pflicht der Herrscher die Sorge für das Wohl des Volkes.

Die Sorge für die Zukunft treibt die Menschen zur Erforschung der Ursachen, weil die Kenntniß der Ursachen der vergangenen Dinge, auf die gegenwärtige Dinge ein Licht zu werfen pflegt. Die Liebe zur Erforschung der Ursachen spornt den Menschen an, von der Betrachtung der Wirkung auf die Ursache zu kommen, dann auf die Ursache der Ursache u. s. f., bis er zu der Erwägung gelangt, daß es eine ewige Ursache geben müsse oder eine solche, über welche hinaus es keine frühere mehr geben kann. So kommt es denn, daß wer sich tief in die Betrachtung der natürlichen Dinge versenkt, nothwendig zu dem Glauben gelangen muß, daß ein ewiger Gott ist, wenn er gleich die Idee der göttlichen Natur in seinem Geiste nicht fassen kann.

Denjenigen aber, welche über die Ursachen der natürlichen Dinge wenig oder gar nicht bekümmert sind, wohnt nichtsdestoweniger eine gewisse Furcht inne, die eben davon ausgeht, daß sie nicht wissen, ob es eine Macht gibt oder nicht, durch welche sie gefördert oder gehemmt werden können. Und in Folge dieser Furcht sind sie zur Annahme und Erdichtung verschiedener unsichtbarer Mächte geneigt; sie fürchten ihre eigenen Gebilde, rufen dieselben an im Unglück, preisen sie im Glücke, und machen endlich Götter daraus. So kam es denn, daß die Menschen von ihren unzähligen Einbildungen her ebensoviele Götter erdichtet haben. Die Furcht vor dem Unsichtbaren ist also der Same dessen, was Jeder in sich selber Religion, bei denen aber, die in anderer Weise sich fürchten, Aberglaube nennt.

Da nun Zeichen und Wirkung der Religion lediglich im Menschen wahrzunehmen ist, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Same der Religion bloß im Menschen zu finden ist und in einer dem Menschen eigenthümlichen Beschaffenheit besteht. Weil man sich nun eine Seele des Menschen, als wirkliches, besonders existirendes Wesen, in Gestalt eines luftförmigen Körpers dachte und dieses Wesen Geist nannte, so kam

man hinsichtlich des angenommenen göttlichen Wesens auf den Gedanken, dasselbe habe die nämliche Substanz und Beschaffenheit. Diejenigen jedoch, welche durch eigenes Nachdenken zur Erkenntniß eines unendlichen, allmächtigen und ewigen Gottes gelangt sind, wollten lieber bekennen, derselbe sei über unsere Fassungskraft und unbegreiflich, als sein Wesen als unkörperlichen Geist bestimmen und hernach bekennen, diese Definition sei unverständlich. Bezeichnet man Gott in dieser Weise, so geschieht dieß nicht dogmatischer Weise, um etwa das göttliche Wesen begreiflich zu machen, sondern in der frommen Absicht, Gott zu ehren und durch Beilegung von Eigenschaften, deren Bedeutung von der Dichtheit sichtbarer Körper möglichst entfernt ist.

Auf welchem Wege jene unsichtbaren Wesen ihre Wirkungen hervorbrachten, wußte man keineswegs; aber man konnte nicht anders vermuthen und schließen, als aus der Beobachtung und Erinnerung der Ordnung, nach welcher in der Vergangenheit eine Sache der andern vorherging oder folgte, obgleich man keinen Zusammenhang zwischen dem Vorhergehenden und Folgenden wahrgenommen hatte. Darum erwartete man nach der Analogie des Vergangenen das Zukünftige und hoffte ein gutes oder böses Geschick von Dingen, welche zu dem Gehofften in gar keiner Beziehung standen. Und so bestehet also in vier Stücken, nämlich der Furcht vor Geistern, der Unkenntniß der nächsten Ursachen, der Andacht gegen das, was man fürchtet, und der Neigung, zufällige Dinge als Vorzeichen zu nehmen, der natürliche Keim der Religion, welcher nach den verschiedenen Einbildungen, Urtheilen, Leidenschaften und Absichten der Menschen ebenso verschiedene Ceremonien hervorbrachte, daß dasjenige, was in dem einen Staate gesetzlich gebilligt ist, im andern verlacht wird.

Die Verehrung, welche den unsichtbaren Mächten nach dem Gebote der Natur allein bezeigt werden kann, ist keine andere, als die Zeichen der Ehre, womit die Menschen ihre

Oberen zu ehren gewohnt sind, als da sind: Geschenke, Gebete, Dank, Niederfallen, Anreden, ehrfurchtsvolle Geberden u. dgl. m.; denn blutige Opfer sind kein Gebot der Natur, sondern vielmehr von Anfang an von den Staaten zur Erhaltung der Opfernden eingeführt. Auch der Eid scheint kein natürlicher Cultus zu sein, weil außerhalb dem bürgerlichen Gemeinwesen für den Eid kein Platz ist. Die Regel der Natur zeigt keine andern Weisen der Verehrung, als die angeführten, und was drüber hinausliegt, ist Sache der einzelnen Staaten.

Die ersten Gründer von Staaten und Gesetzgeber unter den Heiden, welche bloß den Zweck hatten, das Volk im Gehorsam zu erhalten, haben eifrig dafür gesorgt, daß vor Allem die Leute glaubten, die Religionsvorschriften seien nicht von jenen erfunden, sondern von einem Gotte oder Geiste geboten, und sie selber seien Menschen von höherer Natur, als die übrigen, damit ihre Gebote desto eifriger angenommen wurden. Weiterhin sollte das Volk glauben gemacht werden, das durch die Gesetze verboten sei den Göttern selbst mißfällig. Endlich sollte das Volk meinen, durch die genaue und vorschriftmäßige Beobachtung der Ceremonien würden die Götter versöhnt, durch das Versäumen derselben dagegen gereizt, so daß Mißgeschick im Krieg, Pest, Erdbeben und anderes Unglück als Folge der vernachläßigten Gottesverehrung anzusehen wäre.

Durch dergleichen Einrichtungen erreichten jene Männer für ihren Zweck, den Frieden des Staats, wenigstens dieß, daß das Volk, indem es sein Mißgeschick irgend einem Irrthume, oder der Vernachlässigung des Gottesdienstes, oder der eignen Uebertretung der Gesetze zuschrieb, sich weniger gegen seine Lenker aufregen ließ, sondern mit Spielen und Festen zufrieden war. Es ist also klar, daß bei den Heiden die Religion ein Theil ihres Staates war.

Wo aber Gott selbst durch eine übernatürliche Offenbarung Religion gepflanzt hat, da hat er sich auch ein eigenthümliches Königreich geschaffen und hat seinen Untergebenen

Gesetze gegeben nicht bloß in Bezug auf das Benehmen gegeneinander, sondern auch gegen ihn selbst. Es ist also offenbar, daß im Reiche Gottes das bürgerliche Gemeinwesen und die Gesetze ein Theil der Religion sind und daß es darum im Reiche Gottes keine Unterscheidung von irdischer und geistiger Herrschaft gibt. Gott ist zwar aller Länder König; dieß hindert aber nicht, daß er auf besondere Weise eines bestimmten Volkes König sein könne; denn darin liegt nichts Unangemessenes.

Die Menschen werden der göttlichen Macht unterworfen, sie mögen wollen, oder nicht; und die etwa das Dasein oder die Vorsehung Gottes nicht anerkennen, werden doch das Joch nicht abschütteln, sondern ihre eigne Ruhe. Diese göttliche Macht nicht nur über das Menschengeschlecht, sondern auch über die andern Geschöpfe, ja sogar über die leblosen Dinge, wird bildlich nur Reich genannt. Unterthanen im Reiche Gottes sind aber nicht die leblosen Dinge, noch die vernunftlosen Geschöpfe, weil sie keine Gebote Gottes verstehen; auch nicht die Gottlosen, oder diejenigen, welche nicht glauben, daß Gott um die Handlungen sich bekümmern, weil sie kein göttliches Gebot anerkennen. Diejenigen aber, welche glauben, daß ein Gott ist und für das Menschengeschlecht Sorge tragen, und welche die Gebote Gottes anerkennen, sind allein Bürger im Reiche Gottes, die Uebrigen sind als Feinde anzusehen.

Damit Einer mit Worten regiert werde, wird erfordert, daß er die Worte verstehe, weil sie ihm im andern Falle keine Gesetze sind, indem zum Dasein eines Gesetzes deutliche Verkündigung desselben gehört, welche hinreichend ist, die Entschuldigung der Unkenntniß bei den Uebertretern zu beseitigen. Verkündigt aber werden die göttlichen Gesetze auf drei Weisen: durch das Gebot der natürlichen Vernunft, durch Offenbarung oder durch die Stimme eines Menschen, dem Gott bei den Andern Glauben schafft, durch die Wirkung der Wunder. Dreifach also kann gewissermaßen das Wort Gottes genannt werden: vernünftiges, sinnliches und prophetisches, welchem eine

dreifache Art, Gott zu hören, entspricht: die gerade Vernunft, der übernatürliche Sinn und der Glaube. Der übernatürliche Sinn aber, da er nichts anders ist, als die einem einzelnen Menschen zu Theil gewordene Offenbarung, verpflichtet nur den allein, dem sie zu Theil geworden.

Nach der Verschiedenheit zwischen den übrigen beiden Arten des göttlichen Wortes, dem vernünftigen und dem prophetischen, kann Gott ein doppeltes Reich zugeschrieben werden, ein natürliches und ein prophetisches, und zwar ersteres, sofern er diejenigen regiert, welche seine Vorsehung anerkennen, durch das Gebot der geraden Vernunft; das andre, sofern er sein auserwähltes Volk, zunächst die Juden, dann die Christen regiert, was nicht bloß durch die Gebote der natürlichen Vernunft geschieht, sondern auch durch positive Gesetze, die ihnen durch ihre Propheten gegeben worden sind.

Das natürliche Recht des göttlichen Reiches angehend, wodurch Gott diejenigen fesselt, welche die Naturgesetze übertreten, wird nicht davon abgeleitet, weil er jene geschaffen, da sie nicht waren; sondern davon, daß es unmöglich ist, der göttlichen Macht zu widerstehen. Bei den Menschen kommt die höchste Macht vom Vertrag; um nun einzusehen, wie ebendasselbe Recht von der Natur herkommen konnte, muß betrachtet werden, in welchem Falle es ewig sein konnte. Denn da von Natur Alle ein Recht auf Alles haben, und darum folgerichtig ein Jeder das Recht der Herrschaft haben würde, sowie er soviel Macht über sie hätte, daß er sich davon im Kriege einen gewissen Sieg über alle Menschen versprechen könnte, welcher Grund läßt sich dann denken, warum er nicht lieber sich und alle übrigen Menschen, nach seinem Gutdünken Alle beherrschend, vertheidigen wollte, als zu seiner Vertheidigung bürgliche Rechte einzusetzen und Gesetze gegen sich selbst anzunehmen? Der Natur also, welcher nicht widerstanden werden kann, würde natürlicher Weise jedes Reich und jede Herrschaft über das Menschengeschlecht anhängen. Und dieß ist die Grundlage des

Rechtes, womit Gott, wen er will, bestraft und wem er will, verzeiht; keineswegs aber, wie Viele glauben, die Sünden der Menschen.

Welches sind die Gebote der natürlichen Vernunft, abgesehen von einem andern göttlichen Worte, in Bezug auf die Ehre und den Dienst der göttlichen Majestät? Es besteht die Ehre in der innerlichen Betrachtung des Ehrenden, nämlich in der Meinung, welche ein Jeder von der Macht und Güte dessen hat, den er zu ehren geheißen wird. Wer also Gott ehren will, muß von der göttlichen Macht und Güte so hoch als möglich denken. Die Verehrung oder der Dienst desselben sind aber jene Zeichen, wodurch Andern angedeutet wird, daß er so denkt. Denn der Cultus ist eigentlich jene Mühe oder Arbeit, welche Jeder auf einen jeden Gegenstand verwendet, um sich damit ein Gut zu erlangen. Die Dinge aber, woher wir ein Gut erwarten, sind entweder in unserer Gewalt, so daß das Gut, was sie gewähren, natürlich auf unsre Mühe folgt; oder sie sind nicht in unserer Gewalt und stehen darum nach unserem Willen zu unserer Mühe in keiner Beziehung, sondern nur nach der Natur der Dinge.

Von jener innern Ehre, als der hohen Meinung von der Macht und Güte des zu ehrenden Gegenstandes, entstehen drei Affecte, nämlich die Liebe, die auf die Güte bezogen wird, und die Hoffnung und Furcht, welche auf die Macht sich beziehen; ingleichen drei Stücke des äußerlichen Dienstes, nämlich Lob, Verherrlichung und Segnung oder Preis, von denen das Eine auf die Güte, das Andere auf die Macht, das Dritte auf das Glück sich beziehen. Einige Zeichen der Ehre sind natürlich, wie Gebet, Danksagung, Gehorsam; andere dagegen geschehen durch die Willkür und Gewohnheit der Menschen und sind zu manchen Zeiten und an manchen Orten ehrenvoll, anderswo nicht, wohin die Gebräuche und Geberden gehören, deren sich die Menschen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten bedienen.

In diesem willkürlichen Cultus ist wiederum zu unterscheiden der gebotene, der nach dem Willen des Gebieters geschieht, und der freiwillige; ferner der öffentliche und der Privatcultus. Der Zweck, um dessen willen Menschen sich verehren lassen, ist die Macht; denn wen sie verehrt werden sehen, den halten sie für mächtig. Einen Grund aber, warum der allmächtige Gott sich verehrt wissen will, sehe ich keinen, außer um uns wohlzuthun, so daß unsere Verehrung eine schuldige ist, welche ihm neben den Regeln der Ehre, die nach dem Gebote der natürlichen Vernunft von den weniger Mächtigen den Mächtigeren erwiesen wird, um Gutes zu erlangen oder Schädliches zu vermeiden, gezollt werden muß.

Unter den Eigenschaften, welche Gott beizulegen, das natürliche Licht der Vernunft uns heißt, ist zuerst das Dasein, daß wir bekennen: es gibt einen Gott; denn etwas zu ehren, an dessen Dasein wir nicht glauben, ist unmöglich. Die andere Eigenschaft ist die Allmacht und daß er aller Dinge Schöpfer und Lenker ist. Wer also die Welt für ewig hält, ehrt Gott nicht, soviel er kann; ebensowenig wer läugnet, daß sich Gott um die menschlichen Angelegenheiten bekümmert. Drittens ehren diejenigen Gott nicht so viel sie können, welche ihn für begrenzt halten; denn zum Begrenzten kann hinzu kommen; Gott also eine Gestalt beilegen, ist wider die Ehre Gottes, weil jede Gestalt und jeder Begriff unseres Geistes begrenzt ist. Auch kann nicht Gott das Ganze genannt werden, weil das Ganze nur vom Begrenzten gesagt werden kann. Man kann auch nicht sagen, Gott sei an diesem oder jenem Orte, denn was an einem Orte ist, wird umschränkt und begrenzt.

Viertens ist es wider die Ehre Gottes, zu sagen, es gebe mehrere Götter; denn mehrere können nicht unbegrenzt sein. Fünftens ist es wider die Ehre Gottes, demselben im eigentlichen Sinne Leidenschaften beizulegen, welche Schmerz andeuten, wie Reue, Zorn, Mitleid; oder welche einen Mangel bezeichnen, wie Streben, Hoffnung, Begierde; oder irgend ein

leidendes Vermögen; denn Leiden ist eine von einem andern Bewegenden begrenzte Kraft. Wenn wir daher Gott Willen beilegen, dürfen wir unter Willen nicht vernünftiges Streben, wie es im Menschen ist, verstehen, sondern die göttliche Macht, womit er Alles vollbringt, was geschieht. Ebenso, wer sagt, Gott sehe, empfinde, wisse, begreife, ohne darunter die göttliche, unbegreifliche Macht zu verstehen, der ehrt Gott nicht wahrhaft. Wer Gott keinen Namen beilegen will, der nicht mit der natürlichen Vernunft übereinstimmt, muß sich entweder verneinender Namen bedienen, wie der Unendliche, Ewige, Unbegreifliche; oder steigernder Bezeichnungen, wie der Höchste, Größte; oder unbestimmter Ausdrücke, wie der Gute, Gerechte, Heilige, Schöpfer, und zwar in dem Sinne, daß damit nicht erklärt werden soll, was Gott sei, sondern wie sehr wir ihn bewundern und verehren. Denn nur einen einzigen Namen seiner Natur hat Gott: er ist.

Soviel von der natürlichen Verehrung Gottes; bei dem, was über die Natur und die Rechte des christlichen Reiches zu sagen ist, dessen Erkenntniß großentheils von übernatürlichen Offenbarungen des göttlichen Willens abhängt, sind andere Grundsätze anzuwenden, nämlich das prophetische Wort, ohne daß jedoch dabei der Sinne, der Erfahrung und — weil das göttliche Wort unzweifelhaft ist — der geraden Vernunft zu entrathen wäre.

Gott spricht zu den Menschen entweder unmittelbar oder durch Vermittlung eines andern Menschen, zu welchem Gott selbst vorher unmittelbar gesprochen hat. Auf welche Weise Gott zu einem Menschen unmittelbar spricht, das mögen diejenigen gut genug verstehen, zu welchen er so gesprochen hat; aber wie ein Anderer die Sache begreifen könne, das ist schwer, wo nicht unmöglich zu wissen. Denn wenn mich ein Mensch versichert, Gott habe auf übernatürliche oder unmittelbare Weise zu ihm gesprochen, und ich die Sache in Zweifel ziehe, so kann ich mir nicht leicht vorstellen, was für einen Beweis er würde geltend

machen können, um mich zu bewegen, daß ich's glaube. Sagt aber Einer von sich, Gott habe durch die Schrift zu ihm gesprochen, so heißt das soviel als, Gott habe nicht unmittelbar zu ihm gesprochen, sondern durch Vermittlung der Propheten oder der Apostel oder der Kirche, also in derselben Weise, wie er zu allen andern Christen spricht. Sagt Einer, er spreche vermöge übernatürlicher göttlicher Eingebung, so heißt dieß soviel als, er empfinde ein brennendes Verlangen, zu sprechen, oder eine starke Meinung von sich selbst, für die er keinen natürlichen oder hinreichenden Grund anzuführen wisse.

Die Wirklichkeit einer unmittelbaren Offenbarung kann nur durch Wunder bewiesen werden, jedoch unter der Bedingung, daß die Lehre der bereits bestehenden Religion nicht widerspricht. Diese zwei Merkmale müssen zusammentreffen, eins für sich allein beweist Nichts. Da gegenwärtig die Wunder aufgehört haben, so ist uns kein Kriterium übrig geblieben, um die behauptete Offenbarung einer Privatperson anzuerkennen. Seit der Zeit des Erlösers ersetzt die Schrift den Mangel aller andern Eingebung hinreichend, und es können aus ihr durch weise und gelehrte Deutung und durch sorgfältige Schlußfolgerung alle Regeln und Vorschriften, die zur Kenntniß unserer Pflicht gegen Gott und Mensch erforderlich sind, ohne Schwärmerei oder übernatürliche Eingebung leicht abgeleitet werden.

Der Offenbarung gegenüber brauchen wir auf Sinn und Erfahrung oder auf unsere natürliche Vernunft nicht zu verzichten; denn obwohl manche Dinge in dem Worte Gottes sein mögen, welche über die Vernunft hinausgehen, d. h. welche durch die natürliche Vernunft weder bewiesen, noch widerlegt werden können, so ist doch Nichts gegen sie darin. Und falls es doch den letztern Anschein haben sollte, so liegt der Fehler entweder in unserer ungeschickten Auslegung oder in irrthümlichen Schlüssen. Bei dem, was über unsere Vernunft geht, werden wir angewiesen, unsern Verstand gefangen zu nehmen,

das heißt aber nicht, unsre Erkenntnißfähigkeit der Meinung eines Andern zu unterwerfen, denn dieß steht nicht in unserer Gewalt, sondern unsern Willen zum Gehorsam hinzugeben.

Die heiligen Schriften sind diejenigen, welche als Kanon oder Regel des christlichen Lebens gelten müssen, und aus welchen allein auch die Prinzipien geschöpft werden können, welche ich über das Recht der höchsten Gewalt des christlichen Staates aufstellen will. Weil aber die Regeln des Lebens für diejenigen, welchen sie vorgeschrieben werden, wenn sie zu deren Beobachtung verpflichtet werden, Gesetze sind; so entsteht in Bezug auf die Gesetze in der christlichen Welt, sowohl natürliche wie bürgerliche, die Frage, durch welche Autorität sie zu Gesetzen geworden sind. Denn obgleich in der heiligen Schrift nicht bestimmt worden ist, welche Gesetze jeder König oder eine christliche Versammlung in ihrem Bereiche feststellen muß, so ist doch bestimmt, welche nicht festgestellt werden dürfen. Da aber jene, welche in ihrem Staate die höchste Gewalt haben, allein Gesetzgeber sind, so folgt daraus daß nur jene Bücher kanonisch, d. h. Gesetze in einem Staate sind, die durch die Autorität des höchsten Gebieters erlassen sind.

Nun ist zwar Gott der Gebieter aller Gebieter und ihm ist von den Bürgern Gehorsam zu leisten, was auch ein irdischer König Entgegengesetztes befehlen mag. Aber über den Gott zu leistenden Gehorsam ist kein Streit, sondern wann und was Gott geredet hat. Dieß aber kann von denen, welche keine übernatürliche Offenbarung erhalten haben, nur durch die natürliche Vernunft gewußt werden, mit welcher sie sich zur Erhaltung des Friedens und der Gerechtigkeit der Autorität der höchsten Gewalten unterworfen haben. Ich habe darum keine andern Bücher als heilige Schrift anzuerkennen, als diejenigen, welche die anglikanische Kirche gebilligt hat.

Denn wenn Jeder verpflichtet würde, für göttliche Gesetze zu halten, was einer unter dem Vorwande der Eingebung oder der Offenbarung unter die Leute bringt, so könnten un-

möglich irgendwelche Gesetze als göttlich anerkannt werden. Wenn aber die Schrift nicht Gesetz werden kann ohne öffentliche Autorität, so wird dieß die Autorität des Staates oder der Kirche sein. Aber wenn die Kirche Eine Person ist, so ist's ebenso mit dem Staate, welcher, sofern er aus Menschen besteht, Staat heißt, sofern aus Christen, Kirche. Die ganze Summe der Christenmenschen aber, wenn sie nicht in Einem Staate begriffen werden, ist nicht Eine Person; auch existirt keine allgemeine Kirche, durch deren Autorität sie regiert werden müßten. Die Schrift erhält also nicht Gesetzeskraft durch die Autorität einer allgemeinen Kirche; und wenn Ein Staat über den ganzen Erdkreis die allgemeine Kirche wäre, so würde folgen, daß die Könige und obersten Versammlungen für Privatpersonen gehalten und von Einer allgemeinen Gewalt über den ganzen christlichen Erdkreis gerichtet, beurtheilt und bestraft werden müßten.

Die Frage in Betreff der Autorität der Schrift reducirt sich also darauf, ob die christlichen Könige und diejenigen Versammlungen, die in christlichen Ländern die höchste Gewalt haben, in ihrem eignen Reiche frei sind, oder ob sie dem Einen Stellvertreter Christi unterthan sind, um sich von ihm richten, beurtheilen, verdammen, tödten zu lassen, je nachdem es jenem Stellvertreter für das allgemeine geistige Wohl förderlich erscheint.

Unter Wundern werden auffallende Werke Gottes verstanden. Was ist auffallend? Das Auffallende hängt meistens von der Kenntniß und Erfahrung der Menschen ab, so daß dem Einen, was er sieht, ein Wunder zu sein scheint, dem Andern keines. Deßwegen pflegen unerfahrene und abergläubische Menschen Manches für große Wunder zu halten, was erfahrene und kundige Menschen gar nicht im Geringsten auffallend finden. Alle von Moses und den Propheten, sowie vom Heiland und den Aposteln in der Schrift erzählten Wunder sind aber zu dem Endzweck geschehen, um den Glauben zu

bewirken oder zu verstärken, daß sie nicht um ihretwillen, sondern als göttliche Gesandte gekommen seien. Und zwar war der Zweck der Wunder, nicht überhaupt bei Allen diesen Glauben zu bewirken, sondern nur bei den Auserwählten und zum Heil Bestimmten.

Zuerst ist also zu bemerken, daß das Wunder keine Wirkung der Kraft in einem Propheten selbst, durch dessen Wort es geschehen ist, sondern ein unmittelbares Werk Gottes ist; dann aber, daß weder ein Teufel, noch ein Engel, noch ein geschaffener Geist ein Wunder thun könne. Wunder ist's nur, wenn es durch unmittelbare göttliche Kraft vollbracht worden. Bei der Geneigtheit der Menschen, den Wundern leichtsinnig Glauben zu schenken, müssen die obersten Herrscher im Christenvolke, d. h. die obersten Lenker der Kirche, zu allen Zeiten darüber um Rath befragt werden, welche Lehren sie zu lehren gestattet haben, bevor wir den Wundern oder unbekannten Propheten Glauben schenken. Auch Wunder, die mit neuen Lehren auftreten, müssen wir selbst sehen und soviel als möglich prüfen und erforschen, um nach der öffentlichen Vernunft, d. h. nach der Vernunft dessen, welcher die höchste Gewalt im Staate hat, über die Wahrheit des Wunders zu urtheilen. Wenn z. B. Jemand sagt, daß nach gewissen Worten, die er ausgesprochen, das Brot, das er im Munde hat, nicht mehr Brot, sondern Gott oder Mensch sei, obgleich es für die Augen nach wie vor als Brot erscheint; so ist kein Grund, warum man glauben sollte, dieß sei wirklich so geschehen, bis man etwa von Gott durch den, der dessen Stelle im Staate vertritt, erforscht hat, ob dieß wirklich so geschehen sei, oder nicht.

Ebenso ist bei Wundern, die wir nicht haben geschehen sehen, sondern von denen wir nur Kunde erhalten haben, die Kirche des Staates zu befragen, d. h. derjenige, welcher darin die höchste Gewalt hat, wie weit man den Urhebern der Kunde Glauben zu schenken habe. Und dieß sage ich denen haupt-

sächlich, welche in christlichen Staaten leben; denn heutzutage kenne ich auch nicht einen einzigen Menschen, welcher durch Zauberformeln oder auf das Wort oder Gebet eines Menschen ein so wunderbares Ereigniß hervorgebracht sähe, daß es einem nicht ganz vorsichtigen Menschen übernatürlich scheinen könnte.

Die Frage ist also heutzutage nicht, ob ein Wunder, das wir sehen oder von dem wir lesen oder sonstwie Kunde erhalten, wirklich geschehen sei, sondern ob die Wunder, von denen wir lesen oder Kunde erhalten nicht etwa bloß Werke der Zunge oder der Feder sind. In dieser Frage steht nicht der Vernunft oder dem Gewissen des Einzelnen ein Urtheil zu, sondern der öffentlichen Vernunft, d. h. der Vernunft desjenigen Menschen oder der Versammlung, welche wir bei jeder Frage vorher zum Richter bestimmt hatten. Einem Privatmann, weil doch jeder Gedanke frei ist, zu glauben oder nicht zu glauben, was man für Wunder hält, bleibt immer frei, und mag Jeder dieß bei sich selber ausmachen. Aber wann es zum Glaubensbekenntniß gekommen sein wird, dann hat die Privatmeinung keinen Platz mehr, sondern man hat sich an den zu wenden, der unter Gott die höchste Gewalt in der Kirche hat.

Den Begriff der christlichen Kirche bestimme ich so: sie ist die Vereinigung derjenigen Menschen, welche die christliche Religion bekennen und in einer Person vereinigt sind, welche die höchste Gewalt hat. Weil aber in jedem Staate jene Vereine, welche ohne die Autorität des höchsten Herrschers stattfinden, ungesetzlich sind, so ist auch eine solche Kirche ungesetzlich, welche in einem Staate gehalten wird, der solche Zusammenkünfte durch das Gesetz verbietet. Darum ist es auch unzweifelhaft, daß es keine allgemeine Kirche auf Erden gibt, auf welche alle Christen zu hören verpflichtet wären, da es auf Erden kein Staat gibt, welcher der Herrscher über alle andern Staaten wäre. In den einzelnen Staaten werden die Christen verpflichtet, den Gesetzen ihres Staates zu gehorchen

und dürfen demgemäß nicht durch die Gesetze eines andern Staates gebunden sein. Die Kirche also, welcher die Macht zusteht, zu richten, frei zu sprechen, zu verdammen, ist eine und dieselbe Sache mit dem Staat und ist der Staat selbst, weil die Bürger Menschen sind, sowie Kirche, weil die Bürger Christen sind.

Darum sind die Ausdrücke: weltliches und geistliches Regiment leere Worte, die nur zu dem Zweck eingeführt sind, damit die Menschen bei zwei vorhandenen Ständen in Zweifel wären, welchem von beiden sie lieber gehorchen sollten. Im Himmel zwar werden die menschlichen Leiber nach der Auferstehung ewig und geistig sein, aber im gegenwärtigen Leben sind es Menschen, hinfällig und vergänglich, und können keinen andern Stand noch Religion brauchen, außer derjenigen, welche die zeitliche Gewalt festgestellt hat, und es darf von Rechts wegen keine Lehre von einem Bürger mit Recht gelehrt werden, welche der zeitliche Staat zu lehren verbietet. Kurz, ein sowohl geistlicher als zeitlicher Lenker muß sein, oder es werden beide Herrschaften zugleich untergehen, sobald zwischen Kirche und Staat Streit, zwischen dem Schwert der Gerechtigkeit und dem Schilde des Glaubens und — was noch mehr ist — in eines jeden Christen Herzen zwischen dem Christen und dem Menschen Unfriede herrscht.

Zwar werden die Lehrer der Kirche Hirten genannt, aber heißen nicht auch die Könige Hirten der Völker? Allein wenn nicht Ein Hirte dem Andern untergeordnet ist, sodaß Einer der höchste Hirte ist, so werden einander entgegengesetzte Lehren vorgetragen, welche beide falsch sein können, von denen aber eine nothwendig falsch sein muß. Jener oberste Hirte ist aber nach dem Gesetz der Natur kein anderer, als der, welcher die höchste Gewalt im Staate besitzt. Ketzerei ist nichts anderes als eine Privatmeinung, welche hartnäckig behauptet wird, im Gegensatz gegen die Meinung, welche der Repräsentant des Staates zu lehren befohlen hat; die Repräsentanten der Staaten können niemals Ketzer sein.

Wollte uns aber der Repräsentant des Staates, sei es ein König oder ein Senat, den Glauben an Christus verbieten, so ist ein solches Verbot erfolglos, weil Glaube und Unglaube sich nicht nach dem Gebot eines Menschen richten; der Glaube ist eine Gabe Gottes, die der Mensch weder geben, noch durch Versprechungen oder Drohungen nehmen kann. Wenn uns aber unser gesetzlicher Fürst gebietet, mit der Zunge zu bekennen: wir glauben nicht; so ist das Bekenntniß mit der Zunge nur eine äußerliche Sache und nicht mehr, als eine andere Geberde, durch die wir unsern Gehorsam andeuten. Eine Handlung, zu welcher ein Unterthan im Gehorsam gegen seinen Souverän gezwungen wird, und die er insbesondere nicht gemäß seiner eignen Gesinnung, sondern nach den Landesgesetzen begeht, ist nicht seine eigene Handlung, sondern die Handlung seines Souveräns.

Ist das Oberhaupt des Staates ein Christ, so erlaubt dasselbe eben damit den Glauben an den Artikel: Jesus ist der Christ, sowie an die darin enthaltenen und daraus folgenden Artikel, und dieß ist ja der ganze zum Seligwerden erforderliche Glaube. Als Souverän fordert er Gehorsam gegen alle seine Gesetze, nämlich gegen alle bürgerlichen Gesetze, in denen auch alle Naturgesetze oder Gesetze Gottes enthalten sind. In solchem Falle kann es also gar keinen Widerspruch geben zwischen den Gesetzen Gottes und den Gesetzen eines christlichen Gemeinwesens. Ist aber das Oberhaupt des Staates ein Ungläubiger, so sündigt jeder seiner Unterthanen, der ihm widersteht, gegen die Gesetze Gottes und verwirft den Rath der Apostel, wodurch alle Christen zum Gehorsam gegen ihre Obrigkeiten in allen Stücken ermahnt werden. Ihr Glaube aber ist etwas Innerliches, Unsichtbares, und sie brauchen sich deßhalb nicht in Gefahr zu begeben. Thun sie es dennoch, so mögen sie ihren Lohn im Himmel erwarten, sich aber über ihren gesetzlichen Souverän nicht beklagen, geschweige denn denselben bekriegen.

Der Vater der Gläubigen und durch einen Vertrag der Erste im Reiche Gottes war Abraham, welcher durch diesen Vertrag oder Bund, der mit ihm geschlossen ward, sich und seine Nachkommen zum Gehorsam gegen die Gebote Gottes verpflichtete, und zwar nicht bloß die natürlichen, sondern auch die auf übernatürlichem Wege, durch Träume und Visionen, offenbarten. Darin ist nun dreierlei enthalten, daß bei der Eingehung dieses Vertrags Gott den Abraham allein anredete, als in dessen Willen seine Familie und Nachkommen mit inbegriffen gedacht werden. Daraus geht hervor, daß jene, mit denen Gott nicht unmittelbar geredet hat, als Gesetze Gottes dasjenige annehmen mußten, was ihnen derjenige vorschrieb, welcher über sie die höchste Gewalt hat, sowie sie die Familie und Nachkommen Abrahams von ihrem Vater und Herrn Abraham empfingen. In jedem Staate also sind diejenigen, welche keine übernatürliche Offenbarung zum Gegentheil haben, den Gesetzen desjenigen, der im Staate die höchste Gewalt hat, in allen auf die Religion sich beziehenden äußerlichen Handlungen zu gehorchen verbunden. Die Gedanken freilich und der innerliche Glaube der Menschen können nicht von menschlichen Machthabern erkannt werden. Sie sind auch weder freiwillig, noch auch Wirkungen der Gesetze, sondern nur Wirkungen der göttlichen Macht, und können deßhalb auch nicht unter den Gesichtspunkt der Verpflichtung fallen.

Ferner geht daraus hervor, daß es dem Abraham gestattet war, wenn Jemand von seinen Untergebenen die göttliche Offenbarung mißachtete, oder neue Lehren verbreitete, die Abraham verboten hatte, solchen Menschen und seinen Anhang zu bestrafen. Folgerichtig muß es also den höchsten Gebietern auch jetzt noch erlaubt sein, diejenigen zu bestrafen, welche den Gesetzen des Staates ihre Privatansicht entgegensetzen. Denn jetzt haben im Staate die höchsten Herrscher dieselbe Autorität, die damals in seiner Familie Abraham hatte. Und wie endlich in seiner Familie Abraham allein, so wird

auch jetzt noch im christlichen Staate der Souverän allein als derjenige angesehen werden müssen, der da weiß, was Gott geredet hat, das heißt: er allein muß als der Ausleger des göttlichen Wortes gelten.

Derselbe Vertrag wurde mit Isaak, dann mit Jakob erneuert, zuletzt mit Moses und den Israeliten am Berge Sinai, wo die Israeliten zum eigenthümlichen Volke Gottes gemacht wurden und über sie Moses unter Gott regierte, damit es in Ewigkeit ein priesterliches Königreich wäre. Im ganzen alten Testament hindert uns Nichts anzunehmen, daß die höchste bürgerliche wie geistliche Gewalt immer in einer und derselben Person vereinigt waren.

Das Amt unseres Heilandes besteht nach der heiligen Schrift aus drei Theilen: zuerst aus dem Amte des Erlösers oder Heilandes, dann aus dem Amte des Hirten, Lehrers oder Propheten, und endlich aus dem Amte des ewigen Königs, aber unter seinem Vater. Und diesen drei Teilen entsprechen drei Zeiten. Denn bei seiner ersten Ankunft hat er uns erlöst, indem er seine eigne Person für unsere Sünden am Kreuze dahingab. Unsere Umwandlung hat er theils selber bewirkt, solange er auf Erden war, durch seine Lehre; theils bewirkt er sie noch bis auf den heutigen Tag durch seine Diener; nach seiner zweiten Ankunft aber wird er über seine Erwählten regieren, und sein Reich wird ewig dauern.

Zum Geschäfte des Erlösers, d. h. dessen, der den Preis der Erlösung bezahlte, gehörte, daß er das Opfer wurde und unsere Schuld trug und wegnahm. Dieß ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob für die Sünden aller Menschen der Tod Eines Menschen, und wenn auch des Gerechtesten, nach den strengen Regeln der Gerechtigkeit hätte genugthun können; sondern weil Christus das leistete, was Gott nach seiner großen Barmherzigkeit als Preis der Erlösung durch das Gesetz bestimmte. Weil nun aber der Erlöser, bevor der Preis bezahlt war, auf das Erlöste kein Recht hatte, so ist es klar, daß unser

Erlöser vor seinem Tode noch nicht König der Erlösten war. Aber durch den in der Taufe mit Gott erneuerten Bund sind diejenigen, welche getauft werden, Christo zu gehorchen verpflichtet, welcher dann als König unter seinem Vater auftritt, wann es ihm gefallen wird, das Amt des Königs auszuüben.

Daher sagt der Erlöser selbst: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Weil nun die nach dieser Welt eintretende, künftige Welt, in welcher eine neue Erde und ein neuer Himmel sein werden, nach der Auferstehung erscheint; so ist es klar, daß das Reich Christi vor der Auferstehung nicht seinen Anfang nehmen kann. Dieß wird ganz deutlich aus den Worten des Heilandes: Des Menschen Sohn wird kommen in der Herrlichkeit seines Vaters, und dann wird er einem Jeden geben nach seinen Werken. Dieses Letztere ist nun ebendasselbe als sein Reich verwalten, und darum wird Christus sein Reich nicht verwalten, bevor er in der Herrlichkeit seines Vaters kommt, nämlich nach der allgemeinen Auferstehung.

Doch aber kam Christus in diese Welt, um zu herrschen und zu richten, wenn gleich die zukünftige Welt. Denn da er der Messias, d. h. der gesalbte Priester und höchste Prophet Gottes war, so mußte er alle Macht haben, welche die Propheten und Priester und Könige des Alten Bundes besaßen. Wenn nun also Christus, so lang er auf Erden wandelte, kein Reich in dieser Welt hatte, was war dann — könnte man fragen — die Ursache seines ersten Kommens? Er kam — antworte ich, — um durch einen neuen Bund Gott das Reich wieder zu geben, das ihm zwar schon kraft des alten Bundes gehörte, aber durch den Abfall der Israeliten bei der Wahl Sauls unterbrochen worden war. Zu diesem Zweck mußte er durch Lehren und Verkündigen offenbar machen, daß er selbst der von den Propheten verheißene Messias war, und mußte für die Sünden der Menschen sich als Opfer darbringen, und wenn er vom jüdischen Volke nicht angenommen würde, diejenigen unter den Heiden einladen, die an ihn glaubten.

Demnach bestand das Geschäft unsers Erlösers, so lange er auf Erden weilte, aus zwei Theilen. Einmal nämlich sollte er sich als Christus bekennen; dann aber sollte er durch seine Lehre und seine Wunderthaten sein Volk überzeugen und so zu leben vorbereiten, daß sie der Unsterblichkeit würdig wären, welche Alle, die an ihn glauben würden, bei seiner zweiten Ankunft genießen sollten. Und aus diesem Grunde wird die Zeit seiner Lehrwirksamkeit Wiederbringung genannt, die aber keine Herrschaft ist; das Volk war damals noch nicht wirklich im Reiche Gottes, sondern die Gläubigen hatten nur erst die Anwartschaft auf dasselbe, und darum heißt jener Zustand das Reich der Gnade, d. h. des himmlischen Staates, nicht Besitz, sondern Recht.

Erst bei der Auferstehung wird der Heiland König sein, nicht blos als Gott, sondern auch als Mensch, kraft des neuen Bundes, der in der Taufe gemacht wurde; aber auch dann wird er nicht anders König sein, als unter seinem Vater. Auch bei der Einsetzung der Sacramente, sowohl der Aufnahme in das Reich Gottes, als auch des Gedächtnißmahles, hat unser Erlöser Moses und Abraham nachgeahmt. Denn wie das israelitische Volk als Sacrament der Aufnahme in das Reich Gottes die Beschneidung hatte, so haben die Christen die Taufe. Das Sacrament des Abendmahles ist eine offenbare Nachahmung des jüdischen Pascha; und wie das Essen des Passalammes eine Erinnerung an die Befreiung des jüdischen Volkes aus der Knechtschaft Aegyptens war, so ist auch im Abendmahle das Brechen des Brotes und das Ausgießen des Weines eine Erinnerung an die Befreiung von der Knechtschaft der Sünde durch den Tod Christi. Weil nun das Ansehen des Moses untergeordnet und er nur statt des Königs war, so folgt daraus, daß auch Christus, dessen Autorität, soweit er Mensch war, der des Abraham ähnlich war, unter seinem göttlichen Vater herrschen werde.

Das neue Himmelreich wird nicht darin bestehen, daß die

Seligen in den Himmel erhoben werden, sondern darin, daß Gott, dessen Thron ja im Himmel ist, unser König sein wird; der Mensch braucht zu seiner Seligkeit nicht über die Erde, welche Gottes Fußschemel ist, hinauf zu steigen. Aus den Propheten ist zu ersehen, daß der Hauptsitz des Reiches Gottes, von welchem das Heil für die Menschen ausgehen soll, Jerusalem sein wird. Da jedoch diese Lehre, obwohl sie aus nicht wenigen und hinreichend deutlichen Stellen der Schrift bewiesen ist, den Meisten etwas Neues sein wird, so gebe ich sie nur vorschlagsweise, ohne in diesem oder irgend einem andern Paradoxon der Religion etwas durchsetzen zu wollen.

Vor der Auferstehung Christi war die ganze kirchliche Gewalt bei den Aposteln, und von diesen ging sie zu denen über, welche von den Aposteln, um die Menschen zum Glauben an Christum zu führen und auf dem Weg des Heils zu erhalten, zu Dienern des Evangeliums eingesetzt worden sind. Auf diese folgten Andere, welche wiederum von ihnen eingesetzt waren durch Handauflegen, durch welche Ceremonie angedeutet werden sollte, daß die Gabe des heiligen Geistes zur Förderung des Himmelreiches auf jene Diener Christi übertragen worden sei. Da das Reich Christi nicht von dieser Welt ist, so können auch seine Diener, wenn sie nicht Könige sind, keinen Gehorsam in seinem Namen fordern; denn wenn derjenige, auf dessen Autorität sie das königliche Recht fordern, in dieser Welt kein Reich hatte, mit welchem Rechte sollen seine Diener herrschen. Gleichwie der Vater — sprach Christus — mich sandte, also sende ich Euch; aber Christus ist gesandt worden, um die Juden für das Reich Gottes zu gewinnen und ebenso die Heiden, nicht aber, um vor dem Tag des Gerichts in Majestät zu regieren. Die Zeit aber zwischen der Himmelfahrt Christi und der allgemeinen Auferstehung, wird nirgends Reich, sondern Wiederbringung oder Erneuerung genannt, d. h. Vorbereitung und Geschicktmachung der Menschen auf die zweite Ankunft Christi in seiner Herrlichkeit am Tage des Gerichts.

Die Diener Christi haben die Aufgabe, das Evangelium zu predigen, d. h. Jesum als den Messias zu verkündigen und die Menschen auf seine Wiederkunft vorzubereiten; ihr Beruf ist, den Glauben an Christus hervorzubringen. Aber Glaube ist nicht Abhängigkeit von Zwang oder Befehl, sondern einzig und allein von der Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit der Beweise, welche aus der Vernunft oder aus Etwas, das man bereits glaubt, gezogen sind. Alles, was den Aposteln und ihren Nachfolgern aufgetragen wurde, nämlich Predigen, Lehren und Taufen, Sünden vergeben, und Sünden behalten und Excommuniciren, ist nicht mit der bürgerlichen Gewalt verbunden; namentlich wurde die letztere Strafe, ehe die christliche Religion durch Staatsgewalt autorisirt wurde, nur als Zuchtmittel wegen der Sitten, nicht wegen irrthümlicher Meinungen angewendet und war nur für Solche eine wirkliche Strafe, welche an die Wiederkunft des Erlösers zum Gericht glaubten, wo er dann über Lebende und Todte herrschen würde.

Was zum ewigen Heil nöthig ist, wird in zwei Tugenden begriffen, nämlich Glauben an Christus und Gehorsam gegen die Gesetze. Der Letztere würde, wenn er vollkommen wäre, allein schon hinreichen. Weil wir jedoch Alle des Ungehorsams schuldig sind, nicht bloß ursprünglich in Adam, sondern auch wirklich durch unsere eigenen Uebertretungen; so haben wir nicht bloß für die übrige Zeit Gehorsam, sondern auch für die vergangenen Sünden Vergebung nöthig. Daß aber zum Heil sonst Nichts nothwendig ist, geht daraus hervor, daß das Reich Gottes Niemanden verschlossen ist, außer den Uebertretern der Gesetze, und auch diesen nicht, wenn sie ihr Unrecht bereuen und alle zum Heil nothwendigen Glaubensartikel glauben.

Was den Gehorsam angeht, so wird von Gott nicht mehr verlangt, als der ernstliche Wille zum Gehorsam, und darum wird der Gehorsam häufig unter dem Namen des Wohlwollens

und der Liebe empfohlen, denn beide bezeichnen den Willen zum Gehorsam, und unser Heiland nennt die Liebe Gottes und des Nächsten die Erfüllung des ganzen Gesetzes. Statt Gehorsam wird auch einmal Gerechtigkeit gesetzt; denn Gerechtigkeit ist der Wille, Jedem das Seine zu geben, d. h. den Gesetzen zu gehorchen. Wer also aufrichtig und von ganzem Herzen die Gebote Gottes zu erfüllen strebt, wer ferner seine Sünden wahrhaft bereut und Gott von ganzem Herzen liebt und seinen Nächsten gleich sich selbst, der hat jeden zum ewigen Heil nothwendigen Gehorsam. Denn wenn Gott Reinheit forderte, könnte Niemand selig werden; er nimmt aber die Gerechtigkeit des Menschen, d. h. den Gott unterworfenen Willen, statt der Reinheit an.

Welches sind aber die Gebote, welchen zu gehorchen nothwendig ist? Sind die mosaischen Gesetze alle Gesetze Gottes? Wären sie es, warum werden wir Christen nicht gelehrt, ihnen zu gehorchen? Sind sie es nicht, welche andere können es sein außer den Gesetzen der Natur? Denn unser Erlöser hat uns keine neuen Gebote gegeben, sondern nur diejenigen zu halten gelehrt, die wir haben, d. h. die Naturgesetze und die bürgerlichen Gesetze. Folglich sind die Gesetze Gottes keine andern, als die Naturgesetze, von welchen das Wichtigste ist, daß wir unsere Treue nicht verletzen sollen, d. h. das Gebot, unsern bürgerlichen Oberherren zu gehorchen, welche wir durch gegenseitigen Vertrag über uns gesetzt haben. Dieses Gebot Gottes, welches von uns Gehorsam gegen das bürgerliche Gesetz fordert, gebietet folglich auch Gehorsam gegen alle Gebote der Schrift, welche nur dann Gesetz ist, wenn sie der bürgerliche Oberherr dazu gemacht hat, während sie anderwärts nur Rathschläge enthält, die jeder auf seine Gefahr ohne Ungerechtigkeit befolgen oder nicht befolgen kann.

Was den Glauben angeht, so fragt es sich, wem und warum wir glauben und welches die zur Seligkeit nothwendigen Glaubensartikel sind. Wem wir glauben sollen, muß

Jemand sein, den wir haben reden hören, weil wir unmöglich Einem glauben können, ohne zu wissen, was er gesagt hat. Abraham, Isaak, Jacob, Moses und die Propheten haben Gott geglaubt, der sie selber auf übernatürliche Weise angeredet hat. Ebenso haben die Apostel und Jünger Christi ihrem Meister geglaubt, weil sie ihn reden hörten. Aber von denen, mit welchen weder Gott, noch Christus geredet hat, kann nicht gesagt werden, daß sie Gott geglaubt haben, sondern nur, daß sie den Aposteln und nach ihnen den Seelsorgern und Lehrern der Kirche Glauben schenkten und von ihnen die Geschichte des Alten und Neuen Testaments sich empfehlen ließen.

Der Glaube der Christen hatte daher zur Grundlage für's Erste die Achtung vor ihren Seelsorgern, dann das Ansehen derer, die gemacht haben, daß die heilige Schrift zur Regel des Glaubens erhoben wurde, was allein die christlichen Könige und Andere, welche die höchste Gewalt hatten, bewerkstelligen konnten. Jene sind also die obersten Seelsorger und sie allein sind es, durch welche heutzutage die Christen Gott reden hören, wenn wir nicht etwa diejenigen ausnehmen wollen, wenn es welche gibt, zu denen Gott heutzutage auf übernatürliche Weise redet. Da aber viele falsche Propheten in die Welt gekommen sind, so müssen jene von jedem Christen geprüft werden, ob sie von Gott sind, oder nicht.

Weil also die Prüfung der Lehren vorzugsweise den obersten Seelsorger angeht, so ist es der oberste Seelsorger allein, von welchem in letzter Beziehung der Glaube ihrer Untergebenen bestimmt werden muß. Die Gründe aber, um deren willen wir die christliche Lehre glauben, sind verschieden. Denn der Glaube ist eine Gabe Gottes, die in verschiedenen Menschen auf verschiedenen Wegen gewirkt wird. Die häufigste und am Nächsten liegende Ursache, warum wir irgend einen Glaubensartikel glauben, ist aber diese, daß wir vorher die heilige Schrift für das Wort Gottes gehalten haben. Aber warum glauben wir, daß die Bibel das Wort Gottes sei?

Offenbar ist dieß kein Wissen, sondern ein bloßes Glauben, und das von Gott gewöhnlich angewandte Mittel, die Menschen zum Glauben zu bewegen, entspricht dem natürlichen Wege, daß der Glaube vom Hören kommt. Er ist nämlich eine Folge dessen, was wir von denjenigen hören, die durch das Gesetz berechtigt und dazu aufgestellt sind, zu lehren. Und dieß sind die Eltern in den Häusern, die Seelsorger in den Kirchen.

Aber wenn das Hören die Ursache des Glaubens ist, warum glauben nicht Alle? Weil der Glaube eine Gabe Gottes ist, die er gibt oder versagt, wem er will! Aber, wann er sie gibt, so gibt er sie doch durch die Lehrer, und deßhalb ist die unmittelbare Ursache des Glaubens das Hören. Alle Güter gehen zwar von Gott aus, aber durch natürliche Vermittelungen; man darf also nicht blindlings jenen glauben, welche ihre Lehren für eine übernatürliche Gabe Gottes ausgeben; denn ihre Lehre muß zuvor von der Kirche geprüft werden.

Das Eine, was Noth ist, nämlich der einzige Glaubensartikel, welchen die heilige Schrift zum ewigen Heil für nothwendig hält, ist dieser: daß Jesus der Christus ist. Unter dem Namen Christus aber wird jener König verstanden, den er durch die Propheten des Alten Bundes der Welt verheißen hatte, daß derselbe über die Juden herrschen und die Heiden zum Glauben bringen würde, um das uns in Adam verloren gegangene ewige Leben wiederherzustellen.

Um zu beweisen, daß der ganze zum Heil nothwendige Glaube in diesem einen Artikel enthalten ist, daß Jesus der Christus sei, muß man vor Allem auf den Zweck der Evangelisten sehen. Sie wollten aber nichts anders, als durch die Darstellung des Lebens unsers Heilandes jenen einen Artikel begründen und bei den Menschen den Glauben an Jesum als den Christus befestigen, wie dieß namentlich der Evangelist Johannes mit den Worten ausspricht: dieß ist geschrieben, damit ihr glaubt, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes.

Würde die Annahme aller derjenigen Glaubenslehren, die jetzt gelehrt werden, als zum Heil nothwendig gelehrt werden, wirklich dazu erfordert, so würde es nichts Schwereres geben, als ein Christ zu sein. Dann hätte Christus nicht sagen können: mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht! Vielleicht könnte indessen Jemand fragen, ob es nicht gleich nothwendig zum Heil sei zu glauben, daß Gott der allmächtige Schöpfer der Welt, daß Jesus Christus auferstanden und daß die Menschen am jüngsten Tage Alle auferstehen würden, wie das Eine, zu glauben, Jesus sei der Christus. Allerdings, antworte ich, sind diese und viele andere Artikel gleich nothwendig, aber aus keinem andern Grund, als weil sie in jenem enthalten sind. Denn wer sieht nicht ein, daß wer da glaubt, Jesus sei der Sohn des allmächtigen Gottes, nothwendig auch glauben muß, Gott sei der allmächtige Schöpfer aller Dinge? Oder wie kann man glauben, Jesus werde als König ewig herrschen, wenn man nicht glaubt, daß er von den Todten auferstanden ist? Kann ja doch ein Todter nicht herrschen! Wer also die Grundlage festhält, daß Jesus der Christus ist, hält auch Alles fest, was darin inbegriffen ist, mag er nun den Zusammenhang einsehen, oder nicht. Darum steht es fest, daß für diejenigen, welche ihre Sünden bereuen, dieser eine Artikel zur Vergebung der Sünden hinreichend und darum allein nothwendig ist.

Es ist also klar, daß der Gehorsam, so weit er zum ewigen Heil erfordert wird, in dem Willen besteht, das Gesetz Gottes zu erfüllen, soweit es für uns möglich ist, d. h. in der Reue derer, die da sündigen. Ebenso ist gezeigt worden, daß der Glaube, soweit er zum Heil nothwendig ist, in diesem Artikel enthalten ist: Jesus ist der Christus. Und daß Alles, was zum ewigen Leben gehört, einfach in diesen beiden Stücken besteht, beweisen auch viele Stellen der heiligen Schrift.

Welches von Beiden, der Gehorsam oder der Glaube den Menschen rechtfertigt, ist eine müßige Frage. Wird unter der

Gerechtigkeit die Gerechtigkeit der Werke verstanden, so kann Niemand gerechtfertigt werden, welcher das Gesetz Gottes einmal übertreten hat; es wird also die Gerechtigkeit des Menschen zu verstehen sein, welcher das Gesetz zu beobachten versucht; denn den Willen nimmt Gott für die That selbst an, und nur in diesem Sinne kann ein Mensch gerechtfertigt werden. Die Gerechtigkeit rechtfertigt also, sofern sie ihn für gerecht erklärt, nicht als ob er das Gesetz so erfüllt hätte, daß er von Rechtswegen nicht gestraft werden könnte. Da aber Gott den Willen für die That nur bei denjenigen annimmt, welche an Jesus Christus glauben, so kann gesagt werden, daß der Glaube in dieser Bedeutung des Wortes allein rechtfertige, so daß Glaube und Gehorsam beide rechtfertigen, nur in verschiedener Bedeutung des Wortes Rechtfertigung.

Nun ist es auch nicht mehr schwierig, den Gehorsam gegen Gott mit dem Gehorsam gegen die Könige zu vereinigen. Denn der König ist entweder ein Christ oder ein Ungläubiger, welche beide Fälle bereits oben besprochen worden sind.

Außer den beiden Gewalten, von denen wir bisher gesprochen haben, der göttlichen und menschlichen, lesen wir in der heil. Schrift noch von einer andern Gewalt, dem Reiche der Finsterniß. Dieses ist die Gesellschaft derjenigen Betrüger, welche, um über Andere in der gegenwärtigen Welt zu herrschen, sowohl das Licht der natürlichen Vernunft, als auch das Licht des Evangeliums, durch falsche und dunkle Lehren auszulöschen und statt ewiges Heil geistige Finsterniß einzuführen streben. Gleichwie Menschen, die von ihrer Geburt an des Lichtes der Augen gänzlich beraubt sind, gar keine Idee vom Licht haben, und wie sich Niemand ein größeres Licht vorstellen kann, als er vorher gesehen hat, so glauben auch die Menschen, es gebe keinen größern Grad des Lichtes der Vernunft und des Evangeliums, als sie selber bereits erreicht haben. Und daher kommt es, daß die Menschen die Finsterniß, in welcher sie leben, auf anderm Wege nicht zu erkennen vermögen, als allein aus ihrem eignen Anstoß und Unfall.

Im Reich des Satans ist zwar der dunkelste Theil derjenige, welcher außer der Kirche Gottes liegt, d. h. in welchem die Ungläubigen wandeln; gleichwohl aber können wir nicht sagen, daß die Kirche so viel Licht genießt, als nöthig ist, um jedes Werk zu vollbringen, welches Gott geboten hat. Denn wie konnte es geschehen, daß die Christen seit den Zeiten der Apostel sich wechselseitig Einer den Andern in äußerlichem oder bürgerlichem Krieg vom Platz zu treiben suchten und daß sie zu einem und demselben Ziele, dem Glücke, auf so verschiedenen Wegen laufen, wenn in ihnen nicht auch jetzt noch Nacht oder wenigstens dichter Nebel wäre? Wir befinden uns also auch jetzt noch in der Finsterniß.

In der dunkeln Nacht unserer natürlichen Unwissenheit säete der Feind das Unkraut geistiger Irrthümer; zuerst, indem er das Licht der Schrift auslöschte, denn wir irren aus Mangel an Einsicht in den Sinn der Schrift; dann, indem er die heidnische Dämonenlehre, nämlich die Lehre von den Götzen, Phantasiegebilden und Gespenstern und andern kindischen Fabeln zuließ. Drittens, indem er einige Ueberbleibsel der Religion und die griechische Philosophie, insbesondere die Aristotelische, mit der heil. Schrift vermischte. Viertens durch falche, erdichtete oder unsichere Ueberlieferungen und Geschichten; und so irren wir, indem wir aufmerksam sind auf die betrügerischen Geister und Lehren der Dämonen, durch die Heuchelei derer, die Falsches reden gegen ihr eignes Gewissen.

Der größte Mißbrauch der heil. Schrift, an dem alle übrigen Mißbräuche hängen, ist ihre Verdrehung, um zu beweisen, daß das Reich Gottes, von welchem oft in der Schrift die Rede ist, die Kirche sei, als die Gemeinschaft der jetzt auf Erden lebenden Christen. Diesem Irrthume und dem andern, daß Einer sein müsse, sei er ein Mensch oder eine Versammlung, durch welche unser Erlöser, der jetzt im Himmel ist, die Menschen anredet, Gesetze gibt und seine Person bei allen Christen vertreten läßt, entspricht es vollkommen, daß der

römische Papst eine königliche Gewalt unter Christus überhaupt fordert, und daß ebendieselbe Gewalt in manchen Staaten die Versammlungen der Bischöfe fordern. Diese aber sind es, welche durch ihre heftige Disputirsucht das Licht der Natur auslöschen und solche Finsterniß in den menschlichen Gemüthern hervorbringen, daß die Unterthanen nicht sehen können, wer derjenige ist, dem sie Gehorsam versprochen haben.

Dieser Lehre aber, daß der Papst in der gegenwärtigen Kirche der allgemeine Stellvertreter Christi sei, ist ganz folgerichtig entsprechend die andere Lehre, daß es für einen christlichen König nothwendig sei, von einem Bischof gekrönt zu werden, gleich als ob er erst durch jene Ceremonie nach göttlichem Rechte herrsche und im Titel dieß eingeschlossen habe: von Gottes Gnaden König, und als ob er sein Reich nicht von Gott empfange, wenn es ihm nicht durch den Papst als Stellvertreter Gottes gegeben sei. So oft es sich daher trifft, daß zwischen den Plänen des Papstes und anderer christlichen Fürsten ein Zwiespalt ist, — und dieß ist häufig der Fall — entstehen unter den Unterthanen der Könige so viele Finsternisse, daß sie einen auswärtigen Menschen, der sich auf den Thron gedrängt hat, nicht von dem zu unterscheiden vermögen, welchen sie selbst auf den Thron gesetzt haben, und in der Blindheit ihres Verstandes kämpfen sie unter einander und wissen nicht Freunde von Feinden zu unterscheiden.

Von derselben Lehre, daß die gegenwärtige Kirche das Reich Gottes sei, kommt es auch her, daß die Seelsorger und Diener der Kirche sich selbst den Namen Klerus beilegen und die übrigen Christen Laien, d. h. Volk, nennen; ferner, daß die Unterscheidung zwischen bürgerlichen und kanonischen Gesetzen eingeführt worden ist. Ebendaher kommt es auch, daß in jedem christlichen Staate, welcher die kirchliche Herrschaft des Papstes zuläßt, ein Theil der Menschen von der Autorität der Civilgewalt frei bleibt, wie z. B. alle Geistliche, Mönche, Ordensbrüder, deren Zahl an manchen Orten unmäßig groß

ist. Dem Papst aber fehlt es, um der Stellvertreter Christi und Gottes sein zu können, an drei Stücken, die ihm der Erlöser nicht gegeben hat, nämlich an der Vollmacht, Acte des Befehlens, Richtens und Strafens in anderer Weise auszuüben, als so, daß er kraft der Excommunication diejenigen verläßt, welche es verschmähen, von ihm zu lernen.

Gesetzt auch, der Papst wäre der einzige Stellvertreter Christi, so kann er seine Regierungsgewalt doch in keinem Falle vor der Wiederkunft unsers Erlösers geltend machen, und auch dann ist es immer nicht der Papst, sondern der heilige Petrus selbst mit den übrigen Aposteln, welche Richter der Welt sein werden.

Drittes Capitel.

Charles Blount.

Den Anmaßungen der Hierarchie gegenüber war Hobbes ein vollkommener Freidenker, aber dabei ein politischer Absolutist, als welcher er den unbedingten Gehorsam vor der unbeschränkten Autorität des Staates, gegenüber der zufälligen Willkür der Individuen und ihrer Privatüberzeugungen, geltend machte und im Souverain gewissermaßen die allgemeine Vernunft des Staates repräsentirt wissen wollte, ohne die Freiheit des Einzelnen und die moralische Würde der Person zu beachten. Seine theologisch-politische Theorie war nichts anders, als der begriffliche Ausdruck dessen, was durch die Verhältnisse seiner Zeit und die derselben geläufigen Ansichten gegeben war.

Der große Einfluß, welchen die Ideen des Hobbes neben denen Herbert's auf lebendige Geister in damaliger Zeit ausübten, zeigte sich besonders deutlich bei einem Manne, der in der Reihe der Deisten zwar keinen besonders hervorragenden Rang einnimmt, doch aber in unserer Gallerie der englischen Freidenker einen Platz verdient, nämlich Charles Blount. Ohne eigentlich neue und eigenthümliche Gedanken ausgesprochen zu haben, bildet er eigentlich nur einen Pendant zu Herbert und Hobbes, deren Ideen er äußerlich verbunden und mit leichter ironisch-satirischer Darstellung vorgetragen hat.

Karl Blount war im Jahre 1654 in dem Stammhause seines Großvaters zu Upper Holloway, in der Grafschaft Middlesex, geboren und der jüngere Sohn des von Karl dem Ersten zum Richter und von Karl dem Zweiten zum Großsheriff von Hertfordshire ernannten Ritters Heinrich Blount. Der Vater selbst hatte die Erziehung und Studien des Sohnes geleitet und denselben bereits in seinem achtzehnten Jahre mit einer Tochter des Ritters Timotheus Tyrrel von Schotover, in der Grafschaft Oxford, verheirathet.

Schon ein Jahr nach seiner Verheirathung machte er sich als Schriftsteller bekannt durch eine kleine, ohne seinen Namen erschienene Abhandlung über eine unbedeutende literarische Streitsache. Diese, wie seine nächste, bedeutendere Schrift soll Blount unter der Leitung seines Vaters ausgearbeitet haben. Die letztere, im Jahr 1679 erschienene Schrift führt den Titel: „Seele der Welt, oder eine historische Erzählung von den Meinungen der Alten über die menschliche Seele nach diesem Leben.“

Der Verfasser scheint den Widerspruch und Anstoß, den dieses Buch fand, vorausgesehen zu haben, weßhalb er dasselbe in der Vorrede zu vertheidigen sucht, indem er sagt: Mich dünkt, daß ich bereits einen stolzen Schulfuchs von sich selbst als vom Teufelsberge herab auf die Welt blicken sehe, der unter andern schlechten Gegenständen endlich seine Augen auch auf diese Schrift wirft. Nach einigen lustigen Ausfällen über den Titel, fällt er über das Buch selbst her und verdammt es als eine atheistische, ketzerische Schrift, und um seinen Eifer nicht unter dem Schein eines Verfechters der Wahrheit desto herrlicher zu zeigen, fordert er die Unwissenheit und Bosheit zu seinem Beistand auf. Ein solcher Mensch versteht aber nicht, worin die Natur der Gottesverleugnung besteht, so bekannt ihm auch sonst wohl die Uebung derselben sein mag. Es wäre Gottesverleugnung, wenn man behaup-

tete, daß kein Gott sei, und auf dieselbe Art, wenn man seine Vorsehung leugnete oder sie auf einige einzelne Stücke einschränkte und in Absicht anderer wieder aufhöbe. Die solche Meinungen aufstellen, sind Gottesleugner, und ebenso sind das Ketzer, die in Grundwahrheiten irren und in solchen Irrthümern hartnäckig beharren. Aber das unwissende gemeine Volk, dessen Aberglaube darauf beruht, daß sie Gott nach sich abmessen, denkt gar leicht, daß ein Jeder, den sie hassen, auch ein Feind des allmächtigen Gottes sei, und daß ein Jeder, der in seinen Meinungen von ihnen abweicht, mag es auch in einer noch so unerheblichen Sache geschehen, ein Gottesleugner oder wenigstens ein Ketzer sei. Denn sie bedenken nicht, was der heilige Petrus sagt: In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Und der Kirchenvater Minucius Felix sagt in derselben Absicht sehr treffend: Der ist der beste Christ, welcher der ehrlichste Mensch ist. Die Ketzerei ist mehr eine Handlung des Willens, als des Verstandes, mehr eine Lüge, als ein Irrthum, wie denn auch der heilige Augustin sagt: irren kann ich, ein Ketzer will ich nicht sein. Die Worte Ketzerei und Spaltung, wie man sie heutzutage gebraucht, sind zwei theologische Schreckbilder, womit die Vertreter einer Religionspartei Solche abzuschrecken pflegen, welche dieselbe kritisch prüfen und sie zu verlassen und zu bestreiten bereit sind, wenn sie dieselbe irrig oder verdächtig finden. Denn wie Plutarch von einem Maler erzählt, daß er einen Hahn ungeschickt gemalt und daher alle Hähne und Hennen, die er habe finden können, weggejagt habe, damit man die Unvollkommenheit seiner Kunst nicht durch Vergleichung derselben mit der Natur erkennen möchte; so bemühen sich auch parteiische Leute, die keine andere als ihre eigene Einbildungen verstatten wollen, alle Untersuchungen vermittelst einer Vergleichung zu verhindern, damit auf diese Art ihre eigene Häßlichkeit nicht ans Licht kommen möge. Wenn mich daher Jemand tadelt, daß ich das Christenthum mit dem Heidenthum

vergleiche, so zeugt dieß blos von einem ganz unstatthaften Mißtrauen gegen die Hinlänglichkeit der Religion, welche er bekennet.

Trotz dieser ausdrücklichen Erklärung des Verfassers, gab die erwähnte Schrift Blount's sofort nach ihrem Erscheinen so großen Anstoß, daß sogar bei dem damaligen Lordbischof von London darüber Klage erhoben wurde. Dieser urtheilte davon, daß sie allerdings nicht allen Lesern ohne Unterschied in die Hände gegeben werden könne und daß er sie unterdrückt wünsche, in welchem Falle er es dabei bewenden lassen wolle. — Während einer spätern Abwesenheit des Bischofs aus London wurde das Buch von einigen eifrigen Gegnern Blount's verbrannt. Es wurde abermals gedruckt (1679) und gleichzeitig von Blount eine kleine Broschüre veröffentlicht, unter dem Titel: „Herrn Hobbes letzte Worte und Vermächtniß bei seinem Tode.“ Diese kleine Flugschrift, die nichts weiter als ein Auszug aus dem „Leviathan“ von Hobbes ist, nimmt zwar den Anschein, die Ansichten von Hobbes zu widerlegen; es war aber damit dem Verfasser so wenig Ernst, daß er vielmehr in einem Brief an Hobbes aus dem Jahre 1678 seine Sympathieen für die Ansichten desselben aussprach.

Es geht nämlich aus diesem, von einem Exemplar der Schrift „Von der Seele der Welt“ begleiteten Briefe hervor, daß derselbe die Absicht hatte, dem Verfasser des „Leviathan“ zu zeigen, daß die Sache der Freigeister mit noch viel bessern Gründen unterstützt werden könne, zumal die ketzerischen Lehren derselben noch keineswegs durch die Schrift und mit Gründen der Vernunft genügend widerlegt worden seien.

Eine weitere Flugschrift gab Blount kurze Zeit darauf unter dem Namen Junius Brutus, unter dem Titel heraus: „Eine Berufung vom Lande an die Stadt, wegen der Erhaltung der Person, der Freiheit und des Eigenthums des Königs und der protestantischen Religion.“ Diese Schrift ist eine heftige Schmähschrift gegen das Papstthum und dessen Anhänger

und legte politische Ansichten dar, die für den Verfasser Grund genug waren, sich nicht als solchen zu bekennen.

Im Jahre 1680 gab er das Werk heraus, welches ihn als religiösen Freidenker am bekanntesten gemacht hat, unter dem Titel: „Die zwei ersten Bücher von des Philostratus Leben des Apollonius von Tyana, so ursprünglich griechisch geschrieben sind, in englischer Uebersetzung, mit philologischen Anmerkungen über alle Abschnitte.“ Die geringe Anzahl von Exemplaren, die außerhalb des Landes gingen, haben mit dazu beigetragen, dem Buch den Ruhm einer literarischen Seltenheit zu verschaffen. Die Anmerkungen waren es vorzüglich, welche den gläubigen Gemüthern Anstoß gaben und das Buch in den Ruf eines der christlichen Religion gefährlichen Machwerkes brachten. Dieselben sind in der That am wenigsten philologischer Natur, sondern — wie Blount selbst in der Vorrede sagt — Versuche über verschiedene Gegenstände, denen der Text nur als Veranlassung und Anknüpfungspunkt dient. Obgleich Blount ausdrücklich erklärte, daß es ihm nicht beigefallen sei, den pythagoreischen Weisen und Wunderthäter Apollonius von Tyana, der unter der Regierung des Kaisers Domitian Aufsehen machte und im Jahre 96 nach Chr. Geb. starb, mit Jesus Christus zu vergleichen und etwa die Wunderthaten des Erlösers herabzusetzen, und obgleich er auch in höchst vorsichtigen, diplomatischen Wendungen seine Polemik gegen die Religion zu Tage fördert; so wurde das Buch nichts destoweniger im Jahr 1693 unterdrückt, weil man sie für das ärgste hielt, was jemals in England wider die Religion ans Licht getreten sei. Blount's Anmerkungen — sagt ein frommer Gegner der Deisten — sind giftig und haben die Absicht, die Wunder Jesu zu bestreiten und die heilige Schrift durch allerlei Spöttereien lächerlich zu machen; sie sind meistentheils aus den Handschriften des Barons Herbert genommen.

In demselben Jahre 1680 erschien eine weitere Schrift Blount's, die viel Geschrei erregte, unter dem Titel: „Groß

ist die Diana der Epheser oder der Ursprung der Abgötterei nebst der politischen Stiftung der heidnischen Opfer." Als Motto waren zwei lateinische Verse beigefügt, welche in deutscher Uebertragung also lauten: „Wenn du deine Schuld weißt, warum stirbt ein Opferthier für dich? Es ist Thorheit, durch eines Andern Tod sein Heil zu suchen." Die Absicht des Verfassers war keine andere, als zu beweisen, daß die ganze heidnische Religion sammt ihren Opfern nichts als die Erfindung selbstsüchtiger und betrügerischer Priester sei, die in Gemeinschaft mit der bürgerlichen Gewalt darauf ausgegangen sei, das Volk an die Religion zu gewöhnen. Obgleich der Verfasser zunächst und direct nur die heidnischen Priester im Auge hat, so leuchtet doch deutlich genug die Beziehung auf die Priester und Geistlichen überhaupt hindurch.

In der Vorrede zwar sagt er ausdrücklich, nachdem er die Thorheiten des Heidenthums hingestellt hat: dieß waren die Geheimnisse der heidnischen Religion, und was ich gesagt habe, betrifft diese allein; denn als Christus in die Welt kam, trug er eine so erbauliche, billige und nothwendige Lehre vor, daß ihre eignen Vorzüge selbst in ihrer Kindheit ohne den Beistand der Fürsten oder Großen der Welt sie erhalten konnten. Was ist vernünftiger, als daß wir die Begierden ablegen, die uns sowohl jetzt, als ins Künftige verderben müssen? Oder wer anders als bloß ein verrückter Mensch würde das Gesetz als unrecht verdammen, welches ihm verbietet, sich selbst zu ermorden? Christus aber thut nichts anders. Wenn nun das Gesetz gut ist, wie gut muß nicht der Gesetzgeber sein? Denn wie die Frucht ist, so muß auch der Baum sein. Man hat selbst von einigen unter den Heiden erzählt, daß sie Wunder gethan, wie vom Apollonius von Tyana, Andere haben gute Lehren vorgetragen, wie Platon, Seneka, Epiktet u. A. Wo aber hat je ein Mensch Beides in der Vollkommenheit gethan, wie Christus? Viele Stifter und Anhänger von allen Religionen sind zur Vertheidigung ihrer eignen Ueberzeugungen

gestorben; wer aber außer den ersten Christen ist je zur Vertheidigung der Wahrheit solcher Wunder gestorben, die er mit seinen eigenen Augen angesehen?

Der Witz, die Gelehrsamkeit und der Eifer Blount's hatten ihn zu seiner Zeit zu solchem Ansehen gebracht, daß er als das Haupt der deistischen Secte galt. So viel Mühe er sich aber auch gab, seine Ansichten in seinen Schriften und vertrauten Briefen zu verbreiten und zu vertheidigen, so scheint er doch manchmal in seinen Ueberzeugungen etwas schwankend gewesen zu sein, oder, wenn dieß nicht, doch wenigstens sich nicht Allen und Jeden gegenüber frei und offen ausgesprochen zu haben. So hatte ihn Jemand von seinen Bekannten um Mittheilung eines kleinen handschriftlichen Aufsatzes gebeten, der später in die „Orakel der Vernunft" aufgenommen wurde. Unser Verfasser schickte den Aufsatz mit folgendem, vom Jahre 1686 datirten Briefe: Ihr werdet aus diesen „Gründen der Deisten" erkennen, daß die menschliche Vernunft, wie ein Krug mit zwei Henkeln, von beiden Seiten angegriffen werden könne; indessen ist unstreitig auf unsern Reisen in die andere Welt der gemeinste Weg der sicherste; und obgleich der Deismus eine gute Düngung für das menschliche Gewissen ist, so wird doch das die fruchtbarste Erndte geben, wenn er mit dem Christenthum besäet wird.

Im Jahre 1683 war eine Schrift von Blount, ohne seinen Namen ans Licht getreten, unter dem Titel: „Die Religion eines Laien", welche jedoch wenig mehr als eine Ueberarbeitung der von Lord Herbert unter gleichem Namen herausgegebenen Abhandlung ist. Eine politische Schrift, unter dem Titel: „Der König Wilhelm und Maria als Eroberer", die Blount ebenfalls anonym herausgab, hat für die Kenntniß seiner religiösen Ansichten kein Interesse.

Blount's Leben nahm einen tragischen Ausgang. Nach dem Tode seiner Frau nämlich wünschte er deren Schwester zu heirathen, welche zwar an sich nicht abgeneigt war, wohl

aber religiöse Gewissensscrupel über die Rechtmäßigkeit dieser Ehe hatte. Blount behandelte die Frage in einem Brief, worin er nachwies, daß weder das bürgerliche, noch das göttliche Gesetz eine solche Heirath verbiete. Als sich nun aber Blount an den Erzbischof von Canterbury und andern Geistlichen wandte, um deren Entscheidung zu vernehmen, erklärten sich dieselben gegen die Ehe mit der Schwägerin, und da diese der Entscheidung der Geistlichen zu folgen sich entschlossen zeigte, gerieth Blount darüber in einen Anfall von Verzweiflung und erschoß sich im Jahr 1693. Noch einige Tage lebte er, da die Wunde nicht sogleich tödtlich war, und weigerte sich, so lange er lebte, etwas anders anzunehmen, als was aus den Händen der geliebten Schwägerin kam. Er wurde bei seiner Familie, in der Kirche zu Ridge in Herfordshire, begraben.

Nach seinem Tode wurden viele seiner gelehrten Briefe durch einen Freund und begeisterten Verehrer Blount's, Carl Gildon, in einem besondern Werke unter dem Titel „Orakel der Vernunft" (1693) mit einer Vorrede veröffentlicht, worin der Herausgeber den Selbstmord seines deistischen Freundes zu rechtfertigen sucht. Diese „Orakel der Vernunft" sind nachmals mit verschiedenen andern Schriften von Blount unter dem Titel „Vermischte Werke" herausgegeben worden. In diesen „Vernunftorakeln" findet man unter andern Stücken auch einen an Blount gerichteten Brief, die natürliche Religion betreffend, worin die Hauptstücke der natürlichen Religion auf folgende sieben Punkte gebracht werden:

Erstens, es gibt einen unendlichen, ewigen Gott, welcher der Schöpfer aller Dinge ist.

Zweitens, derselbe regiert die Welt durch seine Vorsehung.

Drittens, es ist unsere Pflicht, ihn als unsern Schöpfer und Herrn zu verehren.

Viertens, diese Verehrung besteht in Gebet und Danksagung.

Fünftens, unser Gehorsam besteht in den Vorschriften einer gesunden Vernunft, deren Beobachtung die moralische Tugend ausmacht.

Sechstens, wir müssen nach diesem Leben Belohnungen und Strafen erwarten, je nachdem wir in diesem Leben gehandelt haben; dieß schließt zugleich die Unsterblichkeit der Seele mit in sich.

Siebentens, wenn wir von den Vorschriften unsrer Pflicht abweichen, so müssen wir es bereuen, und wegen der Vergebung uns auf Gottes Gnade verlassen.

Die Menschen — so lehrt Blount — sind zum größten Theil bösartig und nicht im Stande, einander ohne Belohnung Gutes zu thun. Da sie nun Gott nach sich selbst beurtheilten, so stellten sie sich im Anfang vor, die Götter seien gleich ihren morgenländischen Fürsten, vor welchen Niemand mit leeren Händen erscheinen durfte. So entstanden die Opfer und der verschmitzte Stand der Priester, welche wie Schweine, die am Trog gemästet werden, durch die Thorheiten und Leidenschaften der Menschen erhalten und bereichert wurden. Diese Priester nährten und verbreiteten vorzugsweise jene Meinung, und zwar aus dem Grunde, weil ein großer Theil der Opfer ihnen zufiel. Insbesondere führten sie die blutigen Opfer ein, weil sie dabei den Braten davontrugen. Die Mittel aber, durch welche die Priesterschaft sich Einfluß zu verschaffen wußte, dessen sie um ihres Vortheils willen bedurften, sind erdichtete Offenbarungen von oben, Orakel ebenderselben Art, zweideutige oder nach dem Erfolg gemachte Prophezeihungen, beliebige Deutung von Träumen, das Verrichten von Dingen, die dem Pöbel als Wunder erschienen, durch ganz natürliche Mittel oder durch Verbindung von Priestern und Betrügern untereinander u. dergl.

Nun versteht es sich keineswegs von selbst, daß diese egoistischen Triebfedern und diese Art der Entstehung der Religion ausschließlich im Heidenthum vorkommen. Im Gegen-

theil ist Selbstliebe im Menschen so vorherrschend, daß Niemand von Parteilichkeit gegen sich selbst und sein Glaubensbekenntniß frei sein kann. Dies gerade ist es, was die Türken den Christen so verhaßt und die Christen den Türken so verächtlich macht, gleicherweise das Papstthum den Protestanten und die protestantische Religion den Papisten. Dieß macht, daß der Heide Hierokles den Apollonius so hoch über Christus stellte und daß der Christ Eusebius Christum dem Apollonius so weit vorzog, während Letzterer sowohl, als Ersterer von ihren Gegnern der Magie beschuldigt werden. Darum sollte die Frage, ob Einer von beiden oder Beide oder Keiner von Beiden solchen Vorwurf verdiene, ohne Rücksicht auf Interesse oder Religion, unparteilich und ohne Vorurtheil untersucht werden.

Die meisten Menschen gleichen den Papageien, die man sagen lehrt, sie glauben die Schrift, ohne zu wissen, warum? Nur das wissen sie, daß der Prediger ihres Kirchspiels sie dazu anweist. Ich meinerseits will mich weder von Socrates, noch von Platon, noch von Aristoteles überreden lassen, wenn nicht mein Urtheil durch vernünftige Gründe von dem überzeugt wird, was sie sagen. Vernunft ist die einzige Dame, der ich den Hof mache, und ihr allein will ich meine Huldigung bezeugen. Fängt man mit Glauben an und hört mit Vernunft auf, so könnte dieß Einen zu einer falschen Religion verführen, deßwegen kann es auch nicht in eine wahre einleiten.

Was vom gemeinen Menschenverstande kommt, davon wissen wir, daß es wahr ist; aber zwischen Glauben und Wissen ist ein weiter Unterschied. Auf Wunder will ich mich nicht verlassen, damit nicht der Magier Simon, die Zauberer Pharao's, Apollonius von Tyana und Andere Ansprüche darauf machen, Rivalen zu werden. Vielmehr will ich mich ausschließlich auf meine Vernunft verlassen, ohne meinem Christenthume zu nahe zu treten.

Allen denjenigen, welche in den Urkunden des Alterthums geforscht haben, ist es wohl bekannt, wie nothwendig man es immer geachtet hat, für Heroen, daß ihre Geburt nicht weniger wundervoll sei, als ihr Leben, wie aus der Geschichte der Semiramis, des Cyrus, des Romulus und vieler heidnischen Götter zu ersehen ist. Wenn nun Dichter oder eitle Geschichtschreiber von solchen wundervollen Geburten großer Männer reden, so begreife ich, daß solche Wunder Lügen sein mögen, die nach ihrem Tode beigefügt worden sind, um die Außerordentlichkeit ihres Lebens noch zu vervollständigen. Denn keine Erzählung verliert dadurch, daß sie fortgepflanzt wird; jeder wünscht seine Erzählung wundervoller zu machen, indem er sie durch sein Talent verschönert. Ohne Zweifel hat der Heide Hierokles in seiner Parallele zwischen Apollonius und Christus die Wundererzählungen von ihrer Beider Geburt miteinander verglichen, als ob Beides wohl gleich seltsam, aber nicht ebenso wahr wäre.

Wir wollen bei allen religiösen Erzählungen die Glaubwürdigkeit der Zeugen erwägen und sehen, ob dieselben nicht Weiber, Kinder oder Narren sind, d. h. unwissende, ungebildete, gemeine Leute, die für den Glauben empfänglich sind, die Alles für Wunder halten, was über ihren Verstand hinausgeht, die sinnreiche Menschen für Beschwörer halten und der Meinung sind, Gott zeige niemals seine Macht, außer wenn er den Lauf der Natur ändere und ihre Religion auf eine wunderhafte Geburt und Aehnliches baue.

Mit welcher Gewißheit und Glaubwürdigkeit konnten Heiden, wie Kalchas, Cassandra, die Druiden, auf Weissagung Anspruch machen, wenn die heiligen Schriftsteller, ungeachtet sie voll heiligen Geistes waren, manchmal von der Wahrheit abirrten, was sie freilich nicht mit Willen, sondern vermöge menschlicher Schwachheit thaten? Zu Jerobeam's Zeit ließ sich einmal ein wahrer Prophet durch einen falschen betrügen: wenn also ein Prophet den andern betrügt, was haben wir

dann für einen Weg, um den Willen Gottes zu erkennen, außer der Vernunft? Die Apostel und Evangelisten irrten ebenfalls, Petrus irrte u. s. f. Daraus ergibt sich, daß alle Propheten und Schriftsteller in einigen Dingen zu irren scheinen, nach der Schrift, welche sagt: alle Menschen sind Lügner!

Die Schlechtigkeit der menschlichen Natur geht so weit, daß alle mögliche Umwälzungen in der Kirche wie im Staat, sowie alle Aenderungen in Lehren und Glaubenssachen, seien sie auch noch so religiös und geheiligt, noch so wohlthätig und nützlich für die Menschen nach Seele und Leib, immer von einem zeitlichen Privatinteresse begleitet sein und irgend eine menschliche Stütze haben müssen, um sie aufrecht zu erhalten, sonst hilft Alles nichts.

Es ist sehr zu verwundern, daß die Heiden, die nur das natürliche Licht der Vernunft zu ihrer Leitung hatten, mit so viel Frömmigkeit und Ehrfurcht gegen Gott sollen begabt gewesen sein, wie in allen ihren Schriften sich zeigt; gegen Gott, dessen Vorsehung sie zwar für das künftige Leben bezweifelten, aber in diesem Leben deutlich wahrnahmen und den sie den größten und besten Gott betitelten. Die heidnischen Philosophen haben zwar in der Naturphilosophie Ausschweifungen gemacht, in der Moralphilosophie jedoch ist Uebereinstimmung unter ihnen, und nie ist eine Tugend besser gezeichnet worden, als von diesen alten Philosophen. Der gute Dämon oder Genius des Sokrates war nichts anders, als seine außerordentliche Klugheit und Weisheit, die ihm bei allen seinen Unternehmungen immer gebot, was er thun und was er lassen sollte; und niemals täuschte ihn dieser sein guter Genius, außer da er seine Frau Xanthippe wählte; zu jener Zeit hat er wenigstens, wenn es wahr ist, daß Ehen im Himmel geschlossen werden, ganz gewiß keine Freude dort gehabt.

Die Weisesten unter den Heiden befolgten in ihrem Verkehr mit Menschen folgende Regel: man müsse reden, wie der Pöbel, und denken, wie die Weisen, und wenn die Welt be-

trogen sein wolle, so möge sie es haben. In allen Stürmen der Leichtgläubigkeit kann der, welcher die gefährlichen Felsen der Bosheit auf der einen und der Thorheit auf der andern Seite zu vermeiden wünscht, nichts Sichereres wählen, als in den Hafen des Zweifels einlaufen. Bei dem Gezänk der dogmatischen Philosophen und Theologen, bei den lärmenden Beschuldigungen, wenn eine Secte der andern ihre Thorheit vorwirft, kann ein weiser Mann die Thorheit beider entdecken und zur Einsicht in die Wahrheit kommen. Es ist allen Eiferern natürlich, ihre eignen Feinde als Feinde Gottes anzusehen, und wir könnten ebensogut Jeden aufhängen, der in seinen Gesichtszügen nicht ist, wie wir, als Einen, der in seinen Meinungen sich nicht gleich ist. Wer Andere um ihrer religiösen Meinungen willen verfolgt, hat gleich denen, die immer in einer Leidenschaft sind, selten die Vernunft auf seiner Seite; denn der große Gott und Geber der Vernunft läßt sich weder in dem Wirbel der Leidenschaft, noch in dem Erdbeben der Verfolgung finden, sondern in der leisen Stimme der Liebe und gegenseitigen Verzeihung.

Die wahre Anbetung Gottes ist Dank; er zieht das Dankgebet der Bitte vor; denn Jedermann möchte wohl durch Bitten sich selbst dienen, wenn er könnte, aber wenige sind edel genug, um zu danken, wenn ihnen gedient worden ist; wer Dank sagt, dient Gott, wer betet, dient sich selbst, wiewohl das Gebet, als Zuflucht zu Gott, ein Mittel der Stärkung und Linderung ist. Nimm einen Hund, sagt Bacon, und achte darauf, wie viel er an Muth gewinnt, wenn er einen Menschen im Rücken hat, der für ihn ein Gott oder ein höheres Wesen ist; denselben Dienst leistet dem Menschen das Gottvertrauen, es belebt ihn mit der Zuversicht, die immer glücklichen Erfolg gewährt.

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist eine Lehre des Naturgesetzes; die Thatsache aber, daß einige Philosophen des Alterthums die Unsterblichkeit und künftige Vergeltung ge-

läugnet haben, vereinigt sich mit der Thatsache, daß jener Glaube Jedem angeboren ist, dadurch, daß man jenes Läugnen als eine Widersetzung gegen das natürliche Bewußtsein, mittelst der künstlichen Reflexion, auffaßt. Die Meinung, daß die Seele sterblich sei, ist eine gottlose; die persönliche Fortdauer ist schlechthin nothwendig, theils um die Gerechtigkeit Gottes zu vollziehen, theils um die Glückseligkeit des Menschen zu vervollkommnen.

Viertes Capitel.

John Locke.

Nachdem in England seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die Censur abgeschafft und die Freiheit der Presse eingeführt war, gab John Locke das Losungswort, um die deistische Opposition gegen die religiöse Orthodoxie zu einer imponirenden Macht anwachsen zu lassen.

An Herbert und Hobbes theils sich anschließend, theils sich deren Ansichten entgegensetzend, suchte Locke als Philosoph die Grenze zwischen Meinen und Wissen festzustellen und untersuchte zu diesem Zweck das Wesen des menschlichen Verstandes, um dessen Grenzen, wie dessen Rechte und Befugnisse zu erkennen. Besitzt der Verstand nur solche Vorstellungen, welche ihm durch die Sinne, also durch die Erfahrung gegeben werden, so wird das menschliche Erkennen überhaupt unter Naturgesetze gestellt, und demgemäß wird folgerichtig auch eine natürliche, d. h. vernünftige Erkenntniß der geoffenbarten Wahrheit gefordert.

Damit tritt ein bedeutsamer Wendepunkt in der Geschichte des englischen Deismus ein; es wird verlangt, daß die überlieferte Offenbarung nach natürlichen Kriterien von der Vernunft geprüft werde und mit den Gesetzen der Vernunfterkenntniß zusammenstimme. Der Glaube soll nicht mehr als unbegreiflich gelten, sondern ein vernunftmäßiger sein. Dieß ist die Errungenschaft Locke's, worin seine Bedeutung in der fortschreitenden Entwicklung des englischen Deismus besteht.

John Locke war im Jahre 1632 zu Whrington, einem Marktflecken in Sommersetshire, unweit Bristol, geboren. Sein Vater, welcher Hauptmann unter den Truppen des Parlaments war, verlor während der bürgerlichen Unruhen unter Karl dem Ersten einen Theil seines Vermögens. Nachdem er in London's Westminster den ersten Unterricht erhalten hatte, kam er in das Collegium der Kirche Christi nach Oxford, wo er in die scholastisch-aristotelische Philosophie des Mittelalters eingeführt wurde, die ihm aber schlecht behagte, obgleich er als der talentvollste Zögling galt. Erst die Schriften des Philosophen Cartesius, die ihm in die Hand fielen, führten ihn wieder dem Studium der Philosophie zu, in welcher er sich auch den Doctorgrad im Jahr 1658 erwarb.

Sein Hauptstudium blieb indessen hier in Oxford die Medicin, obgleich er dieselbe später niemals practisch ausgeübt hat. Eine einjährige Unterbrechung erlitten seine Studien dadurch, daß er im Jahre 1664 mit dem englischen Gesandten, dem Ritter William Swan, als Secretär nach Berlin ging. Nach der Rückkehr von dort setzte er in Oxford seine Studien fort, wo er besonders mit Naturwissenschaften sich beschäftigte. Damals lernte er auch den Lord Anthony Ashley, spätern Grafen von Shaftesbury, kennen, mit welchem er seitdem in enger Verbindung stand. Mit dem Grafen von Northumberland machte er im Jahre 1668 eine Reise nach Frankreich, wo er in Gesellschaft der Gräfin blieb, während deren Gemahl eine Reise nach Rom machte, auf welcher er starb.

Nach England zurückgekehrt, stand er dem Lord Ashley bei der Wahl einer Gattin für seinen Sohn zur Seite, wodurch die Verbindung mit diesem Hause noch enger wurde. Nachdem sein Gönner im Jahr 1672 zum Grafen von Shaftesbury erhoben worden war, erhielt Locke eine einträgliche Stelle als Secretär einer Handelscommission, welche Stelle er jedoch schon im folgenden Jahre, nachdem der Graf in Ungnade gefallen war, wieder verlor. Um seine schwankende

Gesundheit zu befestigen, unternahm Locke auf seines Gönners Wunsch eine Reise nach Frankreich, im Jahre 1675, auf welcher er den Lord Herbert, nachmaligen Grafen von Pembrock kennen lernte, mit welchem er ein enges Freundschaftsverhältniß schloß.

Im Jahre 1679 wurde Graf Shaftesbury, der sich unterdessen mit dem Hofe wieder ausgesöhnt hatte, Präsident des geheimen Raths und rief Locke wieder zu sich. Aber die Stelle, die er jetzt erhielt, blieb ihm ebenfalls nicht lange, da der Graf abermals in Ungnade fiel und sich nach Holland zurückzog, wohin im Locke nachfolgte, um bald seines Gönners Tod zu betrauern. Locke gerieth in den Verdacht, feindselige Schriften gegen die englische Regierung abgefaßt zu haben, und mußte sich im Jahre 1685, um vor den ihm bereiteten Nachstellungen sicher zu sein, einen verborgenen Aufenthalt wählen. Damals schrieb er seinen „Brief über die Toleranz", der indessen erst vier Jahre später im Druck erschien.

Im Jahre 1688 kehrte er mit dem Prinzen von Oranien nach England zurück und erhielt eine Stelle am Apellationsgericht; einige Jahre später wurde er Commissär der Handelschaft und der Colonien, welches Amt er bis zum Jahre 1700 verwaltete, wo er sich aus London wegbegab, da er das dortige Klima nicht vertragen konnte. Im Jahre 1689 war sein berühmtes philosophisches Werk „Versuch über den menschlichen Verstand" erschienen, wodurch er seinen Ruhm in den Annalen der Geschichte der Philosophie begründet hat. Ebenso veröffentlichte er einige Schriften über politische und nationalökonomische Gegenstände, sowie über Erziehung.

Locke's Gesundheit war nicht fest, er litt an Brustbeschwerden und wurde ein Jahr vor seinem Tode so schwächlich, daß er wenig oder gar nichts mehr arbeiten konnte. Er lebte zuletzt zu Oates Esser bei Ritter Masham, dessen Frau ihren einzigen Sohn nach Locke's „Gedanken über Erziehung" erzog. Er starb daselbst im Jahre 1704, in einem Alter von drei und siebenzig Jahren.

Was Locke über Religion und Christenthum lehrte, ist bedingt durch seinen philosophischen Standpunkt. Locke suchte zu beweisen, daß weder theoretische, noch praktische Grundsätze angeboren seien, daß vielmehr alle Ideen erst in der Zeit, durch die Erfahrung in uns kommen, sei diese nun äußere (Sensation) oder innere (Reflexion). Erkenntniß ist nichts anders, als die Wahrnehmung, daß gewisse von unsern Ideen verbunden sind und übereinstimmen, oder daß sie nicht übereinstimmen noch vereinbar sind. Der Inhalt des Wissens ist eine Verbindung von Ideen und, wenn diese ausgesprochen sind, von Worten: ein Satz. Dieser ist eine Wahrheit, wenn die in ihm vereinigten Ideen zusammenstimmen, und je mehr die Zusammenstimmung der in ihm verbundenen Ideen sichtbar ist, desto größere Evidenz hat diese Wahrheit. Wo eine evidente Wahrheit sich zeigt, da muß der Verstand ihr beistimmen, und die Zustimmung ist deßwegen nicht ein Act des Willens, ist nicht frei, sondern ganz determinirt. Es gibt eine Sphäre von Wahrheiten, welche zwar nicht vom Tageslichte der Evidenz beschienen sind, doch aber in dem Zwielichte der Wahrscheinlichkeit sich finden. Die Ueberzeugung, die wir haben, indem wir dem Wahrscheinlichen unsere Zustimmung geben, ist kein Wissen, sondern ein Vermuthen und Meinen; es kommt uns bei unserm mangelhaften Wissen zu Hülfe. Das Meinen oder das Urtheilen nach Wahrscheinlichkeit nimmt unter allen Weisen der Ueberzeugung die niedrigste Stelle ein.

Alles Wissen von Gott und göttlichen Dingen, sowie alle sittliche Begriffe, stammen aus Erfahrung, d. h. aus Ideen, die der Mensch durch die äußern Sinne oder den innern Sinn erhält und durch die Thätigkeit seines Geistes verarbeitet. Gott hat aller Welt so leserliche Schriftzüge seiner Werke und seiner Vorsehung vorgelegt und allen Menschen ein so hinlängliches Licht der Natur gegeben, daß diejenigen, zu denen sein geschriebenes Wort nur gekommen ist, sobald sie nur zum Forschen sich anlassen, weder über das Dasein eines Gottes,

noch über den ihm schuldigen Gehorsam im Zweifel sein konnten. Denn obwohl wir keine angeborne Idee Gottes haben, so hat doch Gott nicht unbezeugt gelassen, indem er uns vollständig mit den Mitteln versehen hat, ihn zu entdecken und zu kennen, so weit es für den Zweck unsers Daseins und für unsere Glückseligkeit erforderlich ist.

Unzweifelhaft hat der Mensch eine klare Idee von seinem eignen Dasein; ferner weiß er durch unmittelbare Gewißheit, daß ein pures Nichts so wenig ein wirkliches Wesen hervorbringen, als gleich zwei rechten Winkeln sein kann; und aus beiden zusammengenommen ergibt sich evident, daß von Ewigkeit an etwas existirt hat, von dem Alles, was ist, herkommt, das demnach höchst mächtig und intelligent ist. Aus dieser Idee lassen sich die andern Eigenschaften, die wir diesem ewigen Wesen zuschreiben müssen, leicht ableiten. Wer nun die Idee eines intelligenten, aber schwachen Wesens hat, das geschaffen und abhängig ist von einem andern, ewigen, allmächtigen, allweisen und guten Wesen, der wird mit derselben Gewißheit finden, daß das Niedere, Endliche und Abhängige verpflichtet ist, dem Höchsten und Unendlichen zu gehorchen.

Da der Glaube eigentlich nichts anders ist, als die feste Beistimmung des Geistes, welche, wenn sie geregelt wird, nur auf gute Gründe hin stattfinden darf; so kann der Glaube der Vernunft nicht entgegengesetzt sein. Vernunft ist die Entdeckung der Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit von Wahrheiten, auf welche der Geist durch Ableitung von solchen Ideen kommt, welche er durch den Gebrauch seiner natürlichen Vermögen erhalten hat. Glaube dagegen ist die Beistimmung zu Sätzen, die nicht so durch rationelle Ableitung ausgemacht sind, sondern auf die Glaubwürdigkeit dessen hin angenommen werden, der sie als auf einem außerordentlichen Wege von Gott mitgetheilt vorträgt; und diesen Weg, den Menschen Wahrheiten zu entdecken, nennen wir Offenbarung.

Kein von Gott inspirirter Mensch kann durch irgend eine

Offenbarung Andern irgend neue, einfache Ideen mittheilen, welche sie nicht vorher durch Sensation und Reflexion gehabt haben. Denn was für Eindrücke er immer selbst haben mag von der unmittelbaren Hand Gottes; so kann doch diese Offenbarung neuer einfacher Ideen Andern nicht mitgetheilt werden, weder durch Worte, noch durch andere Zeichen. In Beziehung auf unsere einfachen Ideen, welche der ausschließliche Stoff alles unseres Wissens sind, müssen wir uns auf unsere Vernunft, d. h. auf unsere natürlichen Fähigkeiten schlechthin verlassen.

Durch Offenbarung können dieselben Wahrheiten entdeckt und mitgetheilt werden, welche für uns durch Vernunft und durch die natürlichen Ideen, welche wir natürlicher Weise haben, entdeckbar sind. In solchen Dingen bedarf es jedoch keiner Erfahrung; jede Wahrheit nämlich, die wir durch Betrachtung unserer eigenen Ideen klar entdecken, wird uns immer gewisser sein als diejenige, welche uns durch überlieferte Offenbarung mitgetheilt wird. Denn die Kenntniß, die wir davon haben, daß diese Offenbarung ursprünglich von Gott kam, kann nie so sicher sein, als die Kenntniß, die wir haben in Folge der klaren und bestimmten Einsicht in die Uebereinstimmung oder Unvereinbarkeit unserer eignen Ideen. Aus diesem Grunde können wir auch nie etwas als Wahrheit oder als göttliche Offenbarung annehmen, was unserm klaren und bestimmten Wissen widerspricht; denn dieß hieße ja die Grundlagen alles Wissens, aller Beistimmung und der Evidenz untergraben.

Soweit sollte ein Mensch seiner Vernunft Gehör geben bei einer unmittelbaren und ursprünglichen Offenbarung, wo vorausgesetzt ist, daß sie ihm zu Theil geworden sei. Bei allen denen aber, welche nicht auf unmittelbare Offenbarung Anspruch machen, sondern vielmehr Gehorsam leisten und Wahrheiten annehmen sollen, welche Andere geoffenbart und durch schriftliche oder mündliche Ueberlieferung bis zu ihnen fort-

gepflanzt sind, hat die Vernunft ein gut Theil mehr zu thun, und sie ist es allein, die uns bewegen kann, dieselben anzunehmen. Namentlich kann die Frage, ob ein Buch inspirirt sei, oder göttliche Autorität habe, falls dieß nicht unmittelbar geoffenbart wird, nicht Sache des Glaubens sein, sondern nur durch Vernunft entschieden werden.

Endlich gibt es aber viele Dinge, wovon wir entweder nur sehr unvollkommene oder gar keine Begriffe haben, und andere Dinge, von deren vergangenem, gegenwärtigem oder künftigem Dasein wir gar keine Kenntniß haben. Diese sind also übervernünftig, und sind, wenn sie geoffenbart werden, der eigentliche Gegenstand des Glaubens. In Allem, was für uns bloß wahrscheinlich ist, kann Gott Offenbarung ertheilen, so daß wir dann Gewißheit haben. Durch solche neue Entdeckungen von der Wahrheit, welche von der ewigen Quelle alles Wissens kommen, wird die Vernunft nicht beeinträchtigt oder gestört, sondern verbessert, aber immer hat die Vernunft darüber zu urtheilen, ob es in Wahrheit eine Offenbarung sei und welches der Sinn der Worte sei, in denen sie mitgetheilt ist.

Dem unstatthaften Erheben des Glaubens über die Vernunft dürfen wir großentheils die Widersinnigkeiten zuschreiben, die beinahe alle Religionen ausfüllen. Denn von der Meinung ausgehend, daß man in Sachen der Religion, wenn sie auch noch so offenbar dem gesunden Menschenverstande widersprechen, die Vernunft nicht zu Rathe ziehen dürfe, haben die Menschen ihren Einbildungen und ihrem natürlichen Aberglauben die Zügel schießen lassen, und sind so in die seltsamsten und lächerlichsten Meinungen und Uebungen verfallen, so daß in der That die Religion, die uns am Meisten von den Bestien unterscheiden und uns am Eigenthümlichsten als vernünftige Geschöpfe über das Vieh erheben sollte, es vielmehr ist, in welcher die Menschen oft höchst unvernünftig und sinnloser als selbst die Bestien erscheinen.

Vernunft und Glaube stehen in einem solchen Verhältniß, daß erstere in ihrem Rechte schlechterdings nicht beeinträchtigt werden darf und kann, und daß der Mensch bei der Offenbarung ganzer Mensch bleibt, sofern durch die Offenbarung nicht irgend ein Glied des geistigen Organismus hinweggenommen oder unterdrückt wird. —

Diese allgemeinen Gedanken und Grundsätze hat nun Locke auf die christliche Religion angewandt in der von ihm im Jahre 1695 veröffentlichten Schrift unter dem Titel: „Vernünftigkeit des Christenthums, wie es in der Schrift überliefert ist.“ Wegen dieser Schrift, die noch in demselben Jahre in's Französische übersetzt wurde, war Locke von einem gewissen Doctor John Edward sehr heftig angegriffen und als ein Socinianer bezeichnet, wodurch Locke veranlaßt wurde, im Jahre 1696 zwei Vertheidigungsschriften seines Buchs erscheinen zu lassen. Da ich — sagt Locke in seiner Vorrede — in den meisten Lehrgebäuden der Gottesgelahrtheit, die mir in die Hände gefallen sind, wenig Zufriedenheit und Gründlichkeit angetroffen habe; so bin ich dadurch, um eine wahre Erkenntniß der christlichen Religion zu erlangen, bewogen worden, nur bloß die heilige Schrift, worauf sich alle Gottesgelehrten berufen, zu lesen. Was ich nach einer genauen und aufrichtigen Untersuchung darin gefunden habe, ist in gegenwärtiger Schrift enthalten.

Man darf nur — dieß ist das Ergebniß seiner Forschungen — das Neue Testament lesen, so wird man bald gewahr werden, daß die Lehre von der Erlösung und folglich die ganze Lehre des Evangeliums auf die Voraussetzung vom Falle Adams gegründet sei. Es gibt nun aber Einige, welche vorgeben, daß die ganze Nachkommenschaft Adams wegen der Sünde dieses ersten Menschen zu ewigen und unendlichen Strafen verdammt worden wäre. Andere dagegen, welche diesen Gedanken, der ihnen mit der Gerechtigkeit und Güte Gottes nicht übereinzustimmen scheint, nicht verdauen können,

behaupten, daß die Erlösung nicht nöthig wäre und es also auch dergleichen nicht gäbe. Diese Leute sehen also Jesum Christum nur als einen Wiederhersteller und Lehrer einer natürlichen Religion an, wodurch sie die wahre Lehre des Neuen Testaments ganz über den Haufen werfen.

Beide Meinungen laufen dem, was in den heiligen Schriften enthalten ist, zuwider; auf diesen Gedanken wird man gerathen, wenn man auch nur die heilige Schrift als eine Sammlung ansieht, die Gott zur Unterrichtung ohne Unterschied, und also auch der Ungelehrten, Einfältigen und Unwissenden in der Absicht, sie dadurch zu ihrem Heil zu führen, gewidmet hat. Wer nun die heilige Schrift mit einem von allen Vorurtheilen freien Geiste liest, der wird ohne Mühe einsehen, daß der Stand, aus dem Adam durch seine Sünde fiel, ein Stand des vollkommenen Gehorsams war, der im Neuen Testament durch das Wort Gerechtigkeit bezeichnet wird; und daß Adam durch eben diese Sünde zugleich das Paradies mit der glückseligen Ruhe der Unsterblichkeit verloren habe. Dieß erhellt sowohl aus der mit der Uebertretung des Gesetzes verknüpften Strafe, als auch aus dem bei dieser Gelegenheit von Gott ausgesprochenen Urtheil. Von dieser Zeit fing sein Leben an abgekürzt zu werden, zu verfallen und ein Ende zu haben. Und niemand kann läugnen, daß es ein festgesetzter Glaubensartikel des Evangeliums sei, daß durch Adams Sünde der Tod über alle Menschen gekommen ist. Es ist auch hierüber alle Welt einig, und man streitet sich bloß über die Bedeutung des Wortes Tod.

Ich für meine Person muß bekennen, daß ich hier durch das Wort Tod nichts anders verstehen kann, als: aufhören zu sein, zu leben und die Empfindung verlieren. Und in der That war es der Tod, dem Adam mit seiner ganzen Nachkommenschaft, wegen seines ersten Ungehorsams, unterworfen wurde, und welchem alle Menschen ohne die Erlösung durch Jesum Christum unterworfen geblieben sein würden. Sobald der Mensch aus

dem Paradiese vertrieben worden, ist er den Mühseligkeiten, Verdruß und Schwachheiten des sterblichen Lebens unterworfen worden, um solches in dem Staube, woraus er entstanden und wohin er wieder zurückkehren sollte, zu endigen und endlich in solchen Zustand zu gerathen, wo er ebensowenig Leben und Empfindung, als der Staub selber, daraus er gebildet worden, haben würde.

Das zeitliche Leben nun, das wir gegenwärtig auf der Erde genießen, ob es gleich viele Schwachheiten und Elend bei sich führt, ist demungeachtet besser, als wenn wir gar nicht wären; man kann also mit Wahrheit sagen, daß obgleich Alle in Adam sterben, dennoch Niemand weiter, als wegen seiner eignen Sünden, wirklich gestraft wird, und dieß ist die unbezweifelte Lehre der heiligen Schrift.

Die Vortheile, die Jesus Christus den Menschen gebracht hat, bestehen darin, daß er ihnen das Leben wieder gibt, das sie in Adam verloren haben, dergestalt, daß Niemand mehr wegen der Sünde Adams das Leben, das er vermöge seiner eignen Gerechtigkeit zu fordern berechtigt ist, verlieren darf. Sollten sich also unter den Nachkommen Adams wahrhaftig gerechte Menschen befinden, so würden sie deßhalb, daß sie von einem sterblichen Geschlecht abstammen, den ihrer Gerechtigkeit gebührenden Lohn, welcher ein ewiges und seliges Leben ist, nicht verlieren. Jesus wird alle Menschen wieder zum Leben rufen und alsdann einen Jeden seiner eignen Prüfung überlassen, damit er gerichtet werde, nachdem er gerecht oder strafbar befunden worden.

Auf der andern Seite scheint es eine unveränderliche Regel der göttlichen Gerechtigkeit zu sein, daß ein ungerechter Mensch oder derjenige, der sich einer Uebertretung des göttlichen Gesetzes schuldig gemacht hat, nicht in das Paradies kommen kann, sondern daß die Sünde, wie dem Adam, einem jeden Menschen insbesondere ein Pfand der Ausschließung aus dem seligen Stande der Unsterblichkeit sein und endlich den

Tod nach sich ziehen muß. Auf solche Art sind denn die Menschen vermittelst des Gesetzes zwischen Leben und Tod gesetzt, wovon sie des einen oder des andern theilhaftig werden können, je nachdem sie gerecht oder ungerecht, d. h. genaue Beobachter oder Uebertreter des Gesetzes sind. Und dieses Gesetz, das Gott dem Adam und allen seinen Nachkommen gab, ist das Gesetz der Vernunft oder, wie man es gemeiniglich nennt, das Gesetz der Natur. Wie will man also vernünftige Geschöpfe entschuldigen, wenn sie nicht die Vernunft zur Richtschnur ihres Lebens nehmen? Wollte man ihnen erlauben, sich in einem Stücke von der Vernunft zu entfernen, warum wollte man ihnen solches nicht auch in einem andern gestatten? Bei welchem Stück würde man zuletzt stille stehen können?

Sich gegen Gott in dem, was er befiehlt — er befiehlt aber Nichts, als was der Vernunft vollkommen gemäß ist — auch nur auf eine einzige Weise ungehorsam zeigen, ist eine offenbare Widerspenstigkeit und Aufruhr. Und wenn man die Erlaubniß erhalten sollte, ihm in einem einzigen Stücke nicht gehorchen zu dürfen, so würde alle Ordnung und Lenkung vernichtet werden, und es bliebe kein Mittel mehr übrig, um der Frechheit zügelloser Menschen Grenzen zu setzen.

Wenn es aber wahr ist, woran Niemand zweifeln kann, daß ein Jeder, der auch nur eine einzige Sünde begeht, nothwendig sterben und zu sein aufhören muß; so würde den Menschen die Gnade, die ihnen Jesus Christus dadurch erweist, daß er ihnen vermittelst der Auferstehung das Leben wiedergibt, nicht sonderlich vortheilhaft sein; denn der Tod würde noch über das ganze menschliche Geschlecht eine unumschränkte Gewalt haben, weil alle Menschen gesündigt haben, und der Tod auch noch nach der Auferstehung der Sünden Sold ist. In diesem Falle also würde uns die Auferstehung, die wir durch Christus erhalten nicht viel helfen, hätte nicht Gott ein anderes Mittel bestimmt, um diejenigen, welche gewisse Bedingungen erfüllen, zu rechtfertigen. Dieß ist von Gott ge-

schehen, indem er den Menschen das Gesetz des Glaubens gab, welches dem Gesetz der Werke entgegensteht.

Das Gesetz der Werke fordert einen vollkommenen Gehorsam und läßt in keinem einzigen Stück, es sei, worin es wolle, Gnade wiederfahren. Der Mensch kann also durch dieses Gesetz nicht anders weder gerecht, noch gerechtfertigt werden, als wenn er alle Pflichten, keine einzige ausgenommen, auf das Genaueste erfüllt. Dieser Gehorsam heißt im Neuen Testament Gerechtigkeit. Das Gesetz Mosis, wie das Gesetz der Natur sind unter dem Gesetz der Werke begriffen. Wenn kein Gesetz der Werke wäre, so könnte es auch kein Gesetz des Glaubens geben; denn der Glaube würde den Menschen zu ihrer Gerechtigkeit nicht nöthig sein, wenn nicht ein Gesetz vorhanden wäre, das die Regel und Richtschnur der Gerechtigkeit ausmachte, und dessen Pflichten die Menschen auf's Genaueste zu erfüllen unterlassen hätten. Wo kein Gesetz ist, da ist also auch keine Sünde; alle diejenigen also, die ohne Gesetz leben, sind gleich gerecht, sie mögen Glauben haben oder nicht.

Durch das Gesetz des Glaubens wird der Glaube gegeben, um den Mangel eines vollkommenen Gehorsams zu ersetzen, so daß diejenigen, die glauben, den Besitz des Lebens und der Unsterblichkeit ebenso erlangen, als wenn sie wahrhaft gerecht wären, da ihnen Gott ihren Glauben zur Gerechtigkeit anrechnet, d. h. denselben statt einer vollkommenen Beobachtung des Gesetzes annimmt. Das Gesetz des Glaubens schließt auf einer Seite in Ansehung eines jeden Menschen eine Verbindlichkeit in sich, dasjenige zu glauben, was ihm Gott als eine Bedingung des mit ihm gemachten Bündnisses auferlegt hat, und auf der andern Seite ein unzweifelhaftes Vertrauen auf die Verheißungen Gottes.

In dem Evangelium ist dasjenige deutlich enthalten, was wir zu glauben verbunden sind, um das ewige Leben zu erlangen. Wer an den Sohn glaubt, sagt der heilige Johannes,

der hat das ewige Leben. An den Sohn glauben, ist aber so viel als glauben, daß Jesus der Messias sei, seinen Wundern und dem, was er selbst von seiner Person sagt, Glauben beimessen. Die Wunder, die Jesus that, geschahen, um die Menschen von dieser Wahrheit zu überzeugen, und sie wurden, nachdem sie entweder glaubten oder nicht glauben wollten, in seiner Kirche aufgenommen oder davon ausgeschlossen, für Gläubige oder Ungläubige erklärt. Und das Evangelium ist geschrieben worden, um die Menschen zu bewegen, daß sie glauben, Jesus von Nazareth sei der Messias, und daß sie, wenn sie Solches glauben, das Leben haben werden.

Auch alle Predigten der Apostel zielen auf den Beweis ab, daß Jesus von Nazareth der Christ oder der Messias sei. Deßwegen fingen sie bald nach seinem Tode an, seine Auferstehung als einen zum Heile der Menschen schlechterdings nothwendigen Glauben vorzutragen. Denn weil der Messias ein Heiland und ein König sein und denen, die ihn aufnehmen würden, das Leben und ein Königreich geben sollte, so würde man nicht berechtigt gewesen sein, Jesum für den Messias auszugeben und den Menschen die Nothwendigkeit, ihn dafür zu halten, aufzulegen, wenn man geglaubt hätte, daß er unter der Gewalt des Todes und in der Verwesung geblieben wäre. Wer an seine Auferstehung glaubte, konnte keinen Zweifel hegen, daß er der Messias sei.

Jesus hat sich kein Geschäft daraus gemacht, die Menschen zu überreden, daß er der Messias sei, und hat in seinen öffentlichen Predigten nicht ausdrücklich gesagt, daß ihm diese Würde zukomme, ob er gleich in die Welt gesandt war die Menschen zum Glauben an ihn als den Messias zu bewegen und ob er gleich sehr häufig von seinem Reiche als unter dem Namen des Gottesreiches oder des Himmelreichs redet. Davon, daß er der König dieses Reiches sei, sagt er Nichts, sondern überläßt seinen Thaten und Wundern den Beweis davon; in Ansehung derer aber, die nachher seine Apostel hören würden,

überläßt er den Beweis dieses Artikels dem Zeugniß dieser seiner Apostel, welche nachher diese Wahrheit sicher lehren konnten, weil nicht mehr zu befürchten war, daß sie in den bürgerlichen Gesellschaften und in der weltlichen Herrschaft Unruhen anrichten würden. Allein Jesus selbst konnte sich nicht öffentlich für den Messias ausgeben, wofern er sich nicht in offenbare Gefahr setzen wollte, Aufruhr und Unruhen zu erregen. Er redete vom Reiche Gottes und that Wunder in Gegenwart des Volkes, damit sie daraus vernehmen könnten, daß er der Messias sei, dessen Reich er ihnen verkündige.

Sein Reich sollte nur stufenweise bekannt werden, um dadurch das Volk zu dessen Annahme desto besser vorzubereiten, theils aber auch, damit er selber desto länger unter ihnen bleiben könnte, um dasjenige, was er als Messias thun sollte, zu vollbringen und sich dadurch als solchen zu bewähren. Die Juden stellten sich den Messias als einen großen weltlichen König vor, der ihre Nation mächtiger und glücklicher machen würde, als sie jemals gewesen war. Und da sie diese herrliche Hoffnung beständig im Sinne hatten, so erwarteten sie täglich die Errichtung seines glorreichen Reiches auf Erden. Ein armer Mensch, wie Jesus war, eines Zimmermanns Sohn, konnte an ein solches Reich, wie sie es glaubten, keinen Anspruch machen. Kein Einziger aber von den Juden, ja selbst nicht einmal seine Jünger, würden es haben ertragen können, hätte er ihnen gleich Anfangs gesagt und noch dazu die Erklärung beigefügt, daß er in ein oder zwei Jahren am Kreuz eines schimpflichen Todes sterben sollte. Daher mußte er sie erst stufenweise darauf vorbereiten; und selbst, als er im Begriff stand, sein Leben zu lassen, hat er sie nichts anders gelehrt, als daß er der Messias sei.

Damit hing die Forderung der Buße eng zusammen; Glauben, daß Jesus der Messias sei, und Buße thun, sind nothwendige Stücke des Gnadenbundes. Alles, was die Apostel predigten, bestand darin, daß man glaube, Jesus sei der Messias,

und Buße thue. Nach den heiligen Schriften des Neuen Testaments besteht diese Buße nicht bloß in dem Schmerze, den man wegen seiner begangenen Sünden empfindet, sondern in etwas Weiterem, was eine natürliche Folge dieses Schmerzes ist, wenn er wahrhaftig und aufrichtig ist, nämlich darin, daß man wirklich diesen Sünden entsagt und ein neues Leben führt.

Glaube und Buße sind also die beiden unablöslichen Bedingungen des neuen Bundes, d. h., will man der darin dargebotenen Vortheile theilhaftig werden, so muß man glauben, daß Jesus der Messias sei, und ein frommes Leben führen. Gott hat seinem Sohne Jesu ein Reich, und zwar ein himmlisches bestimmt. Allein obgleich Alle in Jesu Christo leben sollen, gleichwie sie Alle in Adam gestorben sind, ja obgleich alle Menschen am jüngsten Tag wieder lebendig werden sollen, so haben sie doch Alle gesündigt. Da also der Tod, welcher der Sünden Sold ist, nothwendig das Erbtheil aller derer sein muß, welche Gottes Gebote übertreten haben; so wäre der Sohn Gottes umsonst in die Welt gekommen, um den Grund seines Reiches zu legen, wenn selbst die von ihm Erwählten am jüngsten Tag vor dem Richter aller Menschen straffällig befunden worden wären und also, anstatt in dem ihm zubereiteten Reich das ewige Leben zu erlangen, den Tod als den gerechten Lohn der Sünde hätten bekommen müssen. Dieser zweite Tod würde Jesu Christo keinen einzigen Unterthan übrig gelassen haben. Gott also, der voller Erbarmung gegen das menschliche Geschlecht war, und seinem Sohne ein Reich errichten wollte, das aus allen Ständen, Völkern und Nationen der Welt seine Unterthanen erhielte, that den Menschenkindern den Antrag, daß alle diejenigen unter ihnen, die da glauben würden, daß sein Sohn Jesus der verheißene Messias und Erlöser sei, Vergebung aller ihrer begangenen Sünden, ihres Ungehorsams und ihrer Widerspenstigkeit erlangen. Ihr Glaube also, der sie bewogen hätte, sich in seinem

Namen taufen zu lassen, sollte ihnen zur Gerechtigkeit gerechnet werden, d. h., bei Gott die Stelle eines vollkommenen Gehorsams vertreten, als welcher sie gerecht und dadurch des ewigen Lebens fähig gemacht.

Da das ewige Leben nichts anders als eine Belohnung der Gerechtigkeit ist, Gott aber, dessen Augen viel zu rein und heilig sind, als daß er an der Ungerechtigkeit einen Gefallen haben könnte, nur denen, die mit keiner Sünde befleckt sind, einen dergleichen Lohn beilegt; so ist es unmöglich, daß er solche Menschen, welche gar keine Liebe zur Gerechtigkeit von sich blicken lassen, rechtfertigen sollte. Einen solchen Gläubigen zu rechtfertigen, würde der Ungerechtigkeit selber, die doch der Heiligkeit Gottes so sehr zuwider ist, die Hand bieten, ja es würde dadurch das ewige Gesetz der Gerechtigkeit über den Haufen geworfen werden, welches an sich selber gut und heilig ist. Da die Pflichten dieses Gesetzes selbst in der Natur Gottes ihren Grund haben, so sind sie auch von einer ewigen Verbindlichkeit, so daß man dasselbe weder abschaffen, noch die Menschen von dessen Verbindlichkeit lossprechen kann, wofern nicht die Natur aller Dinge verändert, das gerechte mit dem ungerechten vermenget und die Welt mit Verwirrung und Unordnung angefüllt werden soll. Dieß ist auch gar nicht der Endzweck, warum Christus in die Welt gekommen; er ist vielmehr in dieselbe gekommen, um dieselbe aus dem Verderben, worin sie gerathen war, zu befreien, und sich aus denen, die ihr Leben bessern und würdige Früchte der Buße bringen wollen, ein neues Reich aufzurichten.

Und für dieses Reich ist auch jenes ewige Gesetz der Gerechtigkeit bestimmt, sowie es für das ganze menschliche Geschlecht bestimmt ist, und es werden auch am jüngsten Tag alle Menschen nach eben diesem Gesetze gerichtet werden. Im übrigen aber werden diejenigen, welche geglaubt haben, daß Jesus der Messias sei, und die sich in aufrichtigem Gehorsam gegen seine Gesetze der Gerechtigkeit beflissen haben, das wichtige

Vorrecht genießen, daß ihnen ihre begangenen Sünden nicht zugerechnet werden, und ihnen, wenn sie diese Gesetze aus Schwachheit übertreten und als Bekehrte in einige Sünde verfallen, der Glaube an diesen göttlichen Erlöser statt eines vollkommenen Gehorsams dienen soll, wofern sie anders nur nach demselben dürsten und sich nicht gegen die Gesetze des neuen Reiches widerspenstig zeigen.

In der That erwartete auch Jesus von seinen Unterthanen keinen vollkommenen, von allen Fehlern befreiten Gehorsam. Er kannte unsere Natur und die Schwachheit unseres Temperaments sehr wohl, und eben um diesen Mangel zu ersetzen, ist er in die Welt gesandt worden. Ueberdieß ist ein vollkommener Gehorsam diejenige Gerechtigkeit, die das Gesetz der Werke erforderte, und es würde unter diesem Bunde die damit verknüpfte Belohnung nicht aus Gnaden, sondern aus Schuldigkeit gegeben worden sein, so daß diejenigen, die sich in dem Stande eines vollkommenen Gehorsams befunden, zur Ergänzung der Gerechtigkeit des Glaubens nicht nöthig gehabt hätten. Sie würden sich durch sich selber erhalten haben; denn da sie gerecht waren, so wäre es nicht nothwendig gewesen, es ihnen als eine Gnade anzutragen, daß sie an Jesus als den Messias glauben, ihn als ihren König erkennen und seine Unterthanen werden sollten. Im Uebrigen ist leicht zu ermessen, daß Jesus von seinen Jüngern einen vollkommenen Gehorsam gegen seine Gesetze erfordert.

Und welches sind diese Gesetze, deren Beobachtung Jesus von seinen Unterthanen fordert. Sie sollen zwar glauben, daß Jesus der Messias sei, welcher Glaube ihnen zur Gerechtigkeit gerechnet werden sollte. Allein der vollkommene Gehorsam gegen das Gesetz Gottes war doch ursprünglich der große Zweck, den sie zu erreichen suchen mußten, so daß, wenn sie alle Pflichten des Natur- oder Sittengesetzes genau hätten erfüllen können, sie der ihnen als Belohnung des Glaubens zugestandenen Gnade nicht nöthig gehabt, sondern nach der Auf-

erstehung das ewige Leben als eine ihnen kraft des mit ihnen geschlossenen Bundes zustehende Sache erhalten haben würden. Die Pflichten, die durch diesen Bund der Werke vorgeschrieben sind, bleiben immer Pflichten, ihre Verbindlichkeit hat niemals aufgehört, und es ist zu keiner Zeit erlaubt gewesen, sie muthwillig zu verabsäumen.

Denjenigen aber, die den verheißenen Messias Jesus als ihren König annehmen, legte Gott die Vergebung ihrer vergangenen Uebertretung bei und versprach ihnen, daß ihnen die Fehler, in die sie künftig verfallen möchten, nicht zugerechnet werden sollten, wofern sie mit Absagung ihres vorigen unordentlichen Wandels in sein Reich übergingen und nicht allein mit dem standhaften Entschluß, seinen Gesetzen zu gehorchen, sondern auch mit einer wirklichen Bemühung, diese wichtige Pflicht zu erfüllen, als seine Unterthanen zu leben fortführen. Man muß also jederzeit aufrichtig beflissen sein, die Gerechtigkeit zu erlangen, die in einem vollkommenen, von aller Sünde freien Gehorsam besteht; und es ist nirgends versprochen, daß diejenigen, die in einem muthwilligen Ungehorsam gegen die Gesetze Jesu Christi verbleiben, der ewigen Glückseligkeit seines Reiches theilhaftig werden sollen, so stark auch immer ihr Glaube an denselben sein mag, der vielmehr zu Nichts dienen kann, wenn man jene Gesetze zu erfüllen verabsäumt.

Obgleich es viele Menschen gab, welche in Ansehung der dem Volke Israel anvertrauten göttlichen Weissagungen und Verheißungen Fremdlinge waren; ob es ferner gleich Viele gab, welche niemals gehört hatten, daß Gott einen Messias in die Welt zu senden versprochen hatte, und welche folglich diese besondere Offenbarung Gottes weder glauben, noch verwerfen konnten; so hatte doch Gott durch das Licht der Vernunft gleichsam allen Menschen, die nur von diesem Lichte Gebrauch machen wollten, seine Güte und Barmherzigkeit geoffenbaret.

Eben derjenige Funke der Erkenntniß, der im Menschen ist und ihn gewissermaßen der göttlichen Natur theilhaftig macht, eben dieser Funke, der ihm das Gesetz zeigte, dem er als Mensch unterworfen ist, entdeckte ihm auch zu gleicher Zeit das Mittel, um, wenn er solches Gesetz übertreten hätte, den Urheber seines Wesens wiederum zu befriedigen.

Wer sich also dieses von Gott kommenden Lichtstrahls so weit bediente, daß er dadurch seine Pflichten einsah, der mußte auch nothwendig das Mittel finden, sich mit diesem höchsten Wesen auszusöhnen und von ihm, wenn er sich von seiner Pflicht entfernt hatte, Vergebung seiner Fehler zu erhalten. Wenn er aber hingegen seine Vernunft hierzu nicht gebrauchte, sondern dieses Licht verabsäumte oder wohl gar erstickte; so konnte er weder zur Einsicht seiner Pflicht, noch zur Erkenntniß des Mittels, sich mit Gott auszusöhnen, gelangen.

Das Gesetz ist eine ewige und unveränderliche Regel der Gerechtigkeit; es besteht aber ein Theil dieses Gesetzes mit darin, daß ein Mensch nicht allein seinen Brüdern, sondern auch sogar seinen Feinden, wenn ihnen die verübten Beleidigungen leid sind, sie ihn deßhalb um Gnade bitten und ihm deßhalb Genugthuung leisten wollen, Vergebung angedeihen lassen muß. Derjenige also, dessen Gemüth in dieser Gesinnung steht, kann wohl keinen Zweifel daran haben, daß nicht der göttliche Urheber dieses Gesetzes selbst ein geduldiges, barmherziges, mitleidiges Wesen ist und darum auch den hinfälligen, schwachen Menschen verzeihen wolle, wofern sie nur ihre Vergehen erkennen, bereuen, ihn demüthig um Verzeihung bitten und einen ernstlichen Entschluß fassen, ihr Leben künftig nach dieser Regel, die sie für gerecht und billig erkannt, einzurichten.

Dieses war das Mittel, welches das Licht der Natur den Menschen lehrt, um sich mit Gott zu versöhnen; dieses war die Hoffnung, die ihnen dasselbe an die Hand gab, um den gütigen, himmlischen Vater, wenn sie ihn beleidigt haben

würden, wieder zu befriedigen. Da nun die im Evangelium gewordene Offenbarung nichts in sich enthält, was diesem etwa zuwider wäre, so hindert sie auch nicht, daß sie sich nicht der Gnade Gottes als ihres eignen Vaters und Oberherrn hätten überlassen können.

Die Vortheile, die wir von der Menschwerdung Jesu Christi genießen, sind so zahlreich und wichtig, daß man sie nur mit einiger Aufmerksamkeit zu untersuchen braucht, um die Nothwendigkeit einzusehen, warum dieser göttliche Heiland in die Welt gesandt worden. Die große Menge der Wunder, die Jesus verrichtet hat, beweisen so deutlich, daß die Sendung unsers Heilandes vom Himmel komme, daß darum auch alles dasjenige, was er sagte, nicht anders als für göttliche Aussprüche und unwidersprechliche Wahrheiten angenommen werden konnte.

Obgleich die Werke der Natur in jedem Stücke hinlänglich zeigen, daß ein Gott ist, so brauchten doch die Menschen ihre Vernunft so wenig, daß sie dieses höchste Wesen gar nicht wahrnahmen, ob es gleich vermittelst der Eindrücke, die es vermittelst sich selber gab, sehr leicht zu finden war. Einige verblendeten ihren Verstand durch allzu große Anhänglichkeit an das sinnliche Vergnügen, sowie Solches Andere aus einer niederträchtigen Gleichgültigkeit thaten; und der größte Theil von denen, die das Dasein höherer Wesen glaubten, die sie aber nicht kannten, oder deren Dasein sie wohl gar nur vermutheten, waren ein Raub abergläubischer Furcht, die sie zu Sclaven ihrer Priester machte, wodurch sie bewogen worden, allen den falschen Bildern von der Gottheit Beifall zu geben und den von ihnen erfundenen, mit tausend lächerlichen Gebräuchen verstümmelten Gottesdienst zu beobachten. Und was die Furcht und die Auctorität einmal eingeführt hatte, das wurde von der Andacht geheiligt und von der Religion unveränderlich gemacht.

In diesem Zustande der Finsterniß und Unwissenheit, in

welchem sich die Menschen in Ansehung des wahren Gottes befanden, bemeisterten sich die Laster und der Aberglaube fast der ganzen Welt. Und die Vernunft konnte auch dieses Uebel nicht hindern; denn da man glaubte, daß sie in dieser Sache keinen Platz fände, so konnte man auch ihrem Rathe kein Gehör geben. Die Priester hatten allenthalben eine ganz besondere Sorgfalt angewandt, die Vernunft von allem demjenigen, was die Religion betrifft, gänzlich auszuschließen, damit sie sich dadurch in ihrem eignen Ansehen desto fester setzen möchten. Da also die Welt mit lauter falschen Begriffen angefüllt und nur solchen Gebräuchen, die aus der bloßen Einbildung der Menschen ihren Ursprung genommen hatten, unterworfen war, so hatten sie den einzigen wahren Gott fast gänzlich aus dem Gesicht verloren.

Diejenigen zwar, die von ihrer Vernunft einen Gebrauch machten, fanden diesen einigen, höchsten, unsichtbaren Gott, wofern sie sich nur beflissen, ihn zu suchen. Allein wenn sie ihn gleich erkannten und anbeteten, so geschah es doch nur in ihnen selber. Sie hielten diese Wahrheit als ein Geheimniß verborgen und durften sie nicht vor dem Volk und noch viel weniger vor den Priestern kund thun, da diese Leute ihren, zu ihrem eignen Nutzen erdichteten Glaubens-Bekenntnissen und Religionsübungen ungemein ergeben waren.

Wir sehen hieraus, daß, obgleich die Vernunft verständigen und tugendhaften Menschen ziemlich deutliche Begriffe hiervon gegeben, sie doch niemals so viel Gewalt gehabt hat, daß sie sich des gemeinen Haufens bemeistern und ganze Gesellschaften überzeugen konnten, daß es nur Einen Gott gäbe, der allein als das höchste Wesen erkannt und verehrt werden müsse. Nur unter den Israeliten bestand die Nationalreligion in der Verehrung dieses Einen Gottes; der in dichte Finsterniß verfallene übrige Theil der Menschen war dagegen ohne Gott in der Welt.

Die deutliche Offenbarung, die Jesus Christus mitbrachte,

vertrieb alle Finsterniß und gab den Menschen den einzigen wahren, unsichtbaren Gott zu erkennen. Seit der Zeit unsers göttlichen Erlösers sehen wir den Glauben an den einigen Gott die Oberhand behalten und sich wie ein fruchtbarer Weinstock auf Erden fortpflanzen.

Den Menschen ermangelte es aber auch, außer der Erkenntniß des einigen Gottes als des Schöpfers von Himmel und Erde, noch an der deutlichen Erkenntniß ihrer Pflichten. Obgleich die Wissenschaft, die es mit den Sitten zu thun hat, von einigen heidnischen Weltweisen mit ziemlicher Sorgfalt getrieben worden war, so hatte sie doch unter dem gemeinen Volk noch einen sehr geringen Fortgang. Es war zwar ein Jeder bei Strafe des Zornes der Götter verpflichtet, die Tempel zu besuchen, und alle Welt wohnte den Opfern, die man ihnen brachte, und den feierlichen Handlungen, die man ihnen zu Ehren beging, fleißig bei; allein die Priester dachten keineswegs darauf, wie sie die Menschen in dem Weg der Tugend unterweisen möchten. Wenn nur ihre Anhänger die vorgeschriebenen Gebräuche genau hielten, und den Festen, sowie andern feierlichen Handlungen und allen kleinen Religionsübungen fleißig beiwohnten, so gab ihnen diese ehrwürdige Gesellschaft die Versicherung, daß die Götter zufrieden gestellt worden, und sie weiter Nichts von ihnen verlangten.

Sehr Wenige gingen in die Schulen der Weltweisen, um daselbst ihre Pflichten zu lernen und sich von demjenigen, was in ihren Handlungen gut oder böse war, unterrichten zu lassen; da die Priester in weit größerem Ansehen, als die Weltweisen standen, so zogen sie auch Jedermann an sich. In der That war es auch viel leichter zu opfern und Processionen zu halten, als ein reines Gewissen zu haben und sein Leben beständig nach der Vorschrift der Tugend einzurichten; und es war viel bequemer, den Göttern ein Versöhnungsopfer, welches den Mangel eines frommen Lebens ersetzen sollte, zu bringen, als wirklich die strengen Regeln der Sittenlehre auszuüben.

Man darf sich daher nicht wundern, daß man allenthalben einen Unterschied zwischen Religion und Tugend gemacht und jene dieser dergestalt vorgezogen hat, daß auch das Gegentheil zu denken eine gefährliche Ketzerei und offenbare Gotteslästerung war. Zwar lehrten und ordneten die bürgerlichen Gesetze an den Orten, wo die Menschen unter einer Obrigkeit lebten, die Ausübung der Tugend, insoweit dieselbe nöthig war, um Ruhe und Einigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft zu erhalten. Da aber die meisten dieser Gesetze nur von Solchen gegeben waren, welche weiter nichts als die Sicherstellung ihres eigenen Ansehens zur Absicht hatten, so gingen sie auch nur auf solche Dinge, wodurch die Menschen in einer gemeinschaftlichen Unterwürfigkeit erhalten werden konnten, oder höchstens hatten sie nur die zeitliche Wohlfahrt und Glückseligkeit der Völker zum Endzweck. Man hat sich auch nicht die geringste Mühe gegeben, die Pflichten der natürlichen Religion, wenn man dieselbe in ihrem ganzen Umfang nimmt, durch alle die Beweggründe, die das natürliche Vernunftlicht dabei an die Hand geben kann, zu bestärken.

Die Erfahrung lehrt, wie wenig Fortgang die Erkenntniß der Sittenlehre, die nur auf das bloße natürliche Vernunftlicht gebaut ist, in der Welt gehabt hat, obgleich diese beiden Dinge vollkommen miteinander übereinstimmen. Die Ursache hiervon liegt in den verschiedenen Nothdurften der Menschen, in ihren Leidenschaften, Lastern und falschen Absichten, welche den Verstand auf eine andere Seite lenken. Hiezu kommt noch, daß diejenigen, welche den Andern hierin zu Leitern dienen wollten, von eben dem Geist, wie ihre Schüler, belebt waren, und also ebenso wenig Vortheil darin fanden, daß sie zur Vollkommenheit der Sittenlehre vielen Fleiß anwenden sollten.

Es mag endlich der Fortgang dieser Wissenschaft gehindert worden sein, wodurch er will, so ist überdem gewiß, daß die menschliche Vernunft, so lange sie keinen andern Beistand

hatte, den Menschen nicht alle die Dienste that, die sie in dieser großen und wichtigen Angelegenheit nöthig hatten; sie ist niemals soweit gekommen, daß sie vom natürlichen Gesetze ein vollständiges Lehrgebäude zu Stande gebracht hätte, aus welchem man klare und deutliche Schlüsse ziehen und selbige aus unwidersprechlichen Grundsätzen herleiten könnte. Wer sich die Mühe geben will, alle von den alten Weltweisen angegebenen Lebensregeln zu sammeln und solche mit denen, die im neuen Testament befindlich sind, zu vergleichen, der wird leicht genug gewahr werden, wie weit jene erstern gegen letzte zurückstehen.

Wo hat man, ehe unser Heiland in der Welt erschienen ist, ein Gesetzbuch gesehen, zu welchem das menschliche Geschlecht als zu einer unfehlbaren Richtschnur seine Zuflucht hätte nehmen können? Wenn es nun bis dahin kein solches gegeben hat, so ist es augenscheinlich nothwendig gewesen, daß uns Jemand einen solchen Zusammenhang der Sittenlehre geben mußte, welcher denen, die den Weg der Gerechtigkeit zu gehen verlangten, als ein unverbrüchliches Gesetz zu einem sichern Führer dienen konnte, damit sie nicht bei der Beobachtung ihrer Pflicht sich zu verirren Gefahr laufen, sondern jederzeit gewiß und zuverlässig wissen möchten, ob sie selbige erfüllet oder sich davon entfernt hätten.

Von solcher Beschaffenheit ist das Sittengesetz Christi; von ihm haben wir eine Regel und Richtschnur erhalten, die Alles, was zu einem frommen und gerechten Leben erfordert wird, in sich enthält und mit demjenigen, was uns die Vernunft davon sagt, vollkommen übereinstimmt. Allein sowohl die Wahrheit seiner Regeln, als auch die Nothwendigkeit ihrer Beobachtung, bekommen ihre ganze Kraft daher, daß die göttliche Sendung dieses Lehrers klar und offenbar ist.

Daß Christus von Gott gesandt worden, beweisen seine Wunder ganz deutlich; und wenn dieß, so kann man unmöglich weifeln, daß nicht auch die von ihm gegebnen Gebote auf

göttliche Autorität gegründet sind. Hier ist der Fall, wo die Sittenlehre zu einer unfehlbaren Regel wird; die Offenbarung bestätigt dieselbe, und die Vernunft kann sie weder vernichten, noch verdächtig machen, vielmehr bezeugen uns beide übereinstimmend, daß sie von Gott, dem höchsten Gesetzgeber, komme.

Viele haben ihre Einsichten, ohne es zu wissen, der Offenbarung zu danken; die letztere verliert dadurch von ihrem Ansehen Nichts, daß die Vernunft den geoffenbarten Wahrheiten ihren Beifall gibt. Wir thun aber Unrecht, wenn wir uns einbilden, daß, weil die Vernunft dieselben bestätigt, wir dieselben auch durch die Vernunft mit Gewißheit und Deutlichkeit haben erkennen lernen. Das einzige und wahre Mittel, Leute vom gewöhnlichen Schlag zum Gehorsam und zur Ausübung ihrer Pflichten zu bewegen, besteht darin, daß man ihnen leicht zu verstehende Gebote gibt. Da die meisten Menschen die vorkommenden Sachen nicht für sich selbst einsehen können, so muß ihr Glaube den Abgang des Wissens ersetzen.

Verhält sich nun dieß also, so frage ich einen Jeden, ob nicht eine Person, die vom Himmel kommt und von Gott selbst mit außerordentlicher Macht ausgerüstet worden ist, viel fähiger sei, die Menschen aufzuklären, sie von ihren Pflichten zu unterrichten und zu deren Ausübung zu bewegen, als wenn man ihnen solches Alles bloß durch Schlüsse, die lediglich auf allgemeine Begriffe und Grundsätze der menschlichen Vernunft gegründet sind, beibringen und sie davon überzeugen will? Sobald Jemand überzeugt worden, daß Jesus Christus von Gott gesandt ist, um denen, die an ihn glauben, ein König und Erlöser zu sein, so werden ihm auch alle Gebote dieses göttlichen Heilandes unwidersprechliche Regeln und Grundsätze. Und dieselben sind von solcher Beschaffenheit, daß sie die Vernunft, ob sie gleich solche nicht für sich selber deutlich erwiesen hat, doch, nachdem sie ihr entdeckt worden, nicht anders als genehmigen kann.

Ein weiterer großer Vortheil, den Jesus Christus den

Menschen zuwege gebracht hat, besteht darin, daß er ihnen kräftige Beweggründe zu einem frommen und heiligen Leben an die Hand gibt, Beweggründe, die ein hinlängliches Gewicht haben, um den Menschen auf der Bahn der Tugend alle entgegenstehenden Schwierigkeiten und Hindernisse überwinden zu helfen, und diejenigen, die in ihren Pflichten treu bleiben, und mit dem Zeugniß eines guten Gewissens mancherlei Leiden erdulden, mit Vortheil schadlos zu halten. Man hat zu allen Zeiten bemerkt, daß die tugendhaften Menschen nicht sonderlich glücklich in der Welt waren; da sich also das Glück und die Tugend nicht beisammen befanden, so hatte die Tugend selten viele Anhänger.

Aber auch die aufgeklärtesten Heiden haben äußerst selten die Menschen durch Betrachtung eines künftigen Lebens zur Ausübung ihrer Pflichten zu bewegen gesucht. Ihr vornehmster Beweggrund war von der Vortrefflichkeit der Tugend selber hergenommen, und überhaupt bestand die kräftigste Triebfeder zu einem frommen Leben in der Erhebung der menschlichen Natur, deren Vollkommenheit in der Ausübung der Tugend besteht. Die Lehre von einem wahrhaften und vollkommenen Leben, welches nach dem gegenwärtigen ewig währen sollte, wurde erst durch die Ankunft Christi in die Welt gebracht.

Christus hat nicht allein diesen Lehrsatz durch eine deutliche Offenbarung desselben gelehrt, sondern uns auch durch seine eigne Auferstehung und Himmelfahrt von unserer Auferstehung und einem künftigen Leben eine unzweifelhafte Versicherung und Unterpfand gegeben. Wie sehr ist nun durch diese einzige Wahrheit die Natur der Dinge in der Welt verändert worden, indem sie die Gottesfurcht über alles Andere, was nur sonst den Menschen versuchen oder von seinen Pflichten abwendig machen kann, erhoben hat! Die Philosophen lobten zwar die Schönheit der Tugend aus allen Kräften; sie schmückten diese göttliche Tochter des Himmels so herrlich aus, daß sie die Augen der Menschen auf sich zog und ihren Beifall ge-

wann. Da sie ihr aber keine Mitgabe anwiesen, so fand sich auch Keiner, der sich mit ihr hätte vermählen wollen.

Jetzt aber, da sie eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit zum Erbtheil hat, tritt auch der Eigennutz auf ihre Seite, und es ist augenscheinlich, daß die Tugend nunmehr der allergrößte und wichtigste Gewinn ist. Man sagt jetzt nicht bloß, um sie beliebt zu machen, daß sie die Vollkommenheit und Vortrefflichkeit unserer Natur sei, daß sie sich selber belohne; sondern man versichert die Menschen, daß sie, wenn sie in dieser Welt ein frommes und gerechtes Leben führen, nach dieser Zeit glückselig sein sollen. Man öffne ihnen nur die Augen über die ewigen und unaussprechlichen Freuden jenes Lebens, so werden die Gemüther etwas Gründliches darin finden, welches sie zu bewegen sehr geschickt sein wird! Der Anblick des Himmels und der Hölle wird machen, daß sie die gegenwärtigen Güter und Uebel, die von so kurzer Dauer sind, für wenig bedeutende Dinge halten werden. Sie werden dadurch zur Annahme der Tugend bewogen werden, welche wir sowohl nach der Vernunft, als auch wegen unsers eignen Nutzens und der uns obliegenden Sorge für uns selber nothwendig allem Andern vorziehen müssen.

Nur allein hierauf gebaut, hat die Sittenlehre einen festen Grund und ist berechtigt, unsern ganzen Fleiß zu fordern, ohne daß uns auf eine rechtmäßige Weise das Geringste davon abhalten kann. So ist die Tugend nicht mehr ein bloßer Schall, sondern ein wirkliches und wahrhaftes Gut, welches wohl verdient, daß wir alle mögliche Bemühung anwenden, um es zu erlangen. Und in solcher Gestalt ist sie uns in dem Evangelium unsers Herrn Jesus Christi vorgetragen worden.

Um aber zu verhüten, daß man mein Buch über das vernunftmäßige Christenthum falsch verstehe, so will ich noch bemerken, daß Alles dasjenige, was in demselben enthalten ist, in folgende drei Sätze gefaßt werden kann: erstens, daß ein gewisser Glaube ist, der die Menschen zu Christen macht;

zweitens, daß dieser Glaube darin besteht, Jesum von Nazareth für den Messias zu erkennen; und drittens, daß dieser Glaube an Jesus als den Messias so viel heiße, als ihn für seinen von Gott verheißenen und gesandten Herrn und König annehmen, welches folglich alle seine Unterthanen in die unumgängliche Nothwendigkeit setzt, daß sie allem demjenigen beipflichten, was er gelehrt hat, und allen seinen Geboten aufrichtig gehorchen müssen.

Dieß ist dasjenige, was mir die Lehre Christi und seiner Apostel zu sein scheint, sowie ich sie im Neuen Testament finde, woraus ich sie genommen habe. Sollte es jedoch einen andern, als diesen Glauben geben, welcher schlechterdings nothwendig wäre, um Jemanden zum Christen zu machen; so bitte ich noch einmal alle diejenigen, die mein Buch mißbilligen, mich davon zu unterrichten, d. h., mir alle diejenigen Sätze aufzuschreiben, deren Glaube dergestalt nothwendig ist, daß Niemand ein Gläubiger oder ein Christ sein kann, ohne sie zu kennen und zu glauben. —

Diese seine religiösen Grundsätze hat Locke praktisch angewandt in seinen vier Briefen „über die Toleranz." Den ersten dieser Briefe hat Locke während seines Aufenthaltes in Holland, im Jahre 1685, geschrieben und denselben im Jahr 1689 in lateinischer Sprache herausgegeben. Das Schriftchen wurde sogleich in's Englische, Französische und Holländische übersetzt. Ein Theolog in Oxford hat einen anonymen Angriff darauf veröffentlicht, den Locke in einem zweiten Briefe erwiederte, der im Jahre 1690 in englischer Sprache erschien. Als derselbe Oxforder Theolog in einem neuen Briefe neue Einwendungen gegen Locke's Ansichten von der Toleranz vorbrachte, veröffentlichte Locke seinen dritten Brief im Interesse der Toleranz, im Jahre 1692. Darauf schwieg jener Gegner zwölf Jahre lang, bis er endlich im Todesjahre Locke's einen neuen Angriff auf Letztern veröffentlichte, den derselbe noch kurz vor seinem Tode in einem vierten Brief über die Toleranz erwiederte.

Unbeschränkte und gleichmäßige Duldung gegen jede religiöse Ansicht und Gemeinschaft — lehrt Locke — ist Recht, Pflicht und Bedürfniß. Versammlung, Feste, öffentlicher Gottesdienst sollen allen religiösen Bekenntnissen mit gleicher Freiheit gestattet werden; ja selbst Heiden, Muhamedaner und Juden sollen von den Rechten der Staatsbürger ihrer Religion wegen nicht ausgeschlossen werden. Man hat das Vorurtheil, die religiösen Versammlungen und Conventikel seien die Pflanzschulen von Parteiungen und Aufruhr; dieß sind sie nur, so lange sie gedrückt sind. Sobald dagegen das Gesetz der Duldung so festgestellt ist, daß alle Kirchen diese Duldung zur Grundlage ihrer eignen Freiheit machen und die Gewissensfreiheit als ein natürliches Recht anerkennen, hören alle jene Besorgnisse und Gefahren auf; nur die Verweigerung der Duldung für diejenigen, welche verschiedener Meinung sind, hat allen den Lärm und alle die Kriege hervorgebracht, welche hinsichtlich der Religion in der Welt entstanden sind.

Das Hauptunterscheidungszeichen der wahren Kirche ist Duldung; denn der Zweck der christlichen Religion besteht darin, das Leben des Menschen nach den Gesetzen der Tugend und Frömmigkeit zu regeln. Ohne Bruderliebe kann Niemand ein Christ sein; fanatische Verfolgung aber geht nicht von Liebe aus und kann oft neben argen Lastern bestehen, weßhalb sie dem Seelenheil gefährlicher ist, als gewissenhafte Abweichung von gewissen kirchlichen Entscheidungen bei unbescholtenem Leben. Wer gegen Meinungen unduldsam, gegen Laster duldsam ist, der trachtet nach einem andern Reiche, als dem Reiche Gottes. Christus hat seinen Krieger nur mit dem Evangelium des Friedens, nicht mit dem Schwerte ausgerüstet, wiewohl er im Stande gewesen wäre, mittelst himmlischer Legionen mehr Gewalt auszuüben, als irgend ein Sohn der Kirche, sei er auch noch so mächtig, mit allen seinen Dragonern.

Die Kirche ist ein freiwilliger Verein für den Zweck der öffentlichen Verehrung Gottes nach der Weise, die man für

Gott wohlgefällig und selig machend hält. Denn Niemand wird als Mitglied einer Kirche geboren, sondern muß sich erst freiwillig an einen religiösen Verein anschließen, und nur die Erwartung des ewigen Lebens ist das Band, wodurch man sich an einen solchen Verein knüpfen und darin festhalten läßt.

Alles in der Kirche bezieht sich auf öffentliche Gottesverehrung und vermittelst derselben auf Erwerbung des ewigen Lebens; was sich auf den Besitz bürgerlicher und weltlicher Güter bezieht, damit soll und kann sich die Kirche nicht befassen. Die Mittel, um der Kirche Gehorsam zu verschaffen, sind nur sittliche: Ermahnung, Erinnerung, Rath; die Anwendung von Gewalt steht der Kirche nicht zu.

Indessen geht die Pflicht der Duldung doch nicht so weit, daß eine kirchliche Gemeinschaft verbunden wäre, Jemanden in ihrer Mitte zu behalten, der ihre Gesetze hartnäckig verletzt; allerdings dürfen Hartnäckige ausgeschlossen werden, nur darf die Ausschließung keine bürgerliche Nachtheile nach sich ziehen, da wir kein Recht haben, Jemanden in Dingen dieses Lebens zu strafen, weil wir glauben, daß er in einem zukünftigen Leben unselig sein werde. Uebrigens hat jede einzelne Kirche nur über diejenigen Gewalt, welche sich ihr anschließen; und ein Recht, das die ganze Kirche nicht hat, kann auch kein Diener derselben haben; er darf Niemanden bürgerlicher Güter oder der Freiheit berauben, sondern soll vielmehr zur Liebe und Duldung gegen Irrende wie gegen Rechtgläubige ermahnen.

Der Kirche gegenüber ist der Staat seinerseits ein Verein ausschließlich für bürgerliche Interessen, d. h. für Leben, Freiheit, leibliches Wohl und Besitz äußerer Dinge; für die Sorge der Seelen hat die Gerichtsbarkeit der Obrigkeit weder von Gott, noch vom Volke eine Vollmacht. Niemals hat Gott einem Menschen so viel Autorität ertheilt, daß er einen Andern zu seiner Religion zwingen dürfte; denn die Religion

ist Sache der innern Ueberzeugung, diese aber ist etwas Freies und kann nicht erzwungen werden. Und gesetzt auch, es wäre möglich, durch Strafgewalt die Gemüther zu überweisen, so würde es doch zum Heil der Seelen nichts helfen; denn bei der Verschiedenheit der religiösen Meinungen, worin die weltlichen Fürsten ebensosehr getheilt sind, als ihre religiösen Interessen, würde, da es nur Eine Wahrheit gibt, nur Ein Land im Rechte sein, und die ganze übrige Welt müßte ihrem Fürsten auf den Weg des Verderbens folgen.

Den Cultus betreffend darf der Staat keine Ceremonie einführen und befehlen und selbst gleichgültige Handlungen nicht zu Gebräuchen machen; denn religiös sind solche Handlungen nur, sofern sie von Gott angeordnet sind. Ebensowenig darf der Staat gewisse religiöse Ceremonien verbieten, es sei denn, daß sie ohnedieß ungesetzlich sind und dem Gemeinwesen Eintrag thun; selbst der Götzendienst darf durch den Staat nicht bestraft werden, wenn er auch eine Sünde ist.

Theoretische Glaubensartikel und speculative Meinungen kann der Staat weder befehlen, noch verbieten, weil es nicht von unserm Willen abhängt, etwas zu glauben und nicht zu glauben; und wollte man nur das Bekenntniß fordern, so könnte man es höchstens dazu bringen, daß die Menschen um ihres Seelenheils willen gegen Gott und Menschen lügen und heucheln.

Ebensowenig darf der Staat das Bekenntniß solcher speculativer Meinungen verbieten, weil sie zu den bürgerlichen Rechten der Unterthanen in gar keiner Beziehung stehen.

Anders ist es mit den praktischen Meinungen, weil sittliche Handlungen zur Gerichtsbarkeit ebensowohl der Obrigkeit, als des Gewissens gehören. Ueber praktische Meinungen hat die Obrigkeit und Gesetzgebung insofern zu wachen, als sie für die Sicherheit und das äußere Wohl der Gesellschaft zu sorgen hat. Die Obrigkeit darf keine Meinung dulden, welche den zur Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft nothwendigen Regeln

zuwiderläuft, z. B. die Meinung, daß man Ketzern sein Wort zu halten nicht verpflichtet sei, oder daß excommunicirte Könige ihre Kronen und Reiche verwirkt haben.

Ferner hat eine solche Kirche kein Recht darauf, von der Obrigkeit geduldet zu werden, deren Mitglieder alle eben damit, daß sie in dieselbe eintreten, sich unter den Schutz und in den Dienst eines andern Fürsten begeben; denn dann würde die Obrigkeit eine fremde Gerichtsbarkeit in ihrem eignen Lande sich festsetzen lassen und zugeben, daß ihre eignen Leute gleichsam als Soldaten gegen sie angeworben würden.

Ueberhaupt ist die Kirche etwas vom Staate absolut Getrenntes, die Grenzen zwischen beiden sind unbeweglich festgestellt: der Staat hat es nur mit dem leiblichen Wohl, dem zeitlichen Leben zu thun, die Kirche hat es nur mit dem Seelenheil zu thun. Derjenige mengt Himmel und Erde zusammen, wer diese Gesellschaften vermischt, die nach Ursprung, Geschäft, Zweck von einander vollkommen verschieden sind. Gegenwärtig unter dem Evangelium gibt es schlechthin nichts von der Art, wie ein christliches Gemeinwesen; es gibt freilich viele Städte und Königreiche, die den christlichen Glauben angenommen haben; aber sie haben ihre alten Regierungsformen beibehalten, in welche das Gesetz Christi ganz und gar nicht eingegriffen hat; Christus selber hat die Menschen nur gelehrt, wie sie durch Glaube und gute Werke das ewige Leben erlangen mögen, aber er hat keinen Staat gegründet.

Die völlige Scheidung der Kirche vom Staat, wie sie Locke's Gedanke war, ist von ihm auch in dem Entwurf einer Constitution für die nordamerikanische Provinz Carolina, den Locke in Auftrag des Lords Ashley aufsetzte, und der später bestätigt wurde, festgehalten worden. Darin war unter Anderm festgestellt, daß Jeder, der Bewohner oder Bürger in Carolina sein wolle, an das Dasein Gottes und die Nothwendigkeit seiner öffentlichen Verehrung glauben müsse. Sobald sieben oder mehr Personen in einer Religion übereinstimmen, sollen

sie eine Kirche oder Confession bilden. Aller Genuß bürgerlicher Rechte ist dadurch bedingt, daß man auf diese Weise Mitglied einer Kirche ist. Keiner aber soll den Andern wegen seiner speculativen Meinungen in der Religion, oder wegen seiner Art der Gottesverehrung beunruhigen, belästigen oder verfolgen.

Die Gedankenkeime, die Locke gesäet, sie haben in der nächsten Zukunft bereits ihre Früchte getragen.

Fünftes Capitel.

John Toland.

Für Locke war der Glaube nicht mehr unbegreiflich, sondern der Vernunft gemäß. Die Geheimnisse des Glaubens aufzulösen, hat John Toland unternommen, welcher in der Offenbarung ein Erziehungsmittel unserer Vernunft sah, daneben aber doch an ein unmittelbares Eingreifen einer höhern Macht in die Gesetzmäßigkeit des natürlichen Verlaufs der Dinge, an Wunder, glaubte.

John Toland war im Jahre 1670 oder 1671 geboren. Sein Vaterland war Irland, und zwar die nördlichste Halbinsel, welche ursprünglich Inis Eogan, jetzt aber Inisoen heißt. Ob er, wie seine Gegner ausgesprengt haben, der Sohn eines irischen Priesters gewesen, oder in ordentlicher Ehe katholischer Eltern erzeugt wurde, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Man erzählte von ihm, wann man ihm seine uneheliche Geburt vorgeworfen, habe er sich immer mit der Antwort begnügt, keine öffentliche Hure zur Mutter zu haben. Während seines Aufenthaltes in Prag, im Jahre 1708, gaben ihm die dortigen irländischen Franziskanermönche das Zeugniß, daß er von einer anständigen, edlen und alten Familie Irlands stamme, womit freilich jenes Gerücht nicht widerlegt oder als irrig bezeichnet ist.

Er selbst bezeugt, daß seine Verwandten Papisten gewesen und daß er von seiner Wiege an in dem gröbsten Aberglauben

und Götzendienst auferzogen worden sei; es habe aber — fügt er hinzu — Gott gefallen, seine eigne Vernunft zum glücklichen Werkzeug seiner Bekehrung zu machen. Er sei — sagt er anderwärts — von seinem sechzehnten Jahre an so eifrig gegen das Papstthum geworden, als er hernach immer gewesen.

In diesem Alter, im Jahre 1687 nämlich, verließ er die Schule zu Rhedkastle, nahe bei Londonderry in Nordirland, und begab sich auf die Universität Glascow in Schottland, wohin er von der Obrigkeit von Rhedkastle ein Empfehlungsschreiben erhielt, welches seine Anhänglichkeit an die protestantische Religion besonders hervorhob. Nachdem er im Jahre 1690 in Edinburg Magister der freien Künste geworden war, hielt er sich eine Zeitlang in England bei einigen protestantischen Familien auf, bis er sich auf die holländische Universität Leiden begab, um daselbst, unterstützt von einigen Dissenters-Familien, seine Studien fortzusetzen. Er studirte dort namentlich die Kirchenväter und die heilige Schrift in der Ursprache fleißig.

Schon früh besaß Toland einen hohen Grad von Eitelkeit, so daß von ihm erzählt wird, er habe sich schon frühe in den Kopf gesetzt, das Haupt einer Secte zu werden, und in seinem vierzehnten Jahre bereits sich mit der Hoffnung geschmeichelt, vor seinem vierzigsten Jahre soviel Aufsehen in England zu machen, wie Cromwell gethan, und ebensoviele Unruhen, wie dieser, zu veranlassen. Von Leiden nach England zurückgekehrt, rühmte er sich großprahlerischer Weise des näheren Umgangs mit berühmten Leidener Gelehrten, mußte aber die Demüthigung erleiden, daß zwei derselben die Ehre seiner näheren Bekanntschaft ablehnten.

Schon vor seiner Reise nach Holland hatte Toland unter dem Titel „der Stamm Levi" ein scharfes Schmähgedicht gegen die Hierarchie veröffentlicht, worin er gleich zu Anfang sagt: seitdem Plagen zur Geißel der Menschheit bestimmt worden und Aegypten mit zehn Plagen heimgesucht gewesen sei, könne

man keine größere und dem gemeinen Wesen beschwerlichere Plage denken, als die arge Plage, daß es Priester gebe. Auf dieses Toland'sche Schmähgedicht erschien gleich darauf ein äußerst bitteres Gegengedicht, worin Toland persönlich angegriffen und allerlei schmähliche Geschichten von ihm erzählt werden, die man dann später als baare Münze nahm, ohne der unlautern Quelle Rechnung zu tragen, aus welcher sie geflossen.

In London gab Toland im Jahre 1696, ohne seinen Namen zu nennen, in englischer Sprache eine Schrift unter dem Titel heraus: „Das Christenthum ohne Geheimniß, oder eine Abhandlung, darin gezeigt wird, daß in dem Evangelium Nichts wider und auch Nichts über die Vernunft enthalten sei und daß die Lehren des Christenthums nicht eigentliche Geheimnisse genannt werden können." Er spricht sich darin über die Vernunft und ihr Verhältniß zum Evangelium aus. Bei der zweiten Auflage, auf deren Titel sich Toland als Verfasser nannte, fügte er eine Vorrede bei, worin er sein unglückliches Zeitalter beklagt, da Niemand ohne die größte Gefahr öffentlich sagen dürfe, was er in religiösen Dingen denke; nichtsdestoweniger habe er diese Arbeit unternommen, um damit sowohl dem Aberglauben, als der Gottlosigkeit einen Zaum und Gebiß anzulegen. Aus seiner Schrift könnten sich weder die Gottesläugner und andere Feinde der Religion ihre Waffen holen, noch die gläubigen Christen durch dieselbe Gefahr und Schaden für ihre Seelen haben, da seine Absicht lediglich dahin gegangen sei zu behaupten, der Gebrauch der Vernunft in geistigen und religiösen Dingen sei nicht so gefährlich. Diejenigen aber, die da meinten, er rede anders, als er denke, und wolle durch eine scheinbare Vertheidigung der Religion, dieselbe verrathen und untergraben, thäten ihm ganz und gar Unrecht; seine Absicht sei ohne Tadel und sein Thun aufrichtig: er suche die scholastischen Kunstwörter aus der Religion aus-

zufegen, und dieselbe bloß auf die heilige Schrift zu gründen. Auch sei er kein Feind aller Geistlichen und des ganzen Gottesdienstes, weil er die Geistlichen als Urheber aller der Unruhen bezeichnet habe, die der Religion wegen entständen; vielmehr habe er vor denjenigen Dienern der Religion, die ihr Amt wohl verwalteten, die größte Hochachtung.

Toland sucht zunächst zu beweisen, daß Nichts im Evangelium gegen die Vernunft sei. Um nichts — sagt er — macht man gegenwärtig größern Lärm, als um das, was man am wenigsten zu verstehen allgemein gesteht, nämlich um die Geheimnisse der christlichen Religion. Die Theologen sagen uns, wir müßten verehren, was wir nicht begreifen, und doch wollen sie ihre zweifelhafte Auslegung den übrigen Menschen aufdringen, wobei das Schlimmste das ist, daß sie so wenig selbst mit einander übereinstimmen, daß man dem Einen als ein Ketzer erscheint, wenn man für den Andern ein Rechtgläubiger ist.

Als Norm für die Auffassung der christlichen Geheimnisse werden von den Einen die Kirchenväter aufgestellt; allein diese stimmen untereinander selbst nicht überein, und überdieß ist ihnen selbst nie eingefallen, eine Autorität werden zu wollen. Andere verlangen, man solle sich nach gewissen Lehrern richten, die für rechtgläubig erklärt sind; allein diese waren von der gleichen Natur, wie sie selbst, und haben kein Vorrecht über uns. Andere geben bei der Auflösung der Geheimnisse die entscheidende Stimme einem allgemeinen Concil oder einem Haupte der Kirche. Besser ist es, wenn man die heilige Schrift entscheiden läßt; allein man läßt dabei oft die Schrift im Sinne irgend einer unächten Philosophie oder eines Kirchenformulars reden.

Im Gegensatz gegen alle diese Prinzipien der Autorität erklärt nun Toland die Vernunft für die einzige Grundlage aller Gewißheit; und jede Wahrheit, mithin auch der Satz von der Göttlichkeit der Schrift, kann erst auf Vernunftgründe hin angenommen werden. Da nun der Beweis für die Göttlichkeit

der Schrift von der Vernunft abhängt, wie können wir, wenn dem klaren Lichte derselben irgendwie widersprochen werden darf, von der Unfehlbarkeit der erstern überzeugt werden?

Sagt man, die heilige Schrift gebe sich selbst Zeugniß, so heißt das den Koran der Muselmänner ebenfalls bestätigen. Und es wäre ein merkwürdiger Beweisgrund, wenn man einem Heiden sagen wollte, die Kirche habe es erklärt, da ja eben alle religiöse Gesellschaften ebensoviel für sich selbst sagen, wenn wir ihr Wort gelten lassen. Glauben wir aber an die Göttlichkeit der Schrift nicht in Folge der bloßen Behauptung der Schrift selbst, sondern in Folge eines wirklichen Zeugnisses, bestehend in der Evidenz ihres Inhaltes, also auf ihre unzweifelhaften Wirkungen, und nicht auf Worte oder Buchstaben hin, was heißt dieß anders, als die Göttlichkeit der Schrift aus der Vernunft beweisen?

Was in der Schrift geoffenbart ist, nehmen wir nicht einzig und allein deßwegen an, weil es geoffenbart ist, sondern außer dem unfehlbaren Zeugniß der Offenbarung müssen wir an ihrem Gegenstand die unbestreitbaren Züge der göttlichen Weisheit und gesunden Vernunft entdecken, welches die einzigen Merkmale sind, an denen wir die Offenbarungen und den Willen Gottes von der trüglichen Ueberlieferung der Menschen unterscheiden können. Was ist nun aber die Vernunft? Sie ist dasjenige Vermögen der Seele, welches die Gewißheit einer zweifelhaften oder dunkeln Sache durch die Vergleichung derselben mit etwas klar Gewußtem entdeckt. Was klaren und bestimmten Ideen oder unsern Gemeinbegriffen widerspricht, ist gegen die Vernunft. Diejenigen täuschen sich selbst und Andere, welche Beistimmung zum Widersprechenden aus dem Grunde fordern, weil Gott Alles thun könne. Ganz richtig! Daß aber ein reines Nichts Gegenstand seiner Macht sei, ist undenkbar, und jeder Widerspruch, jede Unmöglichkeit, ist ein reines Nichts.

Die Vernunft als Kraft ist in jedem gesunden Menschen

ganz vollständig und gesund; der Gebrauch der Vernunft kann allerdings verdorben sein, jedoch nur durch unsere eigene Schuld, durch Nachgiebigkeit gegen Neigungen, sinnliche Richtungen u. dergl. Aber diese zufälligen Unordnungen sind nicht die Vernunft, sondern sie sind der Vernunft entgegengesetzt. Bei ernstem Nachdenken können wir unsere Fehler einsehen und finden, daß das, was wir für höchst unvernünftig hielten, uns nur wegen oberflächlicher Untersuchung so geschienen hat, oder wegen Mangels an den erforderlichen Hülfsmitteln, wegen Anhänglichkeit an Autoritäten und Grundsätze, die wir auf Treu und Glauben angenommen hatten, wegen unregelmäßiger Neigungen, selbstsüchtiger Interessen oder Parteihasses.

Die Offenbarung hat nur den Zweck, uns die Kenntniß gewisser Wahrheiten faktisch mitzutheilen; allein der Grund der Ueberzeugung von diesen Wahrheiten muß in ihrem Gehalte selbst liegen; die Offenbarung ist nur der Weg, auf welchem wir zur Kenntniß einer Wahrheit kommen, nicht der Grund, aus welchem wir eine Wahrheit glauben. Wer sich nicht scheut zu sagen, er könne einen offenbaren Widerspruch gegen die Vernunft glauben, wenn er ihn in der Schrift enthalten finden würde, der rechtfertigt damit alle mögliche Abgeschmacktheiten, und macht, indem er ein Licht dem andern entgegensetzt, offenbar Gott zum Urheber aller Ungewißheit. Alle Lehren und Gebote des Neuen Testaments müssen, wenn es wirklich göttlich ist, mit der natürlichen Vernunft und unsern Gemeinbegriffen übereinstimmen.

Die Lehre Christi konnte durch ihre Evidenz auf die Billigung der Heiden Anspruch machen, und durch ihre Uebereinstimmung mit den alttestamentlichen Vorbildern und Weissagungen auf die Beistimmung der Juden. Aber wozu denn alle die Wunder, wenn die Lehre unbegreiflich und widersprechend und wir verpflichtet wären, geoffenbarten Unsinn zu glauben? Die ganze Beschaffenheit des Neuen Testamentes, die Ordnung und Methode der Entwicklung des Einzelnen, der

meist leichte und einfache Styl legt ein Zeugniß für die Vernünftigkeit und Faßlichkeit der christlichen Religion ab. Wer im Neuen Testament den Schmuck vermißt, den er bei Philosophen und Rednern findet, der bedenkt nicht, daß der Zweck der evangelischen Schriftsteller nicht der war, zu imponiren, sondern Unwissenheit zu vertreiben, Aberglauben zu entwurzeln, Wahrheit zu verbreiten und Umgestaltung der Sitten, Befreiung der Gefangenen zu predigen — d. h. den Genuß christlicher Freiheit den Sclaven der levitischen und heidnischen Priesterschaft — und reuigen Sündern Erlösung anzukündigen.

Nur den Meinungen und Wünschen ausschweifender Menschen ist das Evangelium entgegen; es ist nur denen verborgen, deren Gemüther verblendet sind durch den Gott dieser Welt und denen, welche der Unwissenheit und einfältigen Leichtgläubigkeit ihrer Brüder nachleben; es ist wider das falsche Denken Aller, die nicht wissen wollen, was Nachdenken und Betrachten heißt, aber es ist nicht über den Bereich ihrer Vernunft, wenn sie ihre Fähigkeiten besser fördern.

Nicht aber bloß gegen die Vernunft ist nichts im Evangelium; auch nichts Uebervernünftiges oder Geheimnißvolles ist darin. Soll Alles dasjenige übervernünftig oder ein Geheimniß sein, von dessen Eigenschaften oder Wesen wir keine entsprechende Idee haben, so würde Alles zuletzt übervernünftig sein, da wir Nichts schlechthin, d. h. seinem Wesen nach, kennen, sondern immer nur soweit, als es zu uns in irgend einer Beziehung steht. Was in der Religion geoffenbart ist, das kann und muß, da es höchst nützlich und nothwendig ist, ebenso leicht verstanden und mit unsern gewöhnlichen Begriffen übereinstimmend gefunden werden, als was wir von Holz, Stein, Luft, Wasser u. dergl. wissen. Legen wir uns solche Lehren mit derselben Vertrautheit aus, wie wir bei natürlichen Dingen thun, — und ich behaupte, das können wir —; so kann man bei jenen ebensogut sagen: wir begreifen sie, wie bei diesen.

Die Heiden bekleideten ihre Religion, um sie nicht nackt zu sehen, mit verschiedenen Ceremonien, Opfern u. dgl., und übten die höchsten Handlungen des Cultus im Allerheiligsten. Jedoch weihten die Priester Einzelne in die Bedeutung des Cultus ein, und so ist nach heidnischem Sprachgebrauch das Geheimniß etwas an sich Verständliches, das aber von Andern so verhüllt worden ist, daß ohne besondere Offenbarung die Einsicht in dasselbe nicht möglich wäre.

Gewisse Offenbarungen Gottes werden Geheimnisse genannt, nicht wegen irgend einer Unbegreiflichkeit oder Dunkelheit, sondern mit Beziehung auf das, was sie vor dieser Offenbarung waren; andere Lehren heißen Geheimnisse, weil sie dem Volke Gottes unbekannt oder wenigstens bis auf die Zeit des Neuen Testamentes nicht klar und vollständig geoffenbart, sondern in Bildern und Zeichen verschleiert waren. Die Geheimnisse des Evangeliums waren gewisse an sich wohl begreifliche Dinge, welche aber wegen des Schleiers, unter dem sie früher verborgen gewesen, Geheimnisse genannt wurden. Unter dem Evangelium ist dieser Schleier gänzlich gehoben, und verdienen solche Lehren jetzt nicht mehr im eigentlichen Sinne den Namen Geheimnisse. Folglich müssen die unbegreiflichen Geheimnisse der Religion von Jedem, der die Schrift und die Vernunft aufrichtig achtet, aufgegeben werden.

Dem Charakter des Urchristenthums widerspricht es durchaus, daß Geheimnisse in demselben gewesen seien. — Wenn Christus die reinste Moral vollkommen und klar predigte, den vernünftigen Gottesdienst lehrte, und die richtigen Begriffe von den himmlischen Dingen auch der schwächsten Fassungskraft leicht machte, und wenn seine Jünger an dieser Einfachheit festhielten, wie kamen dennoch Geheimnisse in das Christenthum? Ursprünglich durch Anbequemung an Judenthum und Heidenthum, indem die bekehrten Juden ihre levitischen Gebräuche und Feste, die Heiden ihre Mysterien beibehalten wollten. Damit also Einfachheit, diese edelste Zierde der Wahr-

heit, das Christenthum nicht der Verachtung der Ungläubigen aussetzen möchte, wurde es auf gleichen Fuß mit den Mysterien der Ceres und den Orgien des Bacchus gesetzt.

Als nun gar die Philosophen es in ihrem Interesse fanden, Christen zu werden, wurde es von Tag zu Tag geheimnißvoller, indem diese unter dem Vorwande, das Christenthum durch Philosophie zu vertheidigen, Beides so vermischten, daß, was bisher Jedem deutlich war, nur noch Gelehrten verständlich blieb. Als die höchste Obrigkeit das Christenthum offen schützte, wurde dasselbe vollends verheidnischt, sofern die neu erfundenen christlichen Mysterien den alten Mysterien der heidnischen Religion nicht bloß in dem Namen, sondern auch in den Vorbereitungen und Stufen der Einweihung völlig gleich wurden. Die neuen Mysterien wurden über den Bereich alles Sinnes und aller Vernunft in Sicherheit gebracht, und damit ja Keiner vom Klerus diese erhabnen Mysterien den profanen Laien entdecken möchte, fand man es passend, das Verständniß derselben selbst dem heiligen Stamme unmöglich zu machen. Ich muß mich jener Kirchenväter geradezu schämen, welche gemacht haben, daß so ordinäre Handlungen, wie Broteßen, Weintrinken, in Wasser tauchen oder damit waschen, für schreckliche und unaussprechliche Geheimnisse gelten. Es sind sehr verständliche und angemessene Sinnbilder, sehr bezeichnend für die Dinge, die sie darstellen, aber sie enthalten nichts Schreckliches oder Verborgenes, noch viel weniger etwas Unaussprechliches oder Unfaßliches.

Zweierlei Glaube gibt es, einmal der Glaube, welcher stattfindet, wenn Gott selbst unmittelbar zu uns spricht, und dann, wo wir auf die Worte und Schriften Solcher uns verlassen, zu welchen er, wie wir glauben, gesprochen hat. Aller Glaube, der gegenwärtig in der Welt sich findet, ist von letzterer Art, folglich ist er gänzlich auf Schlüsse gebaut. Wir müssen zuerst überzeugt sein, daß diese Schriften den Verfassern wirklich angehören, deren Namen sie tragen. Sodann prüfen

wir den äußern Zustand oder die Handlungen dieser Personen, und endlich müssen wir auch den Inhalt ihrer Werke verstehen, sonst können wir nicht entscheiden, ob sie Gottes würdig sind, folglich noch weniger sie fest glauben. Der Glaube kommt vom Hören, aber ohne Verstehen wäre das Hören Nichts, zum Beweis, daß alles Glauben ein Wissen und Verstehen zu seiner Bedingung hat.

Der Gegenstand des Glaubens muß ferner für Alle verständlich sein, weil das Glauben unter Androhung der Verdammniß befohlen wird. Verpflichtung des Glaubens setzt die Möglichkeit des Verstehens voraus. Endlich können wir nur, wenn der Glaube eine verständige Ueberzeugung ist, Andern Rechenschaft von unserer Hoffnung geben. Dadurch wird der Werth der Offenbarung keineswegs herabgesetzt, im Gegentheil, keine Thatsache kann ohne Offenbarung gewußt werden; was aber einmal geoffenbart ist, das müssen wir ebenso gut verstehen können, als sonst irgend etwas in der Welt.

Ein Wunder ist eine alle menschliche Kraft übersteigende Handlung, welche die Naturgesetze vermöge ihrer gewöhnlichen Wirksamkeit nicht vollbringen können. Nun kann, was der Vernunft widerspricht, kein Wunder sein; denn Widerspruch ist nur ein anderer Name für die Unmöglichkeit oder Nichts. Folglich muß auch das Wunder an sich etwas Begreifliches und Mögliches sein, ob auch die Weise, wie es geschieht, etwas Außerordentliches ist, und die Ausführung desselben muß dem Urheber der Natur, der allen ihren Prinzipien nach Belieben gebieten kann, nothwendig leicht sein. Uebrigens geht Gott mit den Wundern nicht verschwenderisch um; der Gang der Natur wird nicht geändert, aufgehalten oder beschleunigt, es sei denn für irgend einen wichtigen, vernünftigen, der göttlichen Weisheit und Majestät würdigen Zweck. —

Das Werk Toland's: „Das Christenthum ohne Geheimniß" machte sogleich bei seinem ersten Erscheinen großes Aufsehen und wurde der Gegenstand vieler literarischen Angriffe

und Bekämpfungen. In Irland, wohin das Werk ebenfalls gesandt worden war, erschallten alle Kanzeln von Toland und seinem gottlosen Buche, so daß Einer der Großen des Reichs nicht mehr die Kirche besuchen wollte, weil man auf der Kanzel mehr von einem gewissen John Toland, als vom Herrn Jesus Christus zu reden wisse. Im Frühling des Jahres 1697 kam der Verfasser selbst nach Irland und überzeugte sich in Dublin, welche große Erbitterung gegen ihn herrschte, die er durch sein unvorsichtiges Benehmen noch vermehrte, indem er an öffentlichen Orten, in Gasthäusern und Caffeehäusern unverhohlen seine Ansichten mit großer Eitelkeit und Selbstgefälligkeit zum Besten gab.

Ein irischer Mathematiker, Molyneux, der ein Freund Locke's war, spricht sich in seinen Briefen an Locke ausführlich über diese Verhältnisse aus. Ich habe — schreibt dieser Mann an Locke — vom Verfasser des „Christenthums ohne Geheimniß" einen Besuch gehabt und hoffte aus seinem Umgange viel Vergnügen zu schöpfen. Ich halte ihn für einen ehrlichen Freidenker und guten Gelehrten; allein es herrscht hier ein Geist der Heftigkeit, der auch schon anfängt sich gegen ihn zu äußern und der, wie ich glaube, täglich zunehmen wird, da die Geistlichkeit in höchstem Grade gegen ihn aufgebracht ist. Am vorigen Sonntag wurde er hier in unserer Stadt dadurch bewillkommt, daß er von einem Prälaten dieses Landes gegen sich predigen hörte.

Später schrieb Molyneux an Locke über Toland weiter: Wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen und ohne Zurückhaltung schreiben soll, so glaube ich nicht, daß seine Benehmung in dieser Stadt vorsichtig genug gewesen ist. Er hat das Geschrei aller Parteien gegen sich erhoben, und dieß nicht sowohl wegen seiner Meinungsverschiedenheit, als vielmehr wegen seiner unzeitigen Art, davon zu reden und sie zu verfechten und auszubreiten. Caffeehäuser und öffentliche Gasthöfe sind nicht die geeigneten Orte zu ernsthaften Unterredungen über die wichtig-

sten Wahrheiten. Wenn aber auch noch ein Anstrich von Eitelkeit aus dem ganzen Umgang eines Mannes hervorblickt; so ist dieses Manchem anstößig, der sonst noch wohl vor seinem Verstand und seiner Gelehrsamkeit Achtung gehabt hätte.

Ein Geistlicher in Dublin, Peter Brown, welcher damals ältestes Mitglied des Dreieinheits-Collegiums daselbst war, schickte eine zelotische und gehässige Gegenschrift gegen Toland, unter dem Titel: „Ein Brief zur Beantwortung des Buches: Das Christenthum ohne Geheimnisse, wie auch zur Beantwortung aller derer, welche sich für die Vernunft und deren Beweise gegen Offenbarung und Geheimnisse erklären", in die Welt. Darin war Toland als ein Feind aller geoffenbarten Religion, als ein fahrender Ritter, der das Haupt einer Secte und ein ebenso abscheulicher Betrüger, wie Mahommed, sein wolle. Als dieser Mann später Bischof von Cork wurde, pflegte Toland zu sagen, er habe ihn zum Bischof gemacht.

Die Angelegenheit Toland's wurde vor das Parlament in Irland gebracht, dessen Abgeordnete und Richter im Jahr 1697 eine Untersuchung des Toland'schen Werkes beschlossen und anordneten. Die gefährlichen und ärgerlichen Meinungen, die daraus hervorgesucht wurden, waren in folgenden Punkten ausgesprochen: Erstens sei schon der Titel des Buchs „Das Christenthum ohne Geheimniß" ein Vorbote, daß der Verfasser darin nichts Gutes verkündige. Zweitens habe Toland gezweifelt, ob die heilige Schrift göttlichen Ursprungs sei und göttliche Autorität habe, da er ausdrücklich erkläre, die christliche Religion enthalte nichts Geheimnißvolles und Nichts, was man nicht begreifen könne. Drittens beweise Toland keine sonderliche Ehrfurcht vor dem Erlöser, da er ihn nur schlechtweg Christum oder Jesum Christum nenne, niemals aber Herrn davor setze. Viertens verachte Toland die göttlichen Anordnungen und Stiftungen der christlichen Religion, die man Sacramente nenne. Fünftens habe Toland die christliche Religion mit den Geheimnissen des Bacchus und der Ceres verglichen.

Als Toland von den Verhandlungen des Parlaments erfuhr, richtete er an ein Mitglied des irischen Unterhauses ein Schreiben, worin er sich und sein Buch zu rechtfertigen suchte. In der nächsten Sitzung der Commission nahmen einige Mitglieder Tolands Parthie und drangen darauf, daß Toland vorgefordert werde, um sich zu rechtfertigen; allein sie richteten damit Nichts aus; selbst das Verlangen desjenigen Mitgliedes, an welches Toland seinen Brief gerichtet hatte, daß dieser Brief vorgelesen würde, wurde nicht erfüllt, vielmehr beschlossen, daß Toland's Buch öffentlich verbrannt werden solle.

Das Urtheil des Parlaments lautete also: Das Buch, das den Titel führt „das Christenthum ohne Geheimniß", in Betracht, daß es viele Lehrsätze enthalte, die der christlichen Religion und der in Irland bestehenden Kirche zuwider sind, soll durch die Hand des Henkers öffentlich verbrannt, der Verfasser desselben aber, John Toland, soll vom Thürsteher des Unterhauses in's Gefängniß geführt und gegen ihn noch weiter wegen der Abfassung und Herausgabe dieses Buches gerichtlich vorgeschritten werden.

Nur der erste Theil dieses Urtheils konnte sofort vollstreckt werden; es wurde vor der Thüre des Parlamentshauses und auf dem Markt der Stadt Dublin feierlich den Flammen übergeben. Der andere Theil des Urtheils konnte aus dem Grunde nicht vollzogen werden, weil Toland selbst alsbald Dublin und Irland verließ und sich nach England begab. Molyneux schreibt darüber an Locke: Toland ist endlich aus diesem Reiche vertrieben; der arme Mann hatte durch sein unvorsichtiges Betragen ein solches Geschrei gegen sich erhoben, daß es sogar gefährlich für Jemand war, wenn es bekannt wurde, daß er je mit ihm umgegangen sei. Daher kam es, daß Jeder, der um seines guten Namens besorgt war, sich scheute, ihn zu sehen; und dieß ging so weit, daß es ihm zuletzt an einer Mahlzeit fehlte und ihn Niemand an seinem Tisch haben wollte. Da der kleine Vorrath von Geld, den

er in dieses Land mitgebracht hatte, erschöpft war, so fing er an, von Jedem zu borgen, der ihm eine halbe Krone leihen wollte, und machte für Perücken, Kleidung und Wohnung Schulden.

Nach seiner Ankunft in England gab Toland eine anonyme Apologie seiner Person und seines Buchs heraus, unter dem Titel: „Eine Apologie für Herrn Toland, in einem Briefe von ihm selber an ein Mitglied des Unterhauses in Irland, den er am Tag zuvor, ehe sein Buch verbrannt wurde, geschrieben hat. Nebst einer Erzählung, welche die Veranlassung zu dem besagten Briefe meldet." Diese Schutzschrift erschien im Jahr 1697, in zweiter Auflage im Jahr 1701. Später hat er sich selbst als Verfasser derselben bekannt.

Nach solcherlei Erfahrungen hielt es Toland für gut, sich nicht mehr in Religionsstreitigkeiten einzulassen; er hat außer dieser Apologie seinen Gegnern gar Nichts erwidert, und bekannte selber später, daß er vieles in seinem verurtheilten Buche nicht reiflich genug überlegt habe, sei er doch damals erst ein Schriftsteller von fünfundzwanzig Jahren gewesen. Ueberdieß ruft er den unsterblichen Gott zum Zeugen an, daß er das Buch mit redlichem und aufrichtigem Sinne geschrieben und an der Allmacht, Weisheit und den übrigen Eigenschaften Gottes nicht im Geringsten gezweifelt, noch den Samen der Gottlosigkeit auf irgend eine Weise unter den Menschen habe ausstreuen wollen; er habe auch nicht den geringsten Verdacht hierzu in seinem ganzen Buche gegeben.

Toland wandte sich jetzt politischen Studien zu und schlug sich zur Partei der Whigs, die als Republikaner gelten. Im Interesse dieser Partei gab er im Jahre 1699 die Gesammtwerke des Dichters Milton, der ein eifriger Republikaner war, nebst einer Biographie desselben heraus, worin er den Dichter als eifrigen Verfechter der bürgerlichen Freiheit rühmt.

Diese Lebensbeschreibung Miltons zog ihm jedoch neue Feinde zu, da er darin unverhohlen seinen Widerwillen gegen

Karl den Ersten und die ganze königliche Macht aussprach. In der englischen Literatur und in der Geschichte des genannten Königs kommt nämlich eine vertheidigende Denkschrift, unter dem Titel: „Das Bild des Königs" vor, von welcher man allgemein glaubte, dieselbe sei von diesem Könige selbst in seinem Gefängnisse geschrieben worden. Schon Milton hatte die Aechtheit derselben bestritten, Toland stimmte dieser Ansicht bei und suchte dieselbe näher zu begründen.

Wenn ich bedenke — fährt Toland weiter fort —, wie dieß Alles in einer Zeit von vierzig Jahren unter uns sich zugetragen, und zwar zu einer Zeit, da Gelehrsamkeit und Verstand so hoch gestiegen sind, und da die eine Partei die Kunstgriffe und Handlungen der andern mit größter Aufmerksamkeit beobachtet; wenn ich mir ferner vorstelle, was für eine Veränderung in geistlichen und weltlichen Dingen durch das Ansehen dieser Schrift entstanden ist; so höre ich auf, mich zu verwundern, wie es möglich gewesen, daß so viele Schriften Christo, seinen Aposteln und andern berühmten Männern in den ältesten Zeiten des Christenthums fälschlich haben zugeeignet und beigelegt werden können. Ich zweifle auch, ob die Unächtheit vieler andern Bücher von der Art bisher habe entdeckt werden können und zwar wegen der großen Entfernung der Zeit und des Mangels solcher Urkunden, woraus man eine sichere und gewissere Erkenntniß schöpfen könnte. Dieser Zweifel wird desto wahrscheinlicher, wenn man bedenkt, wie gefährlich es allezeit für den schwächern Theil gewesen, die Schelmereien ihrer Widersacher zu entdecken und zu eröffnen, und wenn man ferner erwägt, daß die herrschende Partei allen möglichen Fleiß und Sorgfalt angewendet habe, alle die Bücher, die nicht zu ihrem Kram taugten, entweder zu verbrennen oder auf eine andere Art bei Seite zu schaffen. Und zu dergleichen Unternehmungen hätten sich damals viele Leute entweder um der gegebnen Gesetze willen oder aus einer religiösen Furcht bereit und willig finden lassen.

Ein großes Geschrei erhob sich nunmehr gegen Toland, es erschienen eine Menge Gegen- und Schmähschriften von Seiten der Königspartei, wie der Theologen. Man hielt die geheiligte Majestät der Könige, den ehrwürdigen Stand der Bischöfe, die bestconstituirte Kirche von der Welt, die heilige Liturgie, die Autorität der Concilien, das Zeugniß der Väter und hundert andere Dinge, die man tief verehre, für angegriffen. Anfangs schwieg Toland auf alles das Zeug, das gegen ihn erschien, nur zur Beantwortung zweier gegen ihn erschienenen Schriften vertheidigte er sich in einer Schrift, die er im Jahr 1699 unter dem Titel herausgab: „Amyntor oder Vertheidigung des Lebens Milton's."

Das gewaltige Aufsehen, welche Tolands Lehren in England erregten, veranlaßte eine Versammlung der Geistlichkeit, im Jahr 1700 an die Bischöfe ein Schreiben zu richten, worin unter Hinweisung auf die gefährlichen Sätze Toland's, deren Verdammung gefordert wurde. Die Bischöfe fügten noch einen von den Geistlichen übersehenen Satz hinzu, wornach Toland gelehrt haben sollte, daß die heilige Schrift keinen Glauben fordere, und daß man nicht verbunden sei, allem demjenigen, was dieselbe enthalte, nothwendig Beifall zu geben, weil sie nur, gleich andern Büchern, die Mittel enthalte, den Menschen gewisse Einsichten beizubringen.

Toland widerrief den von den Bischöfen angezeigten Satz und suchte sich durch Erläuterung oder Beschränkung der übrigen aus dem Handel zu ziehen. Ob man nun gleich einigen Zweifel an der Aufrichtigkeit Tolands hatte, so ließen es doch die Bischöfe dabei bewenden, ohne seine Lehren und Schriften zu verdammen.

Im Jahre 1701 machte Toland eine Reise nach Deutschland, auf welcher er besonders in Berlin von der Königin von Preußen sehr gnädig aufgenommen wurde, die ihn häufig in ihre Unterhaltung zog. Im Jahre 1702, nach seiner Rückkehr nach England, gab er eine Selbstvertheidigung gegen die An-

klagen der Geistlichkeit heraus, unter dem Titel: «Vindicius Liberius». Im Jahre 1704 veröffentlichte er in englischer Sprache einige philosophische Briefe, von welchen drei der „Serena“ zugeschrieben waren, unter welcher er die Königin von Preußen verstand. Der Titel ist: „Briefe an die Serena, welche enthalten erstens den Ursprung und die Macht der Vorurtheile, zweitens die Geschichte der Unsterblichkeit der Seele unter den Heiden, drittens den Ursprung des Götzendienstes und die Gründe des Heidenthums.“

Den Ursprung der Vorurtheile findet Toland darin, daß wir an den Vorurtheilen unserer Eltern gleich von unserer Geburt an so großen Antheil nähmen, indem man schon bei der Geburt mancherlei abergläubische Gebräuche beobachte, die schon bei dem Kinde einen dunkeln Eindruck machten. Die Ammen, die aus den niedrigsten Ständen genommen würden, redeten den Kindern allerhand tolle Dinge von Gespenstern und Poltergeistern vor, wodurch in den zarten Gemüthern Schrecken und Furcht entstände; Bediente und Mägde schwatzten von Zauberei und Sterndeuterei und andern Possen. Der Unterricht der Jugend auf Schulen und Universitäten befestige dann die eingeimpften Vorurtheile; die Schulen seien mit lauter Dämonen, Nymphen, Genien, Satyrn, Waldteufeln, Gesichten, Vorbedeutungen und Wunderwerken angefüllt; und die Universitäten seien rechte Pflanzschulen der Vorurtheile, indem den Studenten statt der Weisheit und Gelehrsamkeit lauter Narrenpossen und Spielwerk vorgesetzt werde. Ferner hätten sich die Geistlichen in der Ausbreitung von Irrthümern überaus geschäftig bewiesen, während doch Jedermann in dem Wahne sei, sie lehrten die lautere Wahrheit.

Im Frühling des Jahres 1709 reiste Toland abermals nach Deutschland, von Berlin nach Hannover, Düsseldorf, Wien und Prag. In Holland hielt er sich längere Zeit auf und gab im Haag 1709 in lateinischer Sprache ein Werk unter dem Titel heraus: „Der Mensch ohne Aberglauben.“

Indem Toland den Zweck hatte, den römischen Geschichtschreiber Titus Livius von dem Verdacht des Aberglaubens zu befreien, in welchen derselbe durch seine vielen Wundergeschichten gerathen war, sucht er zu beweisen, daß die Gottesläugner dem Staate nicht so gefährlich seien, als die Abergläubischen. Die Schrift ist dem Freunde Tolands, Anton Collins gewidmet.

Toland hatte dieses Werk an den berühmten deutschen Philosophen Leibnitz gesandt, welcher im Jahr 1709 an den Verfasser ein Schreiben richtete, worin es unter Anderem heißt: Was Ihre Hauptsache betrifft, so gebe ich zu, daß man den Aberglauben nicht scharf genug angreifen könne, man muß nur zu gleicher Zeit die Mittel zeigen, wodurch man denselben von der wahren Religion unterscheiden kann, sonst steht man in Gefahr, durch den Umsturz des Einen das Andere empor zu bringen, denn die Menschen sind gewöhnt, von einem Extrem in's andere zu verfallen; ich hoffe darum, daß Sie Sich bemühen werden, die Wahrheit aufzuklären, gleichwie Sie Sich bisher haben angelegen sein lassen, die Lügen zu verwerfen. Sie erwähnen öfters die Meinung derer, die da glauben, daß kein anderer Gott sei oder kein anderes ewiges Wesen, als die Welt, d. h. die Materie und deren Verbindung. Allein gleichwie diese Meinung schädlich und schlecht begründet ist, also wollte ich wünschen, daß sie dieselbe nicht vorgebracht hätten, ohne eine hinlängliche Widerlegung beizufügen; es wäre allezeit besser, daß man das Gegengift nicht so lange nach dem Gifte nachbrächte.

Im Jahre 1718 gab Toland ein neues Werk heraus unter dem Titel: „Der Nazarener oder das jüdische, heidnische und türkische Christenthum.“ Als sich nämlich Toland im Jahr 1709 in Holland aufhielt, machte er eine Entdeckung, auf die er sich nicht wenig einbildete. Es kam ihm das muhamedanische Evangelium in die Hände; er wundert sich, daß man von der Religion der Türken so wenig wisse, da doch dieselben nach seiner Meinung in gewissem Sinne als eine besondere Secte der Christen angesehen werden könnten.

Im Jahre 1720 gab Toland eine Schrift heraus, die er „Tetradymus", d. h. Vierling, nannte, weil sie vier einzelne Abhandlungen verschiedenen Inhalts enthielt. Nur die Eine ist für uns von Belang, sofern darin Toland beweisen will, daß die Wolken- und Feuersäule bei den Israeliten in der Wüste kein Wunder gewesen sei, sondern aus Rauch und Feuer bestanden habe, das vor dem Volke vorangetragen worden wäre, als Feldzeichen, das eine bei Tag, das andere bei Nacht, wie ja unter allen morgenländischen Völkern ähnliche Zeichen üblich gewesen wären, wenn ein Kriegsheer durch ein wüstes und unbekanntes Land ziehe.

In demselben Jahre erschien von Tolaud anonym eine andere Schrift, die eine Art von Glaubensbekenntniß war, unter dem Titel: „Pantheistikon", welches er nur in wenigen Exemplaren hatte drucken lassen, die er, selbst im Lande herumreisend, theuer verkaufte. Schon in seinem „Nazarener" hatte er die Erscheinung dieser Schrift angekündigt, indem er in der Vorrede sagte: Künftig will ich mit Gottes Hülfe deutlich von meiner Religion Rechenschaft geben, da ich mich alles gelehrten Schmuckes enthalten und Alles in einigen Sätzen ohne Erklärungen, welche die Sache vielleicht verdunkeln könnten, abfassen werde. Zum Voraus verspreche ich, daß dieß zwar nicht die Religion eines leblosen Urwerks oder eines albernen Bauers sei, die etwa in dummer Ehrerbietung vor einmal angenommenen Glaubensregeln oder einer gewissen Anzahl Gebräuchen, die man aus Gewohnheit so mitmacht, bestehet; sondern vielmehr ein vernünftiger Gottesdienst und ungezwungene Frömmigkeit heißt. Man wird hier mehr zu thun finden, als bloß zu glauben; doch will man auch Nichts für eine Pflicht ausgeben, als was den Zustand des Menschen verbessern kann, sowie man auch keine Lehrsätze angeben wird, als solche, die von sich selbst den Menschen zu einer fleißigen Uebung und Erkenntniß leiten.

Die pantheistischen Brüder — sagt Toland in dieser

Schrift — leben in großer Anzahl zu Paris und Venedig, in allen holländischen Städten, insonderheit zu Amsterdam; ja es finden sich viele von denselben an dem römischen Hofe. Allein in der größten Menge trifft man sie in London an, wo gleichsam der eigentliche Sitz und die Residenz ihrer ganzen Secte ist. Viermal halten die Glieder dieser Gesellschaft im Jahre große Versammlungen, nämlich in den Solstitien und in den Tag- und Nachtgleichen, weil diese Zeiten am besten geeignet sind, um den Verstand an die große Revolution des ganzen Universums zu erinnern. Zu der Ehre, diesen Versammlungen beizuwohnen, gelangt man nur durch einen einhelligen Beschluß der ganzen Brüderschaft; sowie man auch aus der Gesellschaft ausgestoßen werden kann, wenn dies die meisten Stimmen beschließen.

Im Jahre 1718 ließ Toland die vorgebliche Weissagung des heiligen Maleachi, Erzbischofs von Armagh, mit Erläuterungen, in englischer Sprache erscheinen, indem er den baldigen Untergang der päpstlichen Herrschaft darzuthun suchte. Das Buch hat den Titel: „Das Schicksal von Rom oder die Wahrscheinlichkeit einer schnellen und gänzlichen Vernichtung des Papstes, welche theils aus verschiedenen natürlichen Gründen und politischen Beobachtungen, theils aus der berühmten Prophezeihung des heiligen Maleachi, Erzbischofs von Armagh, aus dem dreizehnten Jahrhundert, hergeleitet wird. Nebst dieser merkwürdigen Schrift, welche die sinnbildliche Schilderung aller Päpste von damals bis zu ihrem gänzlichen Sturze enthält, welche nicht nur vollständig herausgegeben, sondern auch noch in ein größeres Licht gesetzt wird, als es bis dahin gehabt hatte.“

In den letzten Jahren seines Lebens war Toland noch in verschiedene Streitigkeiten verwickelt. Etwa vier Jahre vor seinem Tode hatte er zu Putney, nahe bei London gewohnt; doch pflegte er den größten Theil des Winters in London zuzubringen. Im Winter 1721 wurde er hier bedenklich krank

und kehrte nach Putney zurück, wo sich sein Zustand soweit besserte, daß er sogar arbeiten konnte. Er starb am elften März 1722. Ein Freund von Toland, der sein Leben beschrieb, sagt von ihm, daß er während seiner Krankheit eine wahre philosophische Geduld bewiesen, den Tod ohne Unruhe betrachtet und von seinen Freunden mit den Worten, er gehe schlafen, Abschied genommen habe.

Einige Tage vor seinem Tode hatte er sich folgende Grabschrift in lateinischer Sprache aufgesetzt, die wir in deutscher Uebersetzung wiedergeben:

Hier liegt
Johannes Toland,
Welcher in Irland nahe bei Deria geboren war,
In Schottland und Irland studierte,
Was er auch in Oxford als Jüngling that,
Und, nachdem er einigemal Deutschland besucht,
Sein Leben in der Nähe von London hinbrachte.
Er war ein Pfleger aller Wissenschaften,
Und mehr als zehn Sprachen kundig,
Ein Vorkämpfer der Wahrheit,
Ein eifriger Freund der Freiheit;
Keines Menschen parteiischer Anhänger,
Konnte er weder durch Drohungen, noch durch Unglück abgehalten werden,
Das Leben zu vollenden, das er sich erwählt hatte,
Da er dem Angenehmen die Ehre vorzog.
Als Geist wird er mit dem himmlischen Vater,
Von welchem er einst ausging, verbunden;
Während sein Leib, dem Gesetze der Natur folgend,
In dem mütterlichen Schooße ruht.
Auferstehen wird er in der Ewigkeit,
Aber niemals wird er derselbe Toland bleiben!
Er war am 30. Nov. geboren.
Das Uebrige nehme man aus seinen Schriften.

Vier Jahre nach seinem Tode, im Jahr 1726, kamen noch zwei Bände, in englischer Sprache, zu London heraus, unter dem Titel: „Sammlung verschiedener Schriften des

Herrn Johann Toland, zum Erstenmal aus den Handschriften des Verfassers herausgegeben, mit einigen besondern Nachrichten über sein Leben und seine Schriften." Schon im Jahre 1722, noch bei Lebzeiten Tolands, war in Hamburg eine Lebensbeschreibung desselben in lateinischer Sprache von Mosheim veröffentlicht worden, welche mehr historische Glaubwürdigkeit und Unbefangenheit des Urtheils in Bezug auf Toland besitzt, als eine nach dessen Tode in englischer Sprache vom Buchhändler Curl, einem Freunde Tolands, herausgegebene Biographie.

In letzterer heißt es übrigens doch: „Man muß gestehen, daß Toland seine Talente besser hätte anwenden können, als er gethan hat; allein er hatte das Unglück, in eine schlechte unvorsichtige Lebensart zu fallen, bei welcher er bis an seinen Tod blieb, ungeachtet der wiederholten Ermahnungen und Erinnerungen seiner besten Freunde. Es wäre zu wünschen, er hätte bedacht, daß Verstand und Gelehrsamkeit nicht viel helfen, Jemand in der Welt beliebt und geschätzt zu machen, wenn sie sich nicht mit jenen geselligen Tugenden vereinigen, die sowohl die Zierden, als die Pflichten eines Jeden sind."

Sechstes Capitel.

Anthony Collins.

Die Repräsentanten der religiösen Aufklärung in England, welche wir bisher betrachtet haben, forderten und bethätigten durch ihre Untersuchungen das freie Denken in Sachen der Religion als ein unveräußerliches Recht der menschlichen Vernunft. Das freie Denken förmlich als Prinzip nicht bloß ausgesprochen, sondern gründlich verfochten und gegen Einwendungen sicher gestellt zu haben, ist das Verdienst des würdigen und achtbaren Collins.

Anthony Collins war im Jahre 1676 zu Heston in der Grafschaft Middelsex geboren und der Sohn des Ritters Heinrich Collins, welcher ein großes Vermögen besaß. Nachdem der junge Collins in der Schule zu Eaton bei Windsor den ersten Unterricht erhalten hatte, erhielt er seine weitere Ausbildung im königlichen Collegium zu Cambridge, und widmete sich dann im Collegium der Rechtsgelehrten zu London dem Studium der Rechtswissenschaft, woran er jedoch wenig Gefallen fand. In seinem zweiundzwanzigsten Jahre vermählte er sich mit einer Tochter des damaligen Rathsherrn und nachmaligen Lordmajors Child in London und hatte von ihr zwei Söhne und zwei Töchter.

In seinem siebenundzwanzigsten Jahre wurde er mit dem damals zweiundsiebenzigjährigen Locke bekannt, der damals bei Ritter Masham zu Oates in Essex lebte. Es entstand zwischen beiden ein freundschaftlicher Briefwechsel, der dem jugendlichen

Collins zu hoher Ehre gereicht. Ich bin — so schreibt Locke an Collins — ein armer, unwissender Mann, und wenn ich mich irgend einer Sache zu rühmen habe, so ist es die, daß ich die Wahrheit aufrichtig liebe und suche, ohne mich darum zu bekümmern, wem sie gefällt oder mißfällt; ich nehme Sie für einen Mann derselben Schule und so umarme ich Sie. Wenn ich jetzt erst in die Welt treten sollte, so würde ich es für ein großes Glück für mich halten, einen solchen Gefährten zu haben, wie Sie sind, der eine aufrichtige Liebe zur Wahrheit besäße, der sie eifrig mit mir suchen wollte, der sie mir unverkleidet mittheilen, und dem ich offenherzig, was ich für Wahrheit hielte, sagen könnte. Glauben Sie mir, geliebter Freund, Wahrheit um der Wahrheit willen lieben, ist das vornehmste Stück menschlicher Vollkommenheit in dieser Welt und die Pflanzschule aller übrigen Tugenden, und irre ich nicht, so besitzen Sie so viel davon, als ich irgend bei Jemand angetroffen habe. Was fehlt Ihnen also noch, sich den Tugendhaftesten gleich zu machen, und zu einem Freunde, dessen sich Jedermann würde rühmen können. Wer etwas mit Ihnen zu thun hat, muß gestehen, daß Freundschaft eine natürliche Wirkung Ihrer Gemüthsart sei, und Ihre Seele ist, wie ein edler Boden, mit zwei der schönsten Eigenschaften der menschlichen Natur angefüllt, mit Wahrheit und mit Freundschaft. Was für einen Schatz habe ich also an einem solchen Freunde, mit dem ich mich über die tiefsinnigsten Betrachtungen auf eine vortheilhafte Art unterhalten kann.

Locke hatte im August 1704, zwei Monate vor seinem Tode, einen Brief an seinen Freund Collins geschrieben, der diesem nach Locke's Tode sollte übergeben werden. Darin heißt es am Schlusse: Ich weiß, Sie liebten mich, so lange ich lebte, und werden mein Andenken bewahren, nun ich todt bin. Der ganze Nutzen, den dasselbe Ihnen gewähren soll, ist die Lehre, daß dieses Leben eine Scene der Eitelkeit ist, die schnell vergeht und keine gediegene Befriedigung gewährt,

außer in dem Bewußtsein, recht zu handeln, und in der Hoffnung eines andern Lebens. Dieß ist es, was ich aus Erfahrung sagen kann, und was Sie gegründet finden werden, wenn Sie dazu kommen, die Rechnung zu schließen. Leben Sie wohl! Ich hinterlasse Ihnen meine besten Wünsche!

Im März 1711 begab sich Collins auf einige Monate nach Holland, wo er gelehrte Bekanntschaften machte; im J. 1713, nach der Herausgabe seiner Abhandlung über das Freidenken, reiste er zum zweiten Male nach Holland, von wo er auch nach Flandern kam und Paris zu besuchen im Begriffe stand, als der Tod eines Verwandten ihn zur Rückkehr nach London veranlaßte. Im Jahre 1715 wurde Collins Friedensrichter und Unterstatthalter in der Grafschaft Essex, was er vorher in Middlesex und Westminster gewesen war. Im Jahre 1718 wurde er Schatzmeister in der Grafschaft Essex, als welcher er durch sorgfältige Verwaltung die Schulden dieses Landes auf zweckmäßige Weise in kurzer Zeit getilgt hat.

Im Jahre 1724 verheirathete er sich zum zweiten Male mit einer Tochter des Baronets Walter Wrottesly, von welcher er keine Kinder hatte. Einige Jahre vor seinem Tode nahm seine Gesundheit sichtbar ab; ein heftiger Anfall von Steinschmerzen veranlaßte seinen, im Jahre 1729, in seinem dreiundfünfzigsten Lebensjahre zu Harlay-Square erfolgten Tod. In der Oxfordischen Kapelle wurde er begraben, wo ihm seine Wittwe ein Grabmal mit lateinischer Aufschrift errichtete, die jedoch fast nur Familienbeziehungen enthält, im Uebrigen aber ihn als Freund und eifrigen Forscher der Wahrheit bezeichnet.

Auf seinem Todtenbette soll Collins die Erklärung gegeben haben, wie er sich allezeit nach seinem äußersten Vermögen bestrebt habe, seinem Gotte, seinem König und seinem Vaterlande zu dienen, so sei er auch bestimmt, daß er an den Ort gehe, den Gott für diejenigen bestimmt habe, die ihn lieben; die allgemeine Religion der Menschen sei, Gott und den Näch-

sten zu lieben. Während seiner Lebzeiten stand seine reiche und ausgesuchte Bibliothek allen Gelehrten, ja sogar seinen Gegnern, bereitwilligst offen.

Collins war seit seinem vierundzwanzigsten Jahre als Schriftsteller, immer aber anonym, aufgetreten. Im Jahre 1707 erschien von ihm ein „Versuch über den Gebrauch der Vernunft in Sätzen, deren Erweislichkeit auf menschlichem Zeugniß beruht." Die Vernunft gilt ihm, nach Locke'schen Prinzipien, als dasjenige menschliche Vermögen, wodurch wir die Wahrheit oder Falschheit, Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines Satzes erkennen; der Beifall, den die Vernunft den verschiedenen Arten der Sätze gibt, sei dem Grade der Deutlichkeit eines jeden Satzes entsprechend. Das Zeugniß für sich selbst ist nicht hinreichend, um Glauben oder Beistimmung zu erzielen, wofern nicht die Zeugen glaubwürdig sind und auch die Sachen nicht glaubwürdig sind, welche sie erzählen. Zur Glaubwürdigkeit der Zeugen gehört, daß sie neben der Gelegenheit, sich zu unterrichten, auch die Fähigkeit besessen, die Sache zu fassen, und Aufrichtigkeit und uneigennütziges Bezeugen haben blicken lassen.

Daß die Sachen selbst glaubwürdig sind, dazu gehört erstens, daß die Worte, deren man sich im Vortrag bedient, sich zu den bekannten Ideen schicken, oder denjenigen Ideen, die wir uns bilden können, gemäß sind; denn wenn sie Begriffe ausdrücken, die uns unbekannt sind, oder dazu uns die Fähigkeit fehlt, sie zu begreifen, so sind sie keine Gegenstände mehr, an denen die Seele ihre Wirksamkeit beweisen kann, und es bleibt alsdann nur der bedeutungslose Schall übrig.

Zweitens müssen die Worte mit den Ideen übereinstimmen, oder der Verfasser oder Zeuge muß zu erkennen geben, was für eine Bedeutung er damit verbinde, oder er muß sonst deutlich erhellen, was er durch diese Worte auszudrücken gesonnen gewesen sei. Dieß sind die Wege, um den Sinn der Worte zu finden; kann man die Bedeutung von den Ausdrücken

eines Menschen nicht entdecken, so ist dieß für den Leser oder Zuhörer ebensoviel, als wenn diese Worte ihm ganz und gar unbekannte Begriffe bezeichneten.

Drittens muß man aber nicht nur Begriffe haben, die zu den Worten passen; sondern dieselben dürfen sich auch nicht widersprechen, wenn sie in Sätze gefaßt werden; sie müssen auch nicht denjenigen Dingen zuwider sein, die wir durch den Gebrauch unserer Kräfte als wahr erkennen. Ein Satz mag so unwahrscheinlich sein, als es möglich ist, wenn er nur nicht einem andern Satze der geschichtlichen Erzählung widerspricht, oder einem Satze, der an sich offenbar ist, oder einem, von dem ich weiß, daß sich die Begriffe durch Vermittlung eines Zwischensatzes zusammenschicken, so kann ich dennoch diesen Satz für wahr annehmen, wenn er nur von einem glaubwürdigen Verfasser herrührt.

Diese drei Eigenschaften werden erfordert, um eine Begebenheit glaubwürdig zu machen, das Zeugniß mag sein, wie es will, worauf sie sich gründet. Aber noch einen andern Nutzen hat die Vernunft in Sachen, bei welchen man bloß durch menschliches Zeugniß annimmt, daß sie von Gott kämen und in sofern von andern Dingen ganz unterschieden wären. Dieser Gebrauch der Vernunft besteht darin, daß man in einer Offenbarung, von der man vorgibt, daß sie von Gott herrühre, einen Sinn finde, der den Grundsätzen der Vernunft gemäß ist, wenn nur die Worte auf irgend eine Weise diesen Sinn annehmen können, gesetzt sie schienen auch bei dem ersten Anblick der Vernunft oder sich untereinander zu widersprechen.

Und dieß ist wirklich eine große Gerechtigkeit, die man den Worten widerfahren läßt, von welchen man mit der geringsten Deutlichkeit muthmaßen kann, daß sie von Gott herrühren, vornämlich, da die Ausdrücke, die dem Buchstaben nach nicht mit den Grundsätzen der Vernunft und Philosophie übereinstimmen, für eine Offenbarung nothwendig sind, die in

den Gemüthern des gemeinen Volkes einen Eindruck machen soll. Denn wäre Gott nicht durch Ausdrücke vorgestellt worden, die im buchstäblichen Sinne genommen ihm Leidenschaften und menschliche Handlungen beilegen, so würden Menschen, die durch ihre weltlichen Geschäfte zu solchen reinen und richtigen Begriffen nicht geschickt sind, von denen denkende Männer wissen, daß man sie vom höchsten Wesen haben müsse, sich vielleicht einbilden, Gott könne keine Kunde von ihren Handlungen haben. Soll nun eine Offenbarung nützlich und glaubwürdig an sich sein, so muß sie nicht in solchen Worten aufgesetzt worden sein, deren buchstäblicher Sinn falsch ist; der wirkliche und reelle Sinn aber muß den richtigsten Begriffen der Vernunft und Philosophie gemäß sein; wir müssen daher untersuchen, ob die Worte auf diese oder jene Art eines vernünftigen Sinnes fähig sind.

In ebendemselben Jahre 1707 wurde Collins in einen literarischen Streit verwickelt, der zwischen zwei englischen Gelehrten, Dodwell und Clarke, über die natürliche Unsterblichkeit der Seele geführt wurde. Collins gab in dieser Sache in den Jahren 1707 und 1708 fünf Flugschriften, mit persönlichen Beziehungen auf die Schriften der beiden genannten Gelehrten heraus. Der abgesetzte Professor Heinrich Dodwell hatte nämlich gelehrt: unser Recht auf Unsterblichkeit entspringe nicht nach der heiligen Schrift aus der Natur der Seele, sondern aus dem unsterblichen Geist, den Gott ihr als Gnadengeschenk zugeeignet habe; Samuel Clarke hatte Dodwell's Ansichten zu widerlegen gesucht, während Collins auf des Erstern Seite trat und sich auf Locke's Satz stützte, es sei nicht unmöglich, daß eine Materie denken könne, wodurch er gegen die Immaterialität der Seele in die Schranken trat.

Im Jahre 1709 kam eine kleine Schrift, unter dem Titel: „Der vollkommene Priesterbetrug“ heraus, auf welche im Jahr 1710, nur zwei Monate nach jener, eine zweite folgte, unter dem Titel: „Anmerkungen über die Schrift: der voll-

kommene Priesterbetrug.“ Beide haben Collins zum Verfasser. Im zwanzigsten Artikel des englischen Glaubensbekenntnisses wird nämlich der englischen Kirche die Gewalt beigelegt, Gebräuche und Ceremonien anzuordnen, und in Streitigkeiten über Glaubenswahrheiten einen Ausspruch zu thun. Collins suchte darzuthun, daß dieser Punkt in dem im Jahre 1562 von der Geistlichkeit aufgesetzten und vom Parlament im Jahr 1571 ratificirten Original des englischen Glaubensbekenntnisses nicht enthalten, folglich durch einen Betrug der Geistlichen eingeschwärzt worden sei, die sich damit eine größere Macht aneignen gewollt hätten. Die Geistlichkeit hatte natürlich nichts Eiligeres und Angelegentlicheres zu thun, als in Büchern, Flugschriften und Predigten die Ehre ihrer Vorfahren im geistlichen Stande, so gut oder schlecht es gehen mochte, zu retten.

Wichtiger, als die bisher genannten Schriften von Collins, ist dessen im Jahre 1713 in London erschienenes Buch, das den Titel führt: „Abhandlung von der Freiheit zu denken, veranlaßt durch den Ursprung und Fortgang einer Secte sogenannter Freidenker“, wovon der Verfasser selbst eine französische Uebersetzung besorgte, die im Jahre 1714 unter dem Titel erschien: «discours sur la liberté de penser, écrit à l'occasion d'une nouvelle secte d'esprits forts ou de gens qui pensent librement.» Das Buch besteht aus drei Abschnitten, deren erster das Recht und die Nothwendigkeit der Freiheit zu denken nachweisen soll; der zweite handelt vom Freidenken in religiösen Dingen; der dritte Abschnitt handelt von einigen dagegen erhobenen Einwürfen und führt aus der Geschichte in den Namen des Socrates, Platon, Aristoteles, Epikur, Plutarch, Cicero, Seneka, Salomon, Hobbes u. A. Beispiele solcher Männer an, die das Freidenken geübt haben.

Ein französisches literärisches Journal vom Jahre 1713 gab über die englische Ausgabe dieser Schrift von Collins folgenden interessanten Bericht: Man weiß — heißt es darin

— daß die Freidenker in England eben das sind, was man in Frankreich starke Geister nennt. Dieß ist Einer von den sogenannten Freidenkern, welcher dieses kleine Buch geschrieben, darin er beweisen will, daß jeder Mensch das Recht habe, über alle und jede Dinge frei zu denken. Er zeigt die großen Vortheile, welche dadurch der menschlichen Gesellschaft, den Künsten und Wissenschaften zuwachsen müßten, wenn sich die Menschen gewöhnten, über alle und jede Materien, die ihrer Aufmerksamkeit würdig wären, freie Untersuchungen anzustellen. Hierauf thut er auch dar, was für Schaden daraus entstünde, wenn man dem Verstande in diesem Stücke Grenzen setzen wollte. Der Verfasser hat hierbei in den Materien so abzuwechseln gewußt und hat so viele wichtige und interessante Gegenstände zur Sprache gebracht, daß sich seine Abhandlung mit großer Begierde lesen läßt. Es hat wohl nie ein Buch soviel außerordentliche und bedenkliche Dinge in Ansehung der Religion in sich gefaßt, als dieses; aber sie rühren nicht alle vom Verfasser her, sondern er führt Stellen aus den gelehrtesten und angesehensten Schriftstellern bei seinem Vorhaben an, sei es zum Beweis dessen, wovon er handelt, oder um Beispiele anzuführen, oder auch um solche Dinge vorzubringen, die er in seinem Namen auszusprechen nicht für dienlich fand. Man versichert, daß man im ganzen Buche nicht einen einzigen ketzerischen Satz anträfe, den der Verfasser selbst behauptet hätte; aber der Verfasser habe alle Bücher unserer geistlichen Schriftsteller nur darum gelesen und geprüft, um daraus Alles zu ziehen, was sie etwa gegen die Religion geschrieben, gleich als ob er sein Buch ausdrücklich deswegen verfertigt, um die Geistlichen aufzubringen, und hat er diese Absicht gehabt, so ist dieselbe glücklich erreicht worden.

Die Grundgedanken dieser Schrift von Collins sind folgende: Der Satz: „Jeder Mensch soll frei denken" ist so sonnenklar, daß man kaum ein Wort zum Beweise desselben vorbringen kann, und sich gewiß jeder verständige Geist un-

widerstehlich von innen getrieben fühlt, ihm ganz anzuhängen. Unter Freidenken wird aber derjenige erlaubte Gebrauch des Geistes verstanden, wenn man sich bemüht, den möglichen Sinn eines Satzes zu erfassen, das Gewicht der denselben unterstützenden oder bestreitenden Gründe genau abzumessen und sein eigenes Urtheil als solches auszusprechen. Dieses unbeschränkte Recht, daß Jeder jeden möglichen Gegenstand in geistige Untersuchung ziehen darf, stützt sich erstens auf unser unbestrittenes Recht, die Wahrheit zu erkennen. Gibt es keine Wahrheiten, deren Wissen uns verboten wäre, so gibt es noch viel weniger solche Wahrheiten, über welche wir nicht frei denken dürften; denn Wissen ohne Denken ist unmöglich, und es gibt kein anderes Mittel zur Erkenntniß der Wahrheit, als den freien Gebrauch des Gedankens.

Der freie Gebrauch unsers Denkens ist uns zur Entdeckung der Wahrheit ebenso nöthig, als der freie Gebrauch der Hände zur Vervollkommnung der mechanischen Künste nöthig ist. Wie wäre es möglich, die Wahrheit, welche man sucht, zu finden, außer wenn man sich frei des Denkens bedient, um dasjenige zu prüfen und zu durchdringen, was oft nur den, sei es auch noch so täuschenden, Schein der Wahrheit hat? Die Erfahrung von Jahrhunderten sollte die Menschen überzeugt haben, daß ihre Kenntnisse von der Freiheit oder Beschränkung ihrer Gedanken abhängen; denn was ist sicherer, als daß man durch Beschränkung und Begrenzung der Gedanken des Menschen die Menschen selbst auf gewisse Einsichten einschränkt oder vielmehr auf gewisse Theile derselben? — Muß doch ihre Unwissenheit nothwendig um so größer sein, als ihre Gedanken eingeschränkter sind. Und selbst diejenigen, die für sich allein Klarheit genug haben, ihren Gedanken Flug zu geben und die vorgeschriebenen Grenzen zu überschreiten, werden ihre Kenntnisse ebenfalls niemals zu einer ebenso großen Vollkommenheit erheben, als dieß der Fall wäre, wenn der ganzen Welt das Denken frei gegeben und Jedermann, aus welcher Hoffnung es

auch sei, ermuthigt würde, seinem Geist freien Schwung zu lassen über alle Gegenstände, indem keiner derselben durch eine Ausnahme verboten wäre.

War doch vor dem Wiederaufleben der Wissenschaften die ganze Welt nur darum in greuliche Unwissenheit versunken, weil man sich die Beschränkung des Denkens durch die Priester hatte gefallen lassen. Und als hierauf die Menschen wieder zu denken anfingen, waren ihre ersten Gedanken sehr roh und unvollkommen; es mußten Jahrhunderte vergehen und alle mögliche Mühe angewandt werden, um zu dem jetzigen Grad vollkommener und richtiger Erkenntniß zu gelangen. Indessen zeigen sich die Nachtheile der Beschränkung des freien Denkens nicht bloß in den Zweigen, über die man seine Gedanken nicht frei walten läßt, sondern selbst in denjenigen, zu deren Erkenntniß wir berechtigt zu sein glauben. Denn alle Künste und Wissenschaften sind so eng unter einander verbunden und so wechselseitig abhängig von einander, daß es unmöglich ist, die eine Wissenschaft vollkommen inne zu haben, ohne wenigstens einige Kenntniß der andern zu besitzen. Namentlich in Bezug auf die heilige Schrift erscheint es als unmöglich, den darin ausgesprochenen und verhüllten Willen Gottes zu erkennen, ohne vorher einen allseitigen und ganz freien Gebrauch des Denkens gemacht zu haben, wozu also jeder Mensch ein vollkommenes Recht hat.

Wollte man im Gegentheil annehmen, man sei dazu unfähig, so stürzte man sich in die gröbsten Irrthümer, sowohl in der Theorie, als in der Praxis. Oder wissen wir nicht, welche lächerliche und unwürdige Vorstellungen von der Gottheit die Heiden wie die Christen gehabt haben? Allerdings haben sich die Christen nicht ganz so weit verirrt, als diejenigen Heiden, die sich vorstellten, Gott könne ein Ochse, eine Katze oder eine Pflanze sein; indessen haben doch einige alte Kirchenväter geglaubt, Gott sei materiell, und viele Christen haben angenommen, er habe die Gestalt eines Menschen.

Hat man nicht aus Vernachlässigung des freien Denkens jene Unzahl ganz vernunftwidriger und schwärmerischer Meinungen entstehen sehen, welche die ganze christliche Welt überschwemmten? Daher kommt die Unfehlbarkeit, die man einem einzigen Priester zugesteht, oder einer Versammlung von Priestern, einem Concil; daher kommt die einem Priester zugestandene Macht, seine Mitmenschen zu verurtheilen oder selig zu machen; daher kommt die Anbetung der Heiligen, ihrer Bilder und Reliquien, und tausend andere Vorstellungen, die ebenso abgeschmackt und roh sind, als irgend eine, die unter den heidnischen Nationen im Schwunge war. Gleichwohl sind sie von der Mehrzahl der Christen als wahr angenommen worden, während dieselben Christen ein Buch in Händen haben, das von ihnen als Schrift Gottes verehrt, sie vom völligen Gegentheil überzeugen sollte.

Und wäre Etwas im Stande gewesen, den Lauf dieser Irrthümer einzuhalten, und würden dieselben nicht endlich die Oberhand gewonnen haben, wären nicht eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Menschen aufgetreten, die sich ihrer Gedanken frei bedienten und zur Behauptung dieses Rechtes selbst ihr Leben auf's Spiel setzten und auf diese Weise dem Christenthum eine neue Gestalt gaben? Die Veränderung, welche diese Männer ebendadurch veranlaßten, war aber auch bedeutend genug, sei es nun, daß sie in einigen Ländern eine der früheren ganz entgegengesetzte Lehre begründeten, sei es, daß sie jene, welche die alte Lehre beibehalten wollten, wenigstens dahin brachten, wenigstens die Art sich auszudrücken, zu verbessern.

Welche Ungerechtigkeit ist es z. B., den Menschen das unumschränkte Recht der Selbstvertheidigung zu nehmen! Und dennoch thaten dieß die Väter der ersten christlichen Kirche. Welcher Mißbrauch ist es zu glauben, daß die zweite Ehe ein Ehebruch sei! Welche Unwissenheit ist es, sich vorzustellen, die Zinsen seien durch das Gesetz Gottes verboten! Welcher

Irrthum ist es, die Annahme von Gegenfüßlern als Ketzerei zu brandmarken! Welche Geistesarmuth! einen Galilei in den Kerker zu werfen, weil er die Bewegung der Erde lehrte! Kurz, wer alle diese Thorheiten der vergangenen Jahrhunderte gleichsam als gegenwärtig mit Einem Male überblicken will, der darf seine Augen nur auf einen Menschen unserer Zeit richten, welcher nie Herr des Denkens wurde. Man wird an einem solchen Unglücklichen eine gänzliche Unfähigkeit finden, auch nur ein einziges Wort der Wahrheit zu behaupten, und zwar in Betreff irgendwelchen Gegenstandes aus irgendwelcher Wissenschaft, also keineswegs bloß in Betreff seiner Vorstellungen von Gott und Religion.

Predigten und eigne Lektüre werden ihm Nichts mehr helfen; denn nicht diese machen die Menschen der wahren Bildung und Erkenntniß fähig, sondern dieselben müssen zum Voraus gewohnt sein, selbst zu denken; nur durch fleißigen Gebrauch ihrer eignen Gedanken können sie ihren Geist befähigen, in irgend einer Sache, über die sie entweder lesen oder einen Vortrag hören, ein selbstständiges Urtheil zu haben. Unterrichtetsein setzt ganz eigentlich den unerläßlichen Besitz richtiger und wahrer Ideen voraus; welches Mittel gibt es aber, seinen Ideen Richtigkeit und Wahrheit zu verschaffen, wenn man nicht mit Freiheit denkt? Welches Mittel gibt es, einen der Prüfung unterliegenden Gegenstand tüchtig zu durchdringen, wenn es verboten ist, ihn in allen seinen Theilen zu prüfen? Welchen andern Erfolg wird solche Beschränkung des Gedankens haben, als daß sie ein Hinderniß wird, auch über dasjenige, was erlaubt ist, richtig zu denken?

Jedermann weiß, wie groß bei den Heiden das Ansehen der Orakel war. Im Grunde ist aber das ganze Ziel dieser Sache nur ein Feldzugsplan der Priester gewesen, um die Vernunft des Volkes zu berücken, diejenigen in die Bande des Aberglaubens zu schlagen, welche solche Orte besuchten. Dort ließ man ja die plumpsten Thiere, z. B. einen Stier sprechen;

durch Hülfe eines gewissen Getriebes mußte der Kopf einer Bildsäule auf den Wink der Priester also wackeln, daß dadurch entweder eine bejahende oder eine verneinende Antwort der Gottheit ausgedrückt wurde. Diese Priester thaten noch mehr: ihre Götterbilder mußten zu Zeiten sogar von Schweiß triefen oder selbst blutige Thränen weinen.

Gewissen Völkern hatte man die Ueberzeugung beigebracht, der Himmel, wo die Götter ihren Sitz hätten, sei gerade über ihrem Haupte; der Regen komme daher, daß die Götter den Wasserfall ihres Himmels öffneten; der Rauch des Brandopfers steige bis zu den Personen dieser nämlichen Götter, um ihnen als Speise zu dienen und ihre Nasen mit seinem angenehmen Geruch zu erfreuen; ja, die Götter stiegen von ihrem Throne, um die von den Priestern ihnen zubereiteten Gerichten zu verzehren.

Diejenigen aus dem Volke, welche diesen Irrthümern und Betrügereien keinen Glauben schenkten, also der Leichtgläubigkeit des großen Haufens gegenüber gefährlich werden konnten, wurden dem Hasse des Letztern Preis gegeben. Aus eben diesem Grunde erklärte man die Epikuräer für unfähig, in die Mysterien aufgenommen zu werden. Man wies sie nicht minder als die Christen fort, wenn man im Begriffe war, ein Orakel zu geben, oder sonst eine andere Priestermaschine spielen zu lassen. Indessen waren es nicht bloß die Epikuräer und Christen, welchen man die Freiheit nicht gestattete, dasjenige zu sehen, was in den Tempeln vorging; man beraubte dieser Freiheit selbst die Anhänger der heidnischen Religion, welche es nicht wagten, ihren Blick weiterhin zu richten, als die Gesetze ihrer Religion mit Sicherheit zu thun erlaubten.

Daher durften die Gläubigen die geheimen Stellen der Tempel nicht betreten, das Innere der Bildsäulen nicht prüfen, und nicht untersuchen, ob die Behauptungen der Priester über das Herabsteigen der Götter auf die Erde, um daselbst zu

schmausen, wahr seien. Mit einem blinden Glauben mußten sie Dinge für zuverlässig halten, deren Falschheit sie durch freien Gebrauch der Augen ganz leicht hätten entdecken können. Ein solcher unbeschränkter Gebrauch würde nämlich alle Priester der Art ebenso verächtlich gemacht haben, als Daniel die Baalpriester machte, und als die Priester der Orakel von der Zeit an wurden, da die Christen die Betrügereien derselben den Augen der ganzen Welt bloß gestellt hatten.

So schwach übrigens die Heiden in dieser Beziehung waren, so sind die Christen eben nicht viel stärker geworden; denn auch sie lassen sich durch den Glauben gängeln. Die griechischen und armenischen Christen sind z. B. fest überzeugt, daß jedes Jahr in der Nacht vor Ostern eine wunderbare Flamme vom Himmel in das heilige Grab kommt und daß der heilige Geist in eigner Person und in Gestalt einer Taube rings um den Kirchendom fliegt, der gerade über der heiligen Stätte sich erhebt. Das Geheimniß mit dem Feuer ist zwei Priestern, einem Griechen und einem Armenier anvertraut, die allein beauftragt sind, es bei seinem Herabkommen in Empfang zu nehmen. Sie schließen sich zu diesem Zweck in das heilige Grab ein, damit Niemand die Freiheit erhalte zu sehen, was sie dort machen, und einige Zeit darauf kommen sie heraus mit Fackeln, welche durch das heilige Feuer entzündet sein sollen. Die Leitung der Taube ist ohne Zweifel Jemanden anvertraut, auf dessen Treue man sich hinsichtlich der Bewahrung eines so kostbaren Unterpfandes verlassen kann, und die Priester wie das Volk würden aus allen Kräften schreien: Nieder mit dem Gottlosen, nieder mit dem Gotteslängner! wenn Jemand sich die Freiheit nehmen wollte, mit jenen zwei Priestern in das heilige Grab zu gehen oder zu prüfen, ob jene Taube wirklich der heilige Geist ist oder nicht.

Aber weder heidnische, noch griechische, noch armenische Priester werden je die Priester des Papstthums überbieten, die wir in nächster Nähe haben. Betrügen sie nicht auch

offenbar ihre untergebenen Gläubigen, ausgehend von der Maxime, daß die Wahrheiten des Himmels der allein sehen kann, welcher die Augen schließt und jene glaubt? Und was könnte man nicht Alles sagen von dem Eifer, den sie entwickeln, wenn es die Zernichtung derjenigen gilt, welche nicht an Wunder glauben, damit dieselben ja nicht die Freiheit erhalten, die mögliche Ursache derselben zu durchschauen. Die Laien würden sich des Unglaubens schuldig zu machen fürchten, wenn sie auch nur argwöhnten, daß bei allen diesen Wundern Betrug unterlaufe; und die Geistlichen haben sehr gute Gründe, nicht zu dulden, daß man die Sache einer Prüfung unterziehe.

Und hierin muß ich, so sehr ich ein Anhänger des freien Denkens bin, die Politik der Papisten ihrer Consequenz wegen loben und sie bei Weitem der Politik jener Halbweisen vorziehen, die das Volk in die Fesseln ihrer Gedanken bringen, indem sie vorgeben, sie handelten mit den Leuten ehrlich, und indem sie ihnen schmeichlerisch vorspiegeln, die Leute hätten das Recht, sich ihrer Augen ganz frei zu bedienen. Wenn sich jedoch unter dem Volke Einzelne finden, die nicht damit zufrieden sind, mit den Augen dieser geschickten Lenker zu schauen, sondern die sich ihrer eignen Augen bedienen wollen, dann behandeln diese Halbweisen solche lüsternen Freiseher zwar nicht mit der nämlichen Strenge, wie die Papisten zu thun pflegen; sie fügen ihnen aber doch so viel Uebel zu, als sie nur immer können, d. h. in dem Maaße, als die Unwissenheit und Dummheit solcher Vorwitzigen ihnen verstattet.

Ueberdieß sind alle bisher erwähnten Aufbindereien Nichts im Vergleich mit einer andern, die den Papisten und Lutheranern gemeinschaftlich ist. Die Erstern behaupten, daß das Brot und der Wein im heiligen Abendmahl durch die Worte der Consecration sich in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Christi verwandeln und sie verharren im Angesicht der ganzen Welt bei dieser Behauptung, so sehr dieselbe auch dem Zeugniß der Sinne völlig zuwider ist. Den Sinnen wider-

streitet aber gleichmäßig auch die Ansicht der Lutheraner, da diese glauben, der Körper und das Blut Christi seien unter dem Brot und dem Wein verborgen, — eine Betrügerei und Unverschämtheit, die nur jener einer Frau gleichkommt, die ihrem Manne, da er sie mit einem Priester im Bette fand, versicherte, es sei dieß nur ein Spiel des Teufels, um einen Mann Gottes in schlechten Ruf zu bringen, und sie hoffe, der Herr Gemahl werde doch eher seiner lieben Frau, als seinen eignen Augen trauen, die nur mißbraucht worden seien.

Nach allem diesem kann man mit gutem Grund als eine unerschöpfliche Quelle grober und vernunftwidriger Vorstellungen die Gewalt betrachten, die man sich dadurch angemaßt hat, daß man die Menschen einem Gesetze der Beschränkung des Denkens zu unterwerfen suchte.

Solche Beschränkung enthält aber in sich selbst einen offenbaren Widerspruch; denn in der That, kann man meinem Denken Grenzen vorschreiben, ohne mich gerade dadurch zu veranlassen, an den Grund zu denken, aus welchem es mir nicht erlaubt sein soll, mein Denken nach Belieben über jeden Gegenstand auszudehnen? Allein man verbietet mir diese Untersuchung und versichert mir, oder ich sage es mir auch selbst, es sei gefährlich, ja verbrecherisch, über einen solchen Gegenstand nachzudenken, weil man eine Beute sophistischer Trugschlüsse und der ewigen Verdammniß werde, die eine gerechte Strafe meines Unglaubens sein werde, während ich geradenwegs zum Himmel wandlen und von aller Gefahr fern bleiben würde, wenn ich meine Gedanken von einer so verwegenen Prüfung fern hielte.

Angenommen jedoch, meine Absicht wäre solcherweise eine sündhafte, so muß es mir doch wenigstens gestattet sein, mit ganzer Freiheit den Grund dieser mir auferlegten Beschränkung zu prüfen, weil ich ohne vorhergegangene freie Prüfung desselben die Verbindlichkeit nicht zu erkennen vermöchte, nach welcher ich mich mitten in meinem Denken hemmen soll.

Könnte es doch auf diese Weise geschehen, daß ich sonst mit meinen Gedanken endlich bis zu dem Punkt käme, den ich schon anfänglich ins Auge gefaßt hatte!

Ist es mir demnach gestattet, den Grund dieses Verbots zu prüfen, so finde ich, daß dieser Grund bloß scheinbar ist und mich eigentlich nun und nimmer zu nöthigen vermag, die Grenzen nicht zu überschreiten, die man mir vorschreiben will. Was gibt es auch in der That Widersprechenderes? Auf der einen Seite habe ich unstreitig kein anderes Mittel, Wahrheit und Lüge zu unterscheiden, und zu wissen, ob ich im Zustande der Verdammniß oder des Heils schwebe, als wenn ich mich des Geistes und der Vernunft bediene, die mir von Gott selbst gegeben sind. Auf der andern Seite soll ich gänzlich Verzicht leisten auf den Gebrauch eben dieser Vernunft, um zu der Beruhigung zu gelangen, daß ich wirklich auf dem wahren Wege sei.

Jenes Verbot enthält jedoch noch eine größere Ungereimtheit. Ich ergreife die geeignetsten Maßregeln, um als denkender Mensch Verirrungen von gefährlichen Folgen zu verhüten; und alsdann macht man mir Furcht in Bezug auf mein Benehmen, ohne mir einen andern Grund dafür anzugeben, als die Besorgniß, ich möchte in Irrthümer verfallen. Welch erbärmliches Raisonnement! Ist dieß nicht gerade so, als wollte man mich überreden, ich dürfe mich meiner Augen nicht bedienen, weil, wenn ich sie gebrauchte, ich leicht falsche Schritte thun könnte; oder als wollte man mir sagen, ich müsse beim Herausgehen aus meinem Hause mit geschlossenen Augen wandeln, weil ich leicht fallen könnte, wenn ich die Augen offen hätte. Ist es nicht ganz klar, daß ein solches Raisonnement keinen andern Zweck hat, als mich von meinem Vorsatze, die Wahrheit zu suchen, abzubringen? Ist ein solches Raisonnement nicht ganz und gar falsch?

Es steht also fest: die Feinde des freien Denkens und alle diejenigen, welche am Eifrigsten darnach streben, diese

Freiheit den Menschen entweder ganz zu rauben, oder ihnen höchstens nur die Hälfte davon zu lassen, die andere Hälfte aber für sich allein zu behalten, können auch nicht einen einzigen stichhaltigen, ja auch nur scheinbaren Grund dieser beabsichtigten Beschränkung angeben, sowohl in Bezug auf die bereits erwähnte Frage, als in Bezug auf jede mögliche andere. In der That, wer sich immer unterfängt, mir eine solche Beschränkung aufzuhalsen, hat hierzu kein anderes Recht, als das der Ueberzeugung, also das Recht der Besiegung durch bloße Vernunftgründe. Solchen Vernunftgrund gibt es aber gar nicht, sondern nur schwache Scheingründe, unter denen sich auch nicht Einer findet, der nicht eine monströse Zusammensetzung von Albernheiten und Widersprüchen wäre.

Es ist aber — lehrt Collins im zweiten Abschnitte seines Freidenkerbuchs — auch unerläßliche Pflicht für den Menschen, von seinem Rechte des freien Denkens stets Gebrauch zu machen und namentlich in religiösen Dingen.

Mit gutem Grund darf behauptet werden, daß wir Menschen es uns durchaus nicht erlassen dürfen, unsern Geist in Betreff aller die Religion betreffenden Fragen zu üben. Die Feinde einer so wichtigen und heiligen Beschäftigung sind die Ersten, welche uns von der Nothwendigkeit dieser Sache überzeugen. Diese Nothwendigkeit aber ist eine unvermeidliche Folge von dem einen ihrer Hauptsätze, in welchem sie lehren, die Verdammniß oder das Seelenheil der Menschen hänge durchaus von der falschen oder wahren Meinung ab, welche die Letzteren über diese Gegenstände haben. Ist dieser Satz richtig, so ist es für die Menschen um so wichtiger, sich über jene Gegenstände genaue und wahre Vorstellungen zu verschaffen, und sie haben ein um so größeres Interesse, diese Angelegenheiten selbstthätig zu durchdringen und zu erforschen.

Ich sage selbstthätig, denn dieß ist das beste, wo nicht einzige Mittel, dessen sie sich bedienen können, um nicht den wahren Sinn der Frage zu verfehlen. Wollen nämlich die

Leute nicht selbstthätig diese wichtige Prüfung anstellen, so bleibt ihnen nur noch der einzige Weg übrig, daß sie ihre Vorstellungen über die Gegenstände dieser Frage nach den Vorstellungen ihrer Mütter richten, die wiederum ebenfalls von den Vorstellungen der Großmütter ganz durchdrungen waren, mit deren Milch sie dieselben einsogen, nachdem vorher die Priester die ersten Quellen des Ganzen gewesen waren.

Geht man diesen Weg, so muß man eingestehen, daß die Erfassung der Wahrheit, wenn sie je stattfindet, ein reiner Zufall ist, während man auf dem Wege des freien Denkens und der Prüfung Nichts weiter zu fürchten hat von der Ungewißheit des Zufalls, sondern im Gegentheil die Genugthuung und selbst den Trost genießt, sicher zu sein, die Wahrheit von seiner Seite zu besitzen, weil man dieser oder jener Meinung nur huldigt, nachdem man vorher durch die offenbare Wahrheit und augenscheinliche Gewißheit der geprüften Sachen dazu genöthigt worden war.

Gibt man aber Alles dieß nicht zu, so muß man voraussetzen, daß ein ungemein großer Theil der Menschen bloße Thiere sind, so verlassen vom Geist und gesunden Menschenverstande, daß jede Meinung, auch die unvernünftigste, ihnen ebenso richtig und wahr erscheint, als die vernünftigste, und zwar dieß Alles lediglich aus dem Grunde, weil die Vernunft oder Unvernunft einiger anderer Menschen für passend gefunden hat, also zu befehlen.

In diesem Falle freilich gibt es offenbar keine Verbindlichkeit, sich in die Prüfung der Gegenstände einzulassen, von denen wir sprechen; allein es würde nothwendiger Weise überhaupt folgen, daß man keine Verbindlichkeit habe, sich ferner um die Wahrheit oder Falschheit irgend einer Ansicht zu interessiren. Denn wenn die Menschen einen so vernagelten, groben oder plumpen Geist haben, daß es für sie unmöglich ist, das Wahre vom Falschen, das Zuverlässige vom Gegentheil zu unterscheiden, was brauchen denn diese dummen Ge-

schöpfe noch so eigensinnig zu sein, sich Systeme zu bilden? Wäre es nicht besser, sie hätten gar kein System?

Und doch, wenn man den Menschen die Freiheit der Prüfung raubt, so heißt dieß nichts anders, als sie von der Verbindlichkeit befreien, irgend einem System anzuhängen; denn da das beste und sicherste Mittel, ein wahres System zu befolgen, in der selbstthätigen Erkenntniß liegt, so sind die Menschen dieser Verbindlichkeit nur von dem Augenblick an unterworfen, als man ihnen gestattet, jene Prüfung ganz frei anzustellen.

Und in der That thut ein Mensch, der sich seiner Kraft des freien Denkens bedient, Alles dasjenige, was man von ihm in Betreff der Erkenntniß der Wahrheit verlangen kann; und auf diese Weise genügt er vollständig dem Willen Gottes, der von den Menschen gewiß Nichts Anders verlangt, als daß sie in dieser Beziehung alle mögliche Anstrengung entwickeln. Und sollte es auf diesem Wege kommen, daß Jemand auf diesem Wege sich täuschte und irrige Meinungen annähme, so wird er Gott deßhalb nicht weniger angenehm sein, als wenn seine Vorstellungen die richtigen wären.

Auf der einen Seite ist also der den Menschen zustehende Gebrauch des Denkens der Grund ihrer Verpflichtung, nur wahre Meinungen anzunehmen. Auf der andern Seite ist der Fehler, den sie dadurch begehen, daß sie falschen Ansichten sich hingeben, eine Folge davon, daß sie sich jener Freiheit nicht gehörig bedienen. Wer bloß durch Zufall und ohne vorhergehende Prüfung einer allerdings noch so guten Ansicht folgt, ohne eine selbständige Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit zu haben, ein solcher Mensch würde fortan in einem gefahrvollen Geisteszustand sein und sein Zustand um so gefährlicher erscheinen, als sein Glaube keinen andern Grund hätte, als den eines Papisten oder eines stumpfsinnigen Heiden. Denn wer nicht mit allem Ernst das System prüft, das er annehmen will, dasselbe also nur auf fremden Glauben hin annimmt, der gibt

zu erkennen, daß er ohne Weiteres ein Papist oder ein Heide geworden wäre, wenn er Priester dieser Art zu seinen Priestern gehabt, oder wenn ihn seine Großmutter, als Anhängerin einer solchen Religion, den Katechismus derselben gelehrt hätte.

Diese entsetzliche Nachlässigkeit, welche die Menschen darin zeigen, daß sie die Ansichten nicht prüfen, denen sie sich hingeben, setzt sie der Gefahr aus, in ein anderes Uebel zu verfallen, den Aberglauben, der fast das ganze menschliche Geschlecht umschlingt, mag er nun eine Folge der Erziehung sein oder aus Schwäche des Geistes entstehen. Und zwar müssen die Menschen unserer Tage ihren Geist von viel größeren Schrecken und heftigern Unruhen martern lassen, als diejenigen waren, welche das menschliche Herz in Bewegung setzten, da man noch weniger zu fürchten hatte. Seit man, den Geboten der Liebe und dem Lichte der Vernunft zuwider, angefangen hat, ewige Verdammniß wegen nichtiger Dinge zu drohen, z. B. wenn man gewisse Ceremonien nicht mitmacht, oder wenn man gewisse geheimnißvolle Lehren nicht ohne Weiteres annimmt, seitdem hat der Aberglauben seine Grenzen auf eine überraschende Weise ausgedehnt.

Nur von der Freiheit des Denkens begünstigt, können wir bis zur wahren Ursache der Dinge vordringen, und so den schwachen Grund aller Befürchtungen entdecken, welche uns der Aberglaube einflößt.

Man darf nur seinen Gedanken alle die Freiheit geben, deren sie bedürfen, um klar zu erkennen, daß es ein vollkommen gutes und allmächtiges Wesen gibt, welches die Welt geschaffen hat und sie durch eine gerechte und weise Vorsicht regiert; so begreifen wir denn, daß dieses unendlich gerechte Wesen die Menschen aller Länder und Stände nur zur Erkenntniß derjenigen Dinge verbinden kann, von deren Sicherheit sie sich durch die von Gott selbst verliehene Vernunft zu überzeugen im Stande sind. So begreifen wir auch, daß ein

vernünftiger und tugendhafter Mensch keine Furcht vor diesem so gerechten Wesen zu haben braucht, sondern sich im Gegentheil freuen darf zu wissen, daß es ist.

Da sowohl die Macht als das Glück dieses höchsten Wesens keiner Verminderung und keiner Vergrößerung fähig ist, so begreifen wir ferner, daß dasselbe, weil es kein Bedürfniß hat, von den Menschen Nichts verlangen kann, als was auf ihr eignes Glück abzielt. Singen, Tanzen, Kleiderwechseln, gewisse Festtage beobachten, Essen, Trinken, Thiere schlachten — lauter wichtige Dinge des heidnischen Cultus —, sowie die Lehre von der Transsubstantiation und Consubstantiation und noch gar viele andere Dogmen der christlichen Kirchen, lauter Dinge, die für den Menschen gar keinen Nutzen haben, besitzen deßhalb auch keinen Werth vor Gott; ja er sieht sie vielleicht noch für strafbar an; in keinem Falle können solche Aeußerlichkeiten etwas dazu beitragen, ihm die Menschen angenehmer zu machen.

Mit einem so süßen Troste kann gewiß der Mensch den vollen Frieden der Seele genießen, in der Hoffnung, Theil zu haben an allem Guten und Köstlichen, das Gott verleihen kann, und ohne Furcht, die schreckliche Wirkung des göttlichen Zornes in den Strafen einer ewigen Marter fühlen zu müssen. Das Schlimmste, was also einem denkenden und in sich sichern Geiste auf diesem Wege zustoßen kann, ist, sich auf eine angenehme Weise getäuscht zu haben.

Anders ist es mit den Abergläubigen; unfähig, zu glauben, daß Gott vollkommen gut und gerecht ist, lassen sie ihn nur aus einer finster-dichten Wolke zum Menschen sprechen und von diesem verlangen, daß er bei Strafe ewigen Elendes die Dinge glaube und thue, welche man ihm vorschreibt, ohne im Stande zu sein, sicher zu erkennen, ob diese Verbindlichkeit in der That durch jenes höchste Wesen selbst auferlegt sei; denn das Denken über diesen Gegenstand wird untersagt. Auf diese Weise lassen solche Leute den Gott, der allen Völkern der

Erde auf gleiche Weise seinen Blick zuwendet, partheiisch werden, indem sie ihm andichten, er begünstige gewisse Völker, selbst ohne ihre besondere Würdigkeit.

Leuten, die eine solche Lehre verbreiten, gebührt aber nicht der Name Diener Gottes, sondern vielmehr der Titel Diener des Teufels. Wenn deßhalb Menschen, die in Folge ihres Aberglaubens den Zorn Gottes so sehr fürchten, gleich den Gottlosen in Versuchung kommen zu wünschen, es möchte keinen Gott geben; so darf man sich darüber nicht wundern, obgleich ein solcher Gedanke so unnatürlich und abgeschmackt ist, daß sogar die theoretischen Gottesleugner davor zurückschaudern dürften. Leute solchen Aberglaubens haben überdieß niemals Geistesruhe, sondern haben immer mit dem Suchen der Wahrheit zu thun, ohne dieselbe entdecken zu können. Sie vernachlässigen die Stimme Gottes, die sich hierüber so klar an die ganze Welt ausspricht, und ziehen das vor, was er — wie sie meinen — einer kleinen Zahl gewisser Personen geoffenbart hat.

Um nun die letzte Wurzel des Aberglaubens auszureißen, muß man sich des vollen Rechtes der Denkfreiheit bedienen, insbesondere bei der Prüfung von religiösen Gegenständen.

Unzählige Menschen in allen Jahrhunderten gaben vor, Offenbarungen vom Himmel erhalten zu haben, die durch Wunder bekräftigt sein sollten. Alle Offenbarungen geben neue Vorstellungen von der Gottheit; alle haben neue Dogmen und neue Gebote Gottes in ihrem Gefolge, und jede ist in dem mit ihr verbundenen Cultus von der andern verschieden. Dieß Alles macht die Freiheit der ernstlichen Prüfung zu einer unerläßlichen Nothwendigkeit; denn wie wäre es anders möglich, den wahren Botschafter des Himmels vom Betrüger zu unterscheiden? Wird man diese nicht vermengen und gleichstellen, wenn man nicht die Freiheit hat zu prüfen, welche Sicherheit der einen Offenbarung oder der andern zukommt? Müssen wir doch überhaupt stets Mißtrauen hegen gegen diejenigen, die mit etwas Außerordentlichem dick thun!

Denn wenn Jemand vorgibt, Wunder zu wirken, wenn er von Offenbarungen Gottes spricht und von inspirirten Wahrheiten, so darf uns die Pracht seiner Worte nicht blenden, noch verhindern, zu betrachten, was es da Geheimes geben könne; wir dürfen uns nicht scheuen, den Dingen prüfend auf den Grund zu gehen und sie ihres pomphaften Wesens zu entkleiden, weil schon oft unter der Hülle solch' schöner Worte Aberglauben, Götzendienst, Schwärmerei und Betrügerei in der Welt Geltung gefunden haben. Sonach sind wir mächtig genug aufgefordert, uns zu völligen Herrn unserer Gedanken zu machen und in dieser Beziehung ganz selbstständig aufzutreten.

Sowie aber die Menschen vernünftiger Weise, nur vom freien Denken unterstützt, ihre Ansichten ändern, ihre alten Meinungen verlassen, neue dafür annehmen und einen wahren Glauben gewinnen können, so bestätigt namentlich das Evangelium an vielen Stellen die Pflicht dieses freien Denkens in Betreff der Religion, was mit den Forderungen der Vernunft und dem Zwecke Jesu ganz übereinstimmt. Denn Christus hatte bei dem Predigen des Evangeliums keinen andern Zweck, als die Menschen zu Herren ihrer Gedanken zu machen, so daß sie sich eben nur durch das Denken selbstthätig von allen falschen Ansichten befreien könnten, die sich überall in Bezug auf Gott und Religion fänden.

Diese Befreiung sollte endlich zu dem allgemeinen Glauben an einen unbekannten Gott und zur allgemeinen Annahme der darauf gegründeten Religion führen, wenn vorher durch die Apostel auf dem Wege der vernünftigen Erkenntniß die Gemüther der Menschen überwunden wären. Darum haben auch diese Apostel selbst nie verlangt, daß man ihnen auf ihr Wort glaube, sondern sie brachten schlagende Beweise für ihre Lehren vor. Denn wer es unternimmt, auf dem Wege vernünftiger Erkenntniß zu überzeugen, der läßt alle Autorität bei Seite und sucht unsere Uebereinstimmung nur durch die Sicherheit der Beweisführung zu gewinnen.

Es ist aber gewiß, daß diejenigen, die sich jetzt das Recht anmaßen, in Religionssachen zu entscheiden, Nichts wissen wollen von dem Vergnügen der Erörterungen mit den Personen, deren Meinungen sie nicht berichtigen, sondern verdammen, und die sie so gern in Folge der jetzt herrschenden falschen Begriffe, als Narren, Fanatiker und Ruhestörer der Verfolgung Preis geben möchten.

Christus ist es ganz besonders, der uns veranlaßt, die heilige Schrift sorgfältig zu erforschen und ihren wahren Sinn zu entdecken; und unmöglich kann er zu Gunsten irgend einer Art von Geistlichen eine ganz besondere Ausnahme zum Nachtheil der allgemeinen Gesetze des freien Denkens gemacht haben, da auf diese Freiheit wie auf einem festen Grunde sein Evangelium gestützt sein sollte und er selbst so klar und bestimmt die Grundsätze derselben aufgestellt hat. Das der ganzen Haltung Christi völlig entgegengesetzte Benehmen eben der Priester, welche sich Andern als Führer in Religionssachen aufdrängen, sowie ihre Behauptungen von dem Wesen und den Eigenschaften Gottes, vom Ansehen und Sinne der heiligen Schrift, geben einen vollgültigen Beweis, daß das freie Denken in Religionssachen eine unerläßliche Pflicht des Menschen ist.

Was haben nicht Alles die alten und neuen Priester des Heidenthums über diesen Gegenstand, das Wesen Gottes, gedacht! Sie hatten so viele verschiedene Ideen über das göttliche Wesen, als ihnen Klugheit, Eigennutz und Thorheit eingeben vermochten. Die christlichen Priester haben sich die nämliche Freiheit genommen, und wenn man die arge Bosheit sieht, mit welcher die Priester gegen einander sprachen und schrieben, so überzeugt man sich leicht, daß die Meinung des größern Theils die sinnliche Welt für das ewige Wesen nahm, das man Gott nennt. Und hierin besteht der Atheismus, dessen sich selbst die ausgezeichnetsten Lehrer der christlichen Kirche wechselseitig angeschuldigt haben.

Auf der einen Seite wird uns von den christlichen Theologen Gott erklärt als ein Wesen ohne Körpertheile und Leidenschaften, aber als heilig, gerecht, gut u. s. w. Von der andern Seite aber ist er ein Wesen nicht bloß ohne Sinneswerkzeuge und Leidenschaften, sondern auch ohne Verstand und Weisheit, ohne Willen und Mitleid, ohne Heiligkeit, ohne Güte, ja selbst ohne Wahrheit! Welche Verwirrung, welche Verschiedenheit der Ansichten nicht bloß über die Eigenschaften, sondern auch über die Natur Gottes!

Ebenso zahlreiche Spaltungen herrschen unter den Priestern in Betreff der heiligen Schriften und ihres Ansehens, in Bezug auf den Text nach den verschiedenen Handschriften, in Bezug auf die göttliche Eingebung der heiligen Schrift und die Erklärung des Sinnes so vieler Stellen derselben, wodurch eine Unzahl von Parteien unter den Priestern entstehen. Dieser Widerspruch bestärkt in hohem Grade die unerläßliche Pflicht der Denkfreiheit in Religionssachen.

Unzählige Abschriften der Bibel stammen von Leuten der verschiedensten Parteien und Ansichten, der entgegengesetztesten Temperamente und Anlagen her. Es zeigt sich an vielen Stellen der heiligen Schrift ein doppelter Sinn, ein buchstäblicher und ein geistiger, ohne daß man jedoch ein bestimmtes Merkmal hätte, ob der Sinn buchstäblich oder figürlich zu nehmen sei.

Dazu kommt noch der Umstand, daß in der heil. Schrift entweder weil der Gegenstand in allgemeinen Ausdrücken gefaßt ist, oder weil der menschliche Geist angefüllt ist von einer Unzahl von Ideen, die Sachen sich dem Gedanken verschiedener Personen, ja sogar der nämlichen, als ganz unähnliche, ja sogar als entgegengesetzte und wechselnde darstellen, wobei die Schwierigkeit mit in Betracht kommt, daß die Verbindung und Folge des Einzelnen, weil sie nicht streng ist, uns nicht dazu dienen kann, eine sichere Erkenntniß des Sinnes aufzuschließen. Selbst die gewandtesten Theologen wußten sich deß-

halb nicht vor Abweichungen und Veränderungen in Worten wie im Sinne zu schützen, und man kann mit vollem Grunde behaupten, daß es Nichts in der Welt gibt, von welchem Unbesonnene einen üblern Gebrauch machen könnten.

Daher entstehen und entstanden denn die so sehr verschiedenen Ansichten über die wichtigsten Punkte der Lehre, so z. B. die Lehre von der Dreieinigkeit, die Auferstehung der Todten, die Lehre von der Vorherbestimmung, von der Hölle, von der Sonntagsfeier, vom Amt der Bischöfe oder dem Episcopat, von der Erbsünde, von der durch Laien vorgenommenen Taufe u. A.

Schwerlich wird man heutzutage in der ganzen Christenheit irgend eine Kirche antreffen können, welche es dem Menschen nicht zur Pflicht machte, sowohl geradezu falsche Dinge, als auch für einen freien Geist offen liegende Vorurtheile zu glauben, die offenbare Widersprüche und Unmöglichkeiten in sich schließen. Und zwar geschieht dieß von Seiten der Kirchen mit so viel Ernst, Würde und Nachdruck, als wie wenn sie dadurch die heiligen Orakel Gottes vorlegten. Dadurch werden aber wahrhaft religiöse Menschen auf's Aeußerste zurückgestoßen, und die Feinde der Religion nur erfreut, weil ihnen dieß einen Vortheil an die Hand gibt, um überhaupt gegen jede Frömmigkeit, als nicht auf Wahrheit beruhend, zu Felde zu ziehen.

Zeigen sich nun in allem diesem nur Verkehrtheiten und Mißgriffe der Geistlichkeit, so nöthigt uns zum freien Gebrauche des Denkens in Religionssachen auch noch der Umstand, daß die Geistlichen mehr oder weniger selbst zugeben, ja geradezu erklären, es hätten sich in die Kirche manche Mißbräuche, Fehler und falsche Lehren eingeschlichen. Man könnte jedoch unbedenklich sagen, diese Fehler seien Nichts im Vergleich mit dem ärgerlichen Benehmen der Priester selbst, die außerdem, daß sie sich ein eignes Geschäft daraus machen, die Wahrheit nicht zu sagen, zugleich jeden aus ihrer Mitte verfolgen, der

die Wahrheit bekennt. Es ließen sich aus den Schriften berühmter Theologen die schlagendsten Stellen anführen, nach welchen die Geistlichen keine Rücksicht auf die Wahrheit zu nehmen hätten, außer wenn sie mit ihrem Priestereide, mit ihren Erklärungen und Signaturen übereinstimmt. Ein muhammedanischer Priester oder ein papistischer muß also fest verharren in seinen Irrthümern, die er einmal beschworen oder bescheinigt hat; und auch ein protestantischer Geistlicher, besonders in der Hochkirche Englands, wird das Gegentheil nicht leicht wagen dürfen.

Daher kommt es auch, daß sie es nicht leiden können, wenn ein guter Christ besser urtheilt, als der gemeine Haufen, gerade als wenn der gesunde Menschenverstand und der rechte Glaube unverträgliche Dinge wären.

Ungemein fordert aber zur Uebung des freien Denkens in Sachen der Religion der Umstand auf, daß keine Gattung von Gelehrten so sehr, wie die Geistlichen sich in Uebersetzungen von Schriftstellen und bei andern Gelegenheiten ganz gewöhnliche Verfälschungen erlauben, wenn solche zur Durchführung ihrer Sätze nöthig erscheinen; ja sie erlauben sich solche Verfälschungen nicht bloß in Fällen der Wichtigkeit, sondern sogar bei unbedeutenden Dingen. Argwohn gegen die Geistlichen erweckt zugleich der verwandte Umstand, daß christliche Priester, namentlich auch Päpste es waren, welche, um ihrem Systeme Eingang zu verschaffen, die Schriften der Römer und Griechen ganz systematisch vertilgten und vertilgen ließen.

Dazu kommt ferner noch die Gewohnheit der Priester, gegen die Ansprüche und Thätigkeit der Vernunft zu deklamiren und zu schimpfen; die Kunstgriffe und Maßregeln, deren sich dieselben oft genug bedienen, um von der Prüfung von Religionswahrheiten abzumahnen, während sie sehr auf solche Prüfung dringen, wenn sie die Wahrheit auf ihrer Seite meinen; ihre gewaltige Sorge, ihre Grundsätze schon der zartesten Jugend, welche noch nicht denkt, fest einzuprägen.

Nach allem diesem haben wir also nicht nur alle mögliche Ursache zu schließen, daß uns kein anderes Mittel übrig bleibt, als die Gedanken der Priester zu verlassen und einen freien Gebrauch unsres Denkens zu machen, wenn wir uns eine richtige und würdige Vorstellung von der Gottheit bilden, die heilige Schrift richtig auffassen und unsern Geist beruhigen wollen, mitten in den Schwierigkeiten und Vorurtheilen, welche von den Priestern ausgehen.

Von den Einwürfen, die man gegen die Freiheit des Denkens selbst aus dem Munde der biedersten Personen vernehmen kann, lautet der erste: Nicht alle Menschen haben die erforderlichen Eigenschaften, um jene Untersuchungen anzustellen, zu denen sie dadurch aufgefordert werden, daß man Allen das Recht zuerkennt, über alle Arten von Gegenständen selbst zu denken; denn die Meisten entbehren in der That die Fähigkeiten, richtig über eine speculative Frage zu denken; daher ist es gegen den gesunden Menschenverstand, zu behaupten, daß der freie Gebrauch des Denkens von Rechts wegen allen Menschen zustehe oder gar daß alle Menschen unerläßlich zu diesem freien Gebrauch verbunden seien.

Darauf ist zu erwiedern, daß, so lange Jemand sich nicht hinlänglich befähigt glaubt, einen guten Gebrauch von seinem Denken zu machen, ihn Nichts zwingt, sich in eitle Untersuchungen einzulassen, in Folge des Rechtes, das er hat, dieß zu thun. Da ferner Jedermann sich in der Nothwendigkeit befindet, gewissen Sätzen seine Annahme nicht zu versagen, und da das einzige Mittel, zu erkennen, welche Vorstellung man sich davon zu bilden habe, eben darin besteht, daß man darüber nachdenkt; so wäre es abgeschmackt, sich vorzustellen, Gott verlange unsere Annahme solcher Sätze, ohne daß er uns befähigt hätte, das wovon es sich handelt, zu durchdringen. Für Menschen, die nicht fähig sind, einen freien Gebrauch ihres Denkens zu machen, ist auch keine Verpflichtung dazu vorhanden, und für Solche hat auch die Wahrheit oder Falschheit solcher Denk-

stoffe keine Wichtigkeit. Aber dieß ist für Andere, die zum freien Gebrauch ihres Denkens befähigt sind, kein Hinderniß, sich das Recht dieses Gebrauchs stets zu wahren.

Wird uns eingewendet, daß aus der Aufmunterung der Menschen zum freien Denken eine Verschiedenheit unzähliger Meinungen entstehe, und in Folge dessen eine große Verwirrung der Gesellschaft; so ist darauf zu erwiedern, daß man dann eine Regel geben möge, die nicht noch eine größere Anzahl von Meinungen hervorbrächte, als das freie Denken hervorbringt, oder die nicht etwa, wenn sie der Verschiedenheit der Meinungen vorbeugen will, andere und zwar schlimmere Inconvenienzen hervorbrächte.

Es ist aber verkehrt, wenn man behauptet, die Verschiedenheit der Meinungen veranlasse eine Verwirrung in der Gesellschaft. Im alten Griechenland war dieß niemals der Fall, so wenig wie im alten Rom, wo neben den verschiedensten religiösen Vorstellungen ungehindert eine Menge von philosophischen Ansichten herrschten. Freilich waren auch unter den Alten Alle begeistert von einem Geiste der Milde und des Friedens, der sie dulden hieß, daß man frei dachte und solche Meinungen hegte, welche man wollte.

Wäre die verläumderische Verfolgung bei ihnen in Gebrauch gewesen; hätten sie sich wechselseitig zum Scheiterhaufen verurtheilt, in finstere Kerker geworfen, die Güter confiscirt, alle möglichen Strafen dieser Welt über einander verhängt und ebenso ewige Verdammniß gedroht, um durch dieses Mittel die unwissenden Menschen auf ihre Seite zu bringen; so würde man auch bei ihnen die Verwirrung und die Kabalen gesehen haben, die man heutzutage unter jenen Leuten sieht, welche durchaus keine Freiheit in der Wahl der Ansichten gestatten wollen. Die Erfahrung zeigt ganz klar, daß die einzige Ursache aller Verwirrung, die man gern der Verschiedenheit der Meinungen zuschreiben möchte, daher kommt, daß man die Menschen im freien Gebrauch ihrer Gedanken beschränkt; und

das einzige Mittel, solcher Verwirrung zuvorzukommen, besteht deßhalb darin, daß man sie zu Herrn ihrer Gedanken macht.

Weiter wird der Einwurf gemacht, wenn man die Denkfreiheit öffentlich anerkenne, so würden sich manche Personen einbilden können, sie seien in den Atheismus verfallen, der doch als das größte aller Uebel im Staate zu betrachten sei. Allein, daß es wirklich Atheisten gebe, ist jedenfalls so ungewiß, daß diese Annahme mit allem Recht für problematisch gelten kann, und man hat keinen gültigen Grund, zum Schutze gegen ein Ungeheuer der bloßen Vorstellung Maßregeln zu ergreifen.

Angenommen aber auch, dieses so seltene Ungeheuer des Atheismus finde sich wirklich, so kommt derselbe in der römischen Kirche verhältnißmäßig am meisten vor, weil es dort am meisten Unwissenheit gibt, und das freie Denken ein Verbrechen ist. Da nämlich auf diese Weise die Denkfreiheit verbannt wird, so bleibt den Leuten Nichts übrig, als sich in Allem, was die Religion betrifft, blindlings den Priestern hinzugeben. Und doch heißt es nichts Anderes, als sich über die heiligsten Wahrheiten lustig machen, wenn man dieselben abhängen läßt von den verschiedenen Phantasien jener eigennützigen Menschen, welche dem Irrthume ebenso unterworfen sind, wie die, welche sich auf sie berufen.

Die Anhänger der römischen Kirche würden dieß auch ganz leicht einsehen, allein der Denkfreiheit beraubt, also nur noch im Besitze der Hälfte ihres Geistes, sagen sie Amen zu Allem, was ihnen die Priester vorsagen. Unwissenheit ist also der Grund des Atheismus, und die Denkfreiheit ist ein Heilmittel gegen denselben. Will man daher annehmen, daß einige Personen Atheisten werden könnten, wenn sie Herren ihres Gedankens sind; so wird jedenfalls die Zahl der Atheisten dort, wo Denkfreiheit gestattet ist, kleiner sein, als dort, wo man sie vertreibt.

Gesetzt aber auch oder sogar zugegeben, diese Freiheit bringe eine große Anzahl Atheisten hervor; ist es nicht sicher,

daß, wenn man diese Freiheit aufhebt, eine unendlich größere Anzahl von Abergläubigen und Fanatikern entstehen wird? Sind aber diese Letztern gleichmäßig und selbst noch in einem höhern Grade für die Gesellschaft verderblich; so ist es besser, man erkennt die Denkfreiheit an, wenn sie auch die Zahl der Atheisten vermehren sollte, als daß man sie beschränkt oder aufhebt, um die Zahl der Fanatiker wachsen zu sehen.

Daß eben diese Fanatiker und Abergläubigen der Gesellschaft vielmehr schaden, als die Atheisten, ist sicher und wird namentlich auch von Bacon anerkannt.

Man wendet ferner ein, es sei eine specielle Aufgabe der Priester, daß sie für die Laien denken und sich dabei frei bewegen; denn sollte man wirklich auf die Priester weniger trauen dürfen, als auf die Aerzte, auf die Rechtsgelehrten und überhaupt auf die Leute anderer Facultäten?

Dem ist aber entgegenzusetzen, daß Niemand vom Studium irgend einer besondern Wissenschaft ausgeschlossen ist und daß sich Jedermann Kenntniß davon verschaffen kann, ohne gerade eine Profession daraus zu machen. Wozu also zwischen Theologen und Laien unterscheiden? Und würde eine solche Unterscheidung irgend Jemanden die Freiheit nehmen können, dieselbe Wissenschaft zu studieren und über einzelne Lehrsätze derselben eine eigne Ansicht zu haben? Gewiß haben wir in Bezug auf das Göttliche und die Religion ebensowenig, als in Bezug auf Recht und Heilkunde nöthig, uns eine Autorität gefallen zu lassen.

Wollte man indessen auch zugeben, daß sich die Menschen in Sachen des Rechts und der Gesundheit denen anvertrauen müssen, die hiervon Profession machen, so könnte man daraus dennoch keine Folge ziehen in Bezug auf die Theologie. Nehme ich zu einem Rechtsgelehrten oder Arzt meine Zuflucht, so bin ich darum doch nicht verpflichtet, in irgend einem Punkte seine Grundsätze oder Ansichten zu glauben, auf welche das Verfahren des Einen oder die Verordnungen des Andern gegründet

sind, weil man in diesen Dingen recht wohl durch Stellvertreter handeln kann.

Anders ist es in Dingen der Religion, wo ich verpflichtet bin, diese oder jene Meinungen persönlich anzuerkennen, und keineswegs einen Stellvertreter haben kann, da es sich um meinen eignen Glauben handelt, wenn er mir zum Heil gereichen soll. Es ist darum meine unerläßliche Pflicht, selbst über die Religionspunkte nachzudenken, während es mir auf der andern Seite ganz frei steht, die Rechtswissenschaft und Heilkunde zu studiren oder nicht zu studiren.

Die Priester haben kein Interesse, den Laien die Wahrheit zu lehren; sie begnügen sich damit, die angenommenen Meinungen, so irrthümlich sie auch sind, in Absatz zu bringen. Ja, man könnte sogar behaupten, mit Ausnahme der ganz eigentlich Rechtgläubigen, seien alle Priester eigens angestellt, um die Menschen in Irrthum zu führen, was keineswegs in gleicher Weise mit den Rechtsgelehrten und Aerzten der Fall ist. Bei den Priestern ist nicht die Rede von der Gotteswissenschaft im ächten Sinne des Wortes, sondern all' ihr Streben geht dahin, die Mittel zur Behauptung einmal angenommener Systeme aufzufinden. Und zwar ist hierin kein wesentlicher Unterschied zwischen den muhamedanischen, römischen, protestantischen, jüdischen und siamesischen Priestern.

Wären aber auch wirklich Priester, Advokaten und Aerzte in der von uns besprochenen Sache auf gleiche Linie zu stellen, so dürften jedenfalls die Priester Nichts voraus haben, und es würde auch so Nichts gegen die Denkfreiheit folgen, da man dann doch wenigstens ebensoviel Freiheit haben müßte, sich einen Priester zu wählen, als man sich frei einen Advokaten oder Arzt wählen darf.

Gegen die Freiheit des Denkens wird weiter eingewendet, es gebe gewisse Meinungen höhern Gebietes, welche in Wahrheit falsch sind, die man aber den Menschen vorschreiben muß, um die Obrigkeit in der Erhaltung des Friedens der Gesell-

schaft zu unterstützen. Ist es also vernünftig, die Leute manchmal im Gebiete der Meinungen zu täuschen, und zwar zu ihrem eignen Besten; so ist es absurd, dieselben Leute veranlassen zu wollen, daß sie über solche Gegenstände denken, deren Falschheit nicht einzusehen, für sie nur vortheilhaft ist.

Diese Ansicht ist aber in Wahrheit eine gottlose; nichts ist gottloser, als diesem Prinzip in Religionssachen Geltung zu verschaffen, und auf der andern Seite erscheint Nichts vernunftwidriger, als dieses Prinzip gerade hier in Anwendung zu bringen; denn Erfahrung und Vernunft zeigen klar, daß Nichts dem allgemeinen Besten mehr zuwider ist, als die Menschen in Sachen der höhern Erkenntniß zu täuschen, und daß dieß das größte Uebel ist, welches je dem Menschengeschlechte zustieß oder zustoßen kann.

Was kommt der Barbarei des Mordens, des Raubens, des Niedermetzelns gleich, das aus sogenannten religiösen Motiven vollbracht wurde? Den leidenschaftlichen Religionseifer macht aber die Zeit nur stärker; er macht gesunden Sinn und Klugheit unmöglich, er löst die Bande der Menschlichkeit, die uns doch die Natur selbst einflößt, kurz, er erstickt alle zärtlichern Regungen.

Außerdem kann man nicht in Abrede stellen, daß der Unterhalt so vieler Menschen, die bestimmt und nöthig sind, um die den Menschen aufgebundenen Meinungen zu vertheidigen und festzuhalten, für die Gesellschaft eine viel drückendere Last ist, als irgend eine andere, mag sie heißen, wie sie will. Also ist schon die einzige Obliegenheit, einer so ungeheuren Anzahl Geistlicher die Subsistenz zu geben, ein sehr großes Uebel für die Gesellschaft, selbst wenn man annehmen dürfte, daß sie für die unschuldigste Sache der Welt angestellt wäre, d. h. zum bloßen Essen, Trinken und Schlafen.

Der Friede und die gute Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft hängt von den moralischen Pflichten und ihrer Erfüllung ab, und wenn man dem Menschen irgend eine andere

Obliegenheit, als diese, aufbürdet, so wird der blinde Eifer, diesen neuen Obliegenheiten zu genügen, ohne Zweifel den Eifer für die Moral verringern. Deßhalb ist diese Art von Obliegenheit, welche zum Nachtheil der moralischen Pflichten auferlegt wird, der öffentlichen Ruhe sehr schädlich, um so mehr, da der Mensch in demjenigen am Sorgfältigsten und Genauesten ist, was ihm am Leichtesten erscheint.

In der That trägt auch überall der leidenschaftliche Religionseifer den Sieg über die Uebung der moralischen Pflichten davon, ja er zerstört diese Uebung bis in ihren letzten Grund. Ist Jemand ein eifriger Parteigänger der absoluten Priestergewalt, so wird die Nachsicht, die man für seine Fehler und Laster hat, soweit getrieben, daß man Alles thut, um dieselben zu verbergen, selbst wenn sie noch so öffentlich sind, und sie mit der liebevollsten Deutung zu verschleiern bemüht ist.

Widersetzt sich dagegen Jemand irgend einer Priesterlehre oder der Macht und dem Einfluß der Priester überhaupt, so wird er auf der Stelle für den infamsten Menschen gelten. Findet man Nichts Unregelmäßiges in seinen Sitten und seiner ganzen Aufführung, so greift man selbst seine Tugenden und seine unschuldigsten Handlungen an, und gibt ihnen die lieblosesste Deutung. Denjenigen gegenüber, welche die Anhänger des freien Denkens als Schlechte und Nichtswürdige behandeln wollen, halten wir den Satz entgegen, daß alle Anhänger der Denkkraft von Seiten des Charakters betrachtet für die tugendhaftesten Menschen gelten müssen.

Sie müssen tugendhaft sein, weil sie durch das Streben, für sich selbst zu denken, sich consequenter Weise von den Vorstellungen der übrigen Menschen lossagen, und weil sie die Ueberzeugung gewinnen, der ganzen Bosheit der Priester und der Verfolgung Aller ausgesetzt zu sein, welche sich blind durch die Priester leiten lassen, sowie der Feindschaft derer, die sich aus Rücksicht für ihren eignen Vortheil als Anhänger der Priester stellen. Ein Freund des freien Denkens ist dem-

nach von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er nur soviel Credit genießen werde, als ihm seine Tugend so vielen Feinden zum Trotz verschaffen und gewissermaßen erzwingen kann.

Das vollkommene Gegentheil wird den entschlossensten Frevlern zu Theil, welche der Gunst, der Unterstützung und des Nachdrucks in jeder positiv-kirchlichen Secte sicher sein können, vorausgesetzt, daß sie für diese Secte einen blinden Eifer zeigen, der in Wahrheit das schändlichste aller Laster ist. Wer sich aus der Denkfreiheit eine eigne Aufgabe macht, ist demnach schon aus Liebe gegen sich selbst gezwungen, tugend- und ehrenhaft zu handeln, während der Andächtler einen solchen Zwang nicht kennt, ja sogar der Gefahr ausgesetzt ist, ein schlechter Mensch zu werden. Denn je mehr er ein Andächtler ist, desto mehr schwache Geister, wie sie bei allen Secten in Haufen vorkommen, findet er, die stets bereit sind, ihn zu ihrem Führer zu nehmen, getäuscht durch seine Frömmelei und unfähig, sich die Ueberzeugung anzueignen, daß alle mögliche Gattungen von Aberglauben oft einen Menschen zum Spitzbuben machen, ihn aber tugendhafter zu machen, unfähig sind.

Unter allen Geistesrichtungen verlangt das freie, selbstständige Denken den meisten Fleiß und die meiste Anstrengung; der Anhänger der Denkfreiheit muß sich vollständig von allen Gewohnheiten und lasterhaften Leidenschaften losmachen, denen die unterworfen sind, welche sich ohne eigne Gedanken rein mit Nichts beschäftigen. Nur durch fortgesetztes selbstständiges Denken vermag man gründlich zu erkennen, was das menschliche Leben ist, und daß das Elend und Unglück die Folgen des Lasters, Vergnügen und ein glückliches Leben hingegen stets die Früchte der Tugend sind. Beweist uns doch die tägliche Erfahrung durch tausend Fälle unwiderleglich, daß der größte Theil der Menschen, weil sie keinen wahren Begriff vom menschlichen Leben haben, sich in der Wahl der Mittel zum Glück grob täuschen. Sie wähnen, dieses Glück bestehe darin, daß man seinen Leidenschaften fröhne; der Glaube eines

zukünftigen Glückes oder Elendes ermuntert sie sehr wenig zur Tugend; es ist also eine Art Nothwendigkeit, daß Leute, die gar nicht denken, ein regelloses Leben führen, oder wenn ihr Leben ordentlich ist, so ist dieß nur die Wirkung eines bis zur Unverderblichkeit guten Naturells.

Es gibt fast kein Land, so wenig Priester es auch immer hatte, und so wenig der Aberglaube auch daselbst blühte, wo nicht wenigstens Elemente genug vorhanden wären, um den Vertheidigern der Denkfreiheit Qualen zu bereiten. Sie mußten deßhalb entweder unter der Herrschaft des Aberglaubens unterliegen oder geduldig ertragen, daß derselbe immer neue Fortschritte machte, da sie wohl einsahen, wie wenig Gutes man von einem so unehrenhaften und unwissenden Geschöpfe, als der gewöhnliche gemeine Mensch ist, zu erwarten, wie viel Uebel man dagegen von ihm zu fürchten habe. Nichtsdestoweniger bekannten sich, von der innern unerschöpflichen Kraft ihrer Geistestugend getrieben und gehoben, die ausgezeichnetsten Geister aller Jahrhunderte zur Denkfreiheit und zu ihrer selbstständigen Ausübung. —

Die Schrift von Collins über das Freidenken machte sogleich nach ihrem Erscheinen sehr großes Aufsehen; in England selbst kamen in kurzer Zeit eine Menge von Gegenschriften heraus, und in Deutschland wurde dieselbe zum Gegenstand akademischer Disputationen und Streitschriften.

Kein geringeres Aufsehen machte in England die Schrift „von den Gründen und Beweisen der christlichen Religion," welche Collins, nachdem er elf Jahre lang nichts veröffentlicht hatte, im Jahre 1724 in englischer Sprache herausgab, und welche die Veranlassung zu nicht weniger als fünfunddreißig Gegenschriften geworden ist, die in England erschienen. Die Veranlassung zu dieser Abhandlung von Collins gab der gelehrte William Whiston, welcher Pfarrer und akademischer Lehrer in Cambridge war, aber wegen ketzerischer Ansichten im Jahr 1710 aus der Universität förmlich und feierlich ausge-

stoßen wurde. Collins vertheidigt diesen Mann einestheils wegen seiner Aufrichtigkeit, womit er von der Freiheit des Denkens in seinen Schriften Gebrauch machte, anderntheils kritisirt er dessen Ansichten über das Alte Testament und insbesondere die Bedeutung der darin enthaltenen Weissagungen.

Der Verfasser setzt dabei voraus, daß die christliche Religion auf das Judenthum, und das Neue Testament auf das Alte gegründet sei, und daß dasjenige, was mit Jesus und seinen Aposteln im Neuen Testament vorgegangen sei, sich als eine Erfüllung der prophetischen Weissagungen des Alten Testaments darstelle. Durch Anführung der im Neuen Testament aus dem Alten angeführten Stellen beweist er, daß die Apostel die christliche Religion auf das Alte Testament gegründet und sie aus demselben bestätigt haben. Das Alte Testament gilt ihm als einziger und wahrer Kanon und Bestimmungsgrund der geoffenbarten Religion; denn da Jesus Nichts Schriftliches hinterlassen habe, sein neues Gesetz darauf zu gründen, so sei die christliche Religion nur als eine Erklärung und Bestätigung der Alttestamentlichen Religion, und Juden wie Christen hätten einerlei Schriftregel.

Die Hauptbeweise für die christliche Religion, die im Alten Testament vorkommen, sind — nach Collins — im Neuen Testament von den Aposteln selbst gebraucht worden, und wenn diese Beweise gültig sind, so ist die christliche Religion auf eine unumstößliche Weise auf ihren wahren Grund gebaut worden, da Christus und seine Apostel sich selbst darauf gegründet haben und der von der Erfüllung vorausgegangener Weissagungen hergenommene Beweis viel begreiflicher erscheint, als ein solcher, der sich auf die Gültigkeit und unverfälschte Richtigkeit der Bücher und auf das Ansehen und die Glaubwürdigkeit der Zeugen gründet.

Wären die Beweisgründe aus dem Alten Testament ungültig, so würde die christliche Relgion falsch sein und könnte selbst durch Wunderwerke nicht bestätigt werden, da diese eine

an sich unrichtige Sache, wenn etwa die Weissagungen des Alten Testaments in der Person Jesu von Nazareth nicht erfüllt worden wären und die von Christus vollbrachten Wunder nicht eben dies bestätigt hätten, unmöglich hätten gültig machen können. Trotz der vielen Wunder, die Jesus gethan, haben ja die Juden dennoch nicht an ihn geglaubt, weil sie sich aus den, wiewohl falsch verstandenen, Schriftstellen, des Alten Testaments ihren Messias als einen weltlichen Erretter ihres Volkes dachten, welche Vorstellung auch die Jünger Christi eine Zeitlang theilten.

Demnach sind die Wunder Christi nur Beweise der christlichen Religion, insofern sie im Alten Testament verkündigt und sowie sie verkündigt worden, im Neuen Testament geschehen sind. Ueberdieß beweisen die aus dem Alten Testament im Neuen angeführten Beweise bloß vorbildlich, in geistigem Sinne und gleichnißweise den Inhalt des Neuen Testaments, wie auch Christus und seine Apostel selbst sie gedeutet haben. Wollte man die Erfüllung der Alttestamentlichen Weissagungen im Neuen Testament auf den nächsten Wortsinn gründen, so müßte man den Juden und andern Feinden der christlichen Religion gegenüber die Sache derselben verloren geben.

Die christliche Religion ist überhaupt im Alten Testament nicht nach dem Buchstaben, sondern bloß nach einer mystischen und bildlichen Weise geoffenbaret; sie hat aus dem Alten Testament ihre göttliche Gültigkeit und faßt den geheimen Sinn des Alten Testaments in sich, ist gewissermaßen ein geheimes und geistiges Judenthum, so daß die bekehrten Heiden durch diese geistige Deutung ebenfalls mystische oder geistige Juden werden müssen. Ehe die Heiden Christen werden konnten, mußten sie zuvor den göttlichen Ursprung der jüdischen Religion glauben und die Schriften des Alten Testaments als göttliche Schriften annehmen. Hatten sie diese angenommen, so erlangten die auf den geheimen Sinn der Schriften des Alten Testaments gegründeten Beweise bei diesen Heiden ebendieselbe überzeugende Kraft, die sie bei den Juden hatten.

Indem Collins zeigt, daß die Anwendungen messianischer Weissagungen im Neuen Testament durchaus nur in einem geistigen und darum irrigen Sinne gemeint seien, glaubt er bewiesen zu haben, daß der ganze christliche Glaube, sowie der Glaube an Jesus als den im Alten Testament geweissagten Messias grund- und haltlos sei. Dieß ist die Grundtendenz seiner ganzen Schrift über die Gründe und Beweise der christlichen Religion, dieß seine Schwäche und sein Fehler: er verwechselte das Geschichtliche mit dem Dogmatischen im Christenthum.

Diese Tendenz der Schrift von Collins konnte natürlich den Gegnern nicht verborgen bleiben; es entspann sich eine lebhafte Debatte über den aus den Alttestamentlichen Weissagungen hergenommenen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums, und Collins selbst trat im Verlauf des Streits nochmals mit einer Schrift hervor, welche im Jahre 1726 erschien und den Titel führt: „Das System vom buchstäblichen Sinne der Weissagungen untersucht.“ Diese Entgegnung beschloß seine literarische Thätigkeit.

Siebentes Capitel.

Der Graf von Shaftesbury.

Schon Locke hatte einen besondern Nachdruck auf Erfüllung des Gesetzes, sowohl des göttlichen, als auch des christlichen, gelegt und ohne diese Gesetzeserfüllung den Glauben als nichtig erklärt. Ueberhaupt war bei allen religiösen Freidenkern, die wir bisher kennen gelernt haben, die praktische oder sittliche Seite in der Religion über das Geheimnißvolle gesetzt worden.

Diese sittliche Tendenz des Geistes, als der eigentliche Gehalt der Vernunft, wurde zum Grundbegriff der religiösen Lebensanschauung erhoben durch den geistreichen und gewandten Grafen von Shaftesbury, den die orthodoxen Gegner des religiösen Freidenkens als „listigen Feind der Religion" hingestellt haben. Er suchte den innern Werth des sittlichen Verhaltens ins rechte Licht zu setzen und der Tugend die gebührende Selbständigkeit zu verschaffen, indem er auf die angeborne sittliche Bestimmung des Menschen zurückging und die innere Harmonie und Schönheit der Tugend hervorhob, die ihm als Maßstab und Prüfstein der geoffenbarten Religion galt.

Anthony Ashley Cooper, später Graf von Shaftesbury, war im Jahre 1670 in London geboren und der Enkel jenes als Staatsmann berühmten ersten Grafen von Shaftesbury, welcher uns bereits oben als Freund und Gönner Locke's begegnet war. Locke war nicht bloß der Lehrer des Vaters

unsers Freidenkers, sondern dieser selbst wurde vom Großvater nach Locke's pädagogischen Grundsätzen erzogen und durch eine Erzieherin im Griechischen und Lateinischen unterrichtet. Im Jahre 1683 wurde er auf die Schule zu Winchester gebracht, die er drei Jahre besuchte, um dann im Jahr 1687 auf Reisen zu gehen.

Nachdem er in seinem neunzehnten Jahre aus Italien und Frankreich zurückgekehrt war, wurde ihm eine Stelle als Mitglied des Parlaments angetragen, die er jedoch ausschlug, um sich ganz den ästhetischen und philosophischen Studien zu widmen. In seinem vierundzwanzigsten Jahre nahm er jedoch eine auf ihn gefallene Wahl zum Mitgliede des Unterhauses an, welches er bis zur Auflösung des Parlaments im Jahre 1698 blieb. Am Ende seiner zwanziger Jahre blieb er unter fremdem Namen einige Zeit in Holland, wo er mit dem französischen Freidenker Pierre Bayle viel verkehrte, mit welchem er auch später einen regelmäßigen Briefwechsel führte. Im Jahre 1699, nach dem Tode seines Vaters, wurde er Graf von Shaftesbury und nahm seinen Platz im Oberhause ein, den er als eifriger Vertheidiger der bürgerlichen Freiheit mit Ehren behauptete.

Schon als Jüngling hatte Shaftesbury eine Abhandlung über die Tugend und das Verdienst geschrieben, wovon er einige seiner Freunde Abschriften nehmen ließ. Einer derselben, Toland, gab die Abhandlung wider Wissen und Willen des Verfassers heraus, welcher die gedruckten Exemplare wieder aufkaufte, und die Abhandlung später in überarbeiteter Gestalt in seinen „Charakteristiken" wieder veröffentlichte.

Seine freisinnigen Grundsätze als Staatsmann veranlaßten ihn im Jahre 1703 England abermals zu verlassen; aus dem Auslande zurückgekehrt, lebte er in literarischer Zurückgezogenheit. Das Aufsehen, das seit dem Jahre 1705 gewisse schwärmerische und exaltirte Protestanten aus Frankreich, gewöhnlich nur die französischen Propheten genannt, in England

machten, bewog unsern Grafen, im Jahre 1708 einen an den Minister Somers gerichteten „Brief über die Schwärmerei" zu veröffentlichen, worin er soviel komische Kraft der Satyre über diese Schwärmer ausgoß, daß dieselben sehr bald wieder verschwanden. Auf verschiedene Angriffe, welche dieser Brief erfuhr, antwortete Shaftesbury nicht.

Im Jahre 1709 erschienen von ihm zwei Schriften, unter dem Titel: „Die Moralisten oder eine philosophische Rhapsodie" und: „Der gesunde Menschenverstand oder über die Freiheit des Humor's"; im Jahre 1710 das „Selbstgespräch oder Rath an einen Schriftsteller"; im Jahre 1716 erschienen nach seinem Tode die schon früher, in den Jahren 1706 bis 1710 geschriebenen „Briefe an einen jungen Mann auf der Universität." Obgleich Shaftesbury hatte unverheirathet bleiben wollen, so vermählte er sich doch auf vieles Zureden seiner Freunde im Jahre 1709 mit einer Verwandten, von welcher er einen einzigen Sohn erhielt.

Im Jahre 1711 gab er seine gesammelte Schriften unter dem Titel: „Charakteristiken von Menschen, Sitten, Meinungen und Zeiten" in drei Bänden heraus und begab sich dann aus Gesundheitsrücksichten, um des mildern Klima's willen, nach Neapel, wo er im Jahre 1713, in seinem zweiundvierzigsten Lebensjahre, starb. Eine vollständige Sammlung aller seiner Schriften kam nach seinem Tode heraus; eine deutsche Uebersetzung liegt uns vor, unter dem Titel: „Des Grafen von Shaftesbury philosophische Werke. Aus dem Engl. übersetzt. 3 Bände. Leipzig, 1776", an welche wir uns bei der folgenden Darstellung der Gedanken Shaftesbury's halten.

Religion und Tugend — so lehrt unser Autor — sind von mancher Seite so nahe verwandt, daß man sie durchgängig für unzertrennliche Gefährten zu halten pflegt, und wir sind so geneigt, uns die vortheilhaftesten Begriffe von ihrer Verbindung zu machen, daß wir es fast für Sünde halten, sie im Reden, ja nur im Gedanken zu trennen. Gleichwohl stoßen

uns zuweilen Fälle auf, die sich mit dieser allgemeinen Voraussetzung nicht zu vertragen scheinen. Wie viele Leute gibt es nicht, denen es bei dem Schein des größten Eifers in der Religion an den gemeinsten Neigungen der Menschlichkeit fehlt, die den höchsten Grad von Verkehrtheit und Verderbniß zeigen!

Andere dagegen, die wenig Achtung vor der Religion beweisen und für wirkliche Atheisten gelten, leben den Vorschriften der Moral getreu und äußern in manchen Fällen so viel Rechtschaffenheit und Wohlwollen gegen das menschliche Geschlecht, daß wir fast gezwungen werden, sie für tugendhaft zu halten. Ueberhaupt finden wir auch bloß moralische Grundsätze von solchem Gewicht, daß wir in unserm Verkehr mit den Menschen uns selten mit der stärksten Versicherung ihres Eifers in der Religion begnügen, so lange wir nicht noch etwas mehr von ihrem Charakter erfahren. Sagt man uns von Jemanden, er habe Religion, so fragen wir noch: wie steht's um seine Moral? Hören wir aber zuerst, er habe rechtschaffene moralische Grundsätze und sei ein Mann von natürlicher Gerechtigkeit und Gutherzigkeit, so fällt es uns selten ein, noch die weitere Frage zu thun, ob er auch religiös und fromm sei.

Im Ganzen oder dem Weltall ist entweder Alles einer guten Ordnung gemäß, Alles zur Beförderung eines allgemeinen Wohls aufs Vollkommenste eingerichtet, oder es findet sich etwas dem Widersprechendes, was besser geordnet, weiser und zweckmäßiger für das allgemeine Wohl der Dinge oder des Ganzen hätte eingerichtet sein können. Ist Alles, was da ist, einer guten Ordnung gemäß und auf das Beste eingerichtet, so folgt nothwendig, daß kein wahres Uebel, kein Uebel in Rücksicht auf das Ganze vorhanden sei.

Alles demnach, was so beschaffen ist, daß es wirklich nicht besser hätte sein oder irgend besser geordnet werden können, ist vollkommen gut. Soll man aber in der Ordnung der Dinge

etwas ein Uebel oder böse nennen können, so muß es möglich sein, daß es seiner Natur nach hätte besser eingerichtet oder geordnet werden können; denn wenn diese Möglichkeit fehlt, so ist es vollkommen und so, wie es sein sollte.

Was wirklich böse ist, muß entweder durch Absicht, das heißt mit Erkenntniß und Verstand, oder durch Ungefähr und bloßen Zufall hervorgebracht sein. Im erstern Falle wäre das, welches alle Dinge regiert, nicht eine gute, mit Absicht wirkende Grundursache. Im andern Fall kann keine mit Absicht wirkende Grundursache, kein verständiger Geist, man denke ihn gut oder böse, die Ursache aller Dinge sein.

Nimmt man eine mit Absicht wirkende Grundursache an, welche bloß das Gute hervorbringt, das Böse dagegen, das durch Zufall oder entgegenwirkende böse Absicht hervorgebracht wird, nicht verhindern kann; so muß man nothwendig auch annehmen, daß dieser höhere gute Geist ohnmächtig und unvollkommen sei, da er jenes Böse nicht verbessert oder überall hindert.

Wer glaubt, daß Alles durch eine mit Absicht wirkende Grundursache oder durch ein verständiges Wesen, das nothwendig gut und unwandelbar sei, auf das Beste regiert, geordnet und eingerichtet werde, der ist ein vollkommener Theist. Wer gar kein mit Absicht und Verstande wirkendes höheres Wesen, noch sonst eine Ursache, Richtschnur oder Einrichtung der Dinge glaubt, als den Zufall, der ist ein vollkommener Atheist. Wer nicht ein einziges mit Absicht und Verstande wirkendes höchstes Wesen glaubt, sondern zwei, drei oder mehrere, wenn sie gleich ihrer Natur nach gut sind, der ist ein Polytheist. Wer glaubt, daß das Eine oder die mehreren höheren Wesen nicht schlechterdings und nothwendig gut sind und das Beste wählen, sondern nach bloßer Willkür und Phantasie zu handeln fähig sind, der ist ein Dämonist.

Schwerlich kann man von Jemanden mit Gewißheit behaupten, er sei ein Atheist; denn wenn nicht alle seine Ge-

danken zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten aller Voraussetzung oder Vorstellung von Absicht in den Dingen unverändert entgegen sind, so ist er kein vollkommener Atheist. Ebenso, wenn Jemandes Gedanken nicht zu allen Zeiten fest und entschlossen jeder Vorstellung von Zufall und Ungefähr oder böser Absicht in den Dingen entgegen sind, so ist er kein vollkommener Theist. Glaubt aber Jemand mehr an Zufall und Verwirrung, als an Absicht; so ist er, weil diese Meinung bei ihm herrschend ist, mehr für einen Atheisten, als für einen Theisten zu halten.

Alle angeführte Gattungen, nämlich Dämonismus, Polytheismus, Atheismus und Theismus können vermischt sein; nur den eigentlichen Atheismus schließt Religion völlig aus. Wie vertragen sich aber alle diese verschiedenen Meinungen über ein höheres Wesen mit Tugend und Verdienst, mit einem rechtschaffenen oder moralischen Charakter?

Da jedes Geschöpf sein bestimmtes Interesse oder Gut hat, so muß auch ein gewisser Zweck da sein, auf welchen sich Alles in seiner Einrichtung natürlicher Weise beziehen muß. Ist irgend Etwas, es sei in seinen Begierden, Leidenschaften oder Neigungen diesem Zwecke nicht zuträglich, sondern ihm zuwider; so müssen wir dieß nothwendig als etwas Böses für das Geschöpf ansehen; und solchergestalt ist es böse in Absicht auf sich selbst, sowie es unstreitig in Absicht auf Andere seiner Art böse ist, wenn solche Begierden oder Leidenschaften es irgend veranlassen, ihnen Schaden zu thun.

Ist nun die natürliche Einrichtung eines vernünftigen Geschöpfs von der Beschaffenheit, daß eben die Unregelmäßigkeit der Begierden, wodurch es in Rücksicht auf Andere böse wird, es auch in Rücksicht auf sich selbst böse macht, und daß eben die Regelmäßigkeit der Neigungen, wodurch es in der einen Rücksicht gut wird, es auch in der andern gut macht; so ist diese Güte, wodurch es Andern nützlich wird, ein wahres Gut, ein wahrer Vortheil für sich selbst, und so fände es sich dann, daß Tugend und Glückseligkeit zusammentreffen.

Von keinem Wesen können wir sagen, daß es gänzlich und durchaus böse sei, wofern wir nicht nachweisen können, daß dasjenige, was wir böse nennen, sonst nirgends in keinem andern System oder in keiner andern Ordnung der Dinge gut sei. Was also bei einem vernünftigen Geschöpfe ganz und gar nicht aus Neigung entspringt, ist in der Natur dieses Geschöpfes weder gut, noch böse; weil es nur dann für gut oder böse gehalten werden kann, wenn das Wohl oder Uebel des Systems, womit es in Verbindung steht, der unmittelbare Gegenstand einer Leidenschaft oder Neigung in ihm ist. Welche Neigungen sind nun aber gut und natürlich, welche böse und unnatürlich?

Jede Neigung zu irgend einem Dinge, das für ein Privatgut gehalten wird, aber kein wirkliches, sondern nur ein eingebildetes Gut ist, erscheint, weil sie überflüssig ist und andere nothwendige und gute Meinungen schwächet, an sich selbst verkehrt und böse, selbst in Rücksicht auf das Privatinteresse oder die Glückseligkeit des Geschöpfes. Findet sich also bei einem Geschöpfe eine mehr als gewöhnliche Zusammenziehung in sich selbst oder Sorge für sein Privatinteresse, wobei das Interesse seiner Gattung oder des Ganzen nicht bestehen kann, so ist das in jeder Hinsicht eine böse und verkehrte Neigung. Und dieß ist es, was wir gewöhnlich Selbstsucht nennen, und an jedem Geschöpf, wo wir es irgend wahrnehmen, so sehr mißbilligen.

Wenn auf der andern Seite die Neigung für unser Privatwohl, man mag sie für so selbstsüchtig halten, als man immer will, nicht allein wirklich mit dem allgemeinen Wohle bestehen kann, sondern gewissermaßen dazu beiträgt; wenn sie von der Art ist, daß das Wohl des ganzen Geschlechts befördert wird, wann sie sich bei jedem Individuum befindet; so ist sie nicht allein auf keinerlei Weise böse oder tadelnswürdig, sondern vielmehr schlechterdings nothwendig, wenn ein Geschöpf gut sein soll. Denn wenn der Mangel einer solchen Neigung,

wie z. B. des Triebes der Selbsterhaltung dem ganzen Geschlechte zum Nachtheil gereicht; so macht der Mangel dieser Neigung ein Geschöpf ebensowohl böse und unnatürlich, als der Mangel irgend einer andern natürlichen Neigung.

Unsere Neigung zu unserm Wohl kann gut oder böse sein; Alles daher, was wir aus bloßer Neigung für unser eignes Beste thun, sei es noch so vortheilhaft für die ganze Gattung, zeugt nicht weiter von unserer Güte, als insofern die Neigung selbst gut ist. Wir mögen in irgend einem besondern Falle noch so gut handeln; beherrscht uns im Grunde bloß diese selbstsüchtige Neigung, so sind wir dabei an uns selbst noch immer lasterhaft. Ebenso verhält sich's, wenn diese Selbstsucht, sei sie auch noch so gemäßigt, bei Jemanden die Triebfeder solcher Handlungen ist, die eigentlich aus einer natürlichen Neigung gegen seines Gleichen entspringen sollten. Wenn überhaupt alle Neigungen oder Leidenschaften dem allgemeinen Wohl oder dem Wohl der ganzen Gattung gemäß sind, dann ist die natürliche Gemüthsart vollkommen gut. Fehlt es hingegen an einer erforderlichen Neigung, oder ist irgend eine vorhanden, welche überflüssig oder schwach oder auf irgend eine Weise nachtheilig oder jenem Hauptzweck entgegen ist; dann ist die natürliche Gemüthsart und folglich das Geschöpf selbst gewissermaßen verderbt und böse.

Sei ein Geschöpf noch so edelmüthig, wohlwollend treu, mitleidig, als es immer will; fehlt ihm dabei das Vermögen, über das was es selber thut oder Andere thun sieht, nachzudenken und dadurch zu erkennen, was rechtschaffen und anständig ist, so kann man nicht sagen, daß es tugendhaft sei. Denn nur so und nicht anders kann es Begriffe von Recht und Unrecht haben; nur so ist es fähig zu fühlen oder zu beurtheilen, ob Etwas aus gerechter, billiger und guter Neigung oder aus dem Gegentheil geschehen sei. Unrecht besteht nicht in solchen Handlungen, welche bloß Schaden verursachen; sondern nur dann ist Etwas Unrecht, wenn es aus mangelhafter oder verkehrter Neigung geschieht.

Sonach finden wir, inwiefern Rechtschaffenheit und Tugend von Erkenntniß dessen, was recht und unrecht ist, und von einem solchen Gebrauche der Vernunft abhängen, welcher hinreicht, uns eine richtige Anwendung der Neigungen zu sichern, so daß nichts Scheußliches oder Unnatürliches, nichts Unanständiges, nichts auf die Zerstörung der natürlichen Neigung Abzielendes auf irgend eine Art oder durch irgend einen Grundsatz oder Begriff von Ehre oder Religion jemals als ein guter und würdiger Gegenstand der Hochachtung geliebt oder gesucht werden darf.

Gibt es also Etwas in der Welt, welches die Menschen unter dem Vorwande einer göttlichen Vollmacht oder irgend eines gegenwärtigen oder künftigen Gutes zu Verrätherei, Undankbarkeit oder Grausamkeit anhält; gibt es Etwas, welches die Menschen lehrt, ihre Feinde aus Liebe zu verfolgen oder Kriegsgefangene zur Lust zu peinigen, oder Menschen zu opfern, oder sich selbst aus Religionseifer für ihren Gott zu quälen, abzumergeln und zu verstümmeln, oder irgend eine barbarische und viehische That als etwas Verdienstliches und Löbliches zu begehen; und sollte auch allgemeine Gewohnheit es billigen und Religion es zum Gesetz machen; so ist und kann es doch nie, auf welche Art und in welchem Sinne man es nehmen mag, Tugend sein, sondern ist und bleibt abscheuliche Verderbniß, mögen es auch Mode, Gesetz, Gewohnheit oder Religion noch so sehr gut heißen; denn diese können selbst verkehrt und böse sein, niemals aber die ewigen Regeln, die unwandelbare, unabhängige Natur der Rechtschaffenheit und Tugend umändern.

Daraus ergibt sich, daß diejenigen Geschöpfe, welche bloß durch sinnliche Gegenstände bewegt oder gerührt werden können, entweder gut oder böse sind, je nachdem ihre sinnlichen Neigungen beschaffen sind. Ganz anders aber verhält sich's mit Geschöpfen, welche vernünftige Gegenstände des moralischen Guten zu fassen fähig sind. Denn stünde es bei Jemanden

dieser Art um die sinnlichen Neigungen auch noch so schlecht, sie hätten aber wegen der vorhin erwähnten vernünftigen Neigungen nicht die Oberhand; so bleibt offenbar die Gemüthsart in der Hauptsache gut, und ein solcher Mensch wird mit Recht von Allen für tugendhaft gehalten.

Wenn sich in einem Theile der Gemüthsart böse Leidenschaften oder Neigungen festgesetzt haben, während in einem andern Theile die Neigungen zum moralischen Guten so mächtig sind, daß sie jene Bemühungen ihrer Gegenpartei völlig überwinden; so ist dieß der größte mögliche Beweis, daß ein starkes Prinzip von Tugend zu Grunde liegt und sich der natürlichen Gemüthsart völlig bemächtigt hat. Wo sich hingegen keine böse Leidenschaften regen, da kann ein Mensch wohlfeileren Kaufes tugendhaft sein, das heißt: er kann den bekannten Regeln der Tugend gemäß leben, ohne ein so starkes Prinzip von Tugend zu haben, als der Andere. Wenn aber dieser Andere, bei dem die Tugend so starke Wurzeln geschlagen hat, endlich alle jene innern Hindernisse aus dem Wege schafft, so verliert er gewiß Nichts an Tugend; vielmehr, da er bloß das verliert, was seine Gemüthsart befleckte, ist seine Tugend dann um so viel reiner, höher und vollkommener.

Es gibt also verschiedene Grade von Tugend bei vernünftigen Geschöpfen, und so findet man Laster und Tugend mannichfaltig vermischt und abwechselnd herrschend in den verschiedenen Charakteren der Menschen. Und so schwer es ist, von Jemanden zu behaupten, er sei ein vollkommener Atheist, eben so schwer muß es sein, Jemanden für verderbt oder lasterhaft zu erklären, indem es selbst unter den abscheulichsten Bösewichtern sehr wenige gibt, die nicht noch etwas von Tugend besitzen sollten. Es ist eben so schwer, einen vollkommen bösen, als einen vollkommen guten Menschen zu finden; denn wo noch irgend eine gute Neigung übrig ist, da ist auch gewiß noch etwas von Güte oder Tugend vorhanden.

Da die Natur der Tugend in einer gewissen richtigen

Gesinnung oder angemessenen Neigung eines vernünftigen Geschöpfs gegen die moralischen Gegenstände des Rechts und Unrechts besteht; so kann bei einem solchen Geschöpfe Nichts die Tugend zerstören oder sie unwirksam machen, als was entweder das natürliche und richtige Gefühl von Recht und Unrecht zerstört oder ein verkehrtes Gefühl desselben hervorbringt oder verursachte, daß sich dem richtigen Gefühl widerstrebende Neigungen entgegensetzen. Auf der andern Seite kann Nichts das Prinzip der Tugend unterstützen oder befördern, als was entweder das Gefühl von Recht und Unrecht nährt und stärkt, oder es ächt und unverdorben erhält, oder in letzterm Falle dasselbe durch Unterdrückung und Ueberwältigung der entgegengesetzten Neigungen herrschend macht.

Da Gefühl von Recht und Unrecht uns ebenso natürlich ist, als natürliche Neigung selbst, und ein Hauptprinzip unserer ganzen Konstitution und Einrichtung ausmacht; so gibt es keine speculative Meinung, Ueberzeugung oder Glaubenslehre, welche vermögend wäre, es unmittelbar oder geradezu aufzuheben oder zu vertilgen. Was ursprüngliche, reine Natur ist, kann durch Nichts, als entgegengesetzte Fertigkeit und Gewohnheit — diese andere Natur — verdrängt werden. Und da dieses Gefühl eine ursprüngliche Neigung ist, die sich am frühesten im Herzen regt, so vermag nur entgegengesetzte Neigung durch häufigen Zwang und Widerstand so stark auf sie zu wirken, daß sie dadurch entweder zum Theil vermindert oder gänzlich ausgerottet wird. Selbst der ausschweifendste Glaube, die ungereimtesten Meinungen vermögen nicht das Gefühl von Recht und Unrecht aus dem Herzen zu vertilgen, ohne der Seele die größte Gewalt anzuthun.

Verkehrtes Gefühl oder falsche Einbildung von Recht und Unrecht können bloß von der Macht einer widernatürlichen Gewohnheit oder Erziehung herrühren, wie in solchen Ländern, wo aus herrschender Gewohnheit oder politischer Anordnung gewisse ihrer Natur nach schändliche und abscheuliche Hand-

lungen beständig mit Wohlgefallen angesehen und für löblich gehalten werden.

Was nun den Atheismus betrifft, so scheint es nicht, daß er unmittelbar im Geringsten falsche Begriffe von Recht oder Unrecht verursachen könne. Denn wiewohl ein Mensch durch Gewohnheit oder durch ein lasterhaftes Leben, wozu ihm der Atheismus die Hände bietet, mit der Zeit viel von seinem natürlichen moralischen Gefühl verlieren mag; so ist doch wohl schwerlich der Atheismus in sich selbst Ursache, daß man irgend etwas als schön, edel und verdienstlich liebe und schätze, was wirklich das Gegentheil ist. Aber das ist gewiß, daß vermittelst verderbter Religion oder Aberglaubens die unnatürlichsten, abscheulichsten, unmenschlichsten Dinge oft etwas an sich selbst Vortreffliches, Gutes und Löbliches angesehen werden.

Und das ist gar kein Wunder; denn so oft die Religion etwas seiner Natur nach Häßliches und Abscheuliches als vorgeblichen Willen einer höchsten Gottheit anpreist, und es dem Anhänger dieser Religion darum nichtsdestoweniger böse und hassenswerth vorkommt: so muß dann die Gottheit nothwendig die Schuld tragen und als ein seiner Natur nach böses und hassenswürdiges Wesen angesehen werden, so sehr man übrigens aus Mißtrauen oder Furcht vor ihr kriechen und um ihre Gunst betteln mag. Ueberhaupt aber verbietet uns die Religion dergleichen Gedanken von der Gottheit; immer befiehlt sie neben der Verehrung und Anbetung auch Liebe und Hochachtung. So oft sie also Liebe und Bewunderung einer Gottheit lehrt, deren Charakter irgend etwas Böses zeigt, so lehrt sie zu gleicher Zeit Liebe und Bewunderung dieses Bösen und macht also, daß etwas für gut und liebenswürdig gehalten wird, was an sich selbst hassenswerth und abscheulich ist.

Gäbe es eine Religion, welche Liebe und Anbetung eines Gottes lehrte, der tückisch, zum Zorn geneigt, grimmig und rachgierig wäre; käme noch zu dem Charakter dieses Gottes, daß er Hinterlist und Falschheit liebte und also Betrug und

Verrätherei unter den Menschen aufmunterte, daß er einigen Wenigen günstig und gegen die Uebrigen grausam wäre; so müßte eine solche Religion, wenn sie stark eingeschärft würde, Wohlgefallen und Ehrerbietung gegen die Laster dieser Art einschärfen und also natürlich das Gemüth ihrer Anhänger arglistig, parteiisch, rachgierig und betrüglich machen; denn selbst die abscheulichsten Ausschweifungen und schwärzesten Verbrechen müssen demjenigen in manchen Fällen edel und vortrefflich dünken, der sie an einem Wesen findet, das er mit Ehrerbietung betrachtet.

Ist indessen der Dienst und die Verehrung einer solchen Gottheit nichts weiter als äußerliche Form, was bloß durch Beispiel, Gewohnheit, Zwang oder Furcht bewirkt wird; ist im Grunde keine wahre Theilnahme, Hochachtung oder Liebe damit verknüpft, so kann freilich der Begriff von Recht und Unrecht dabei vielleicht ziemlich unverdorben bleiben. Wird der Anhänger einer solchen Religion in dem Gehorsam gegen die Gebote seiner vermeinten Gottheit oder in der Ausübung dessen, was er zur Befriedigung derselben für nöthig hält, bloß durch Furcht getrieben, und thut seiner Neigung zuwider Etwas, was er innerlich als barbarisch und unnatürlich verabscheut: so hat er noch Gefühl von Recht und Unrecht und empfindet das Böse in dem Charakter seines Gottes, so sehr er sich auch in Acht nehmen mag, sich darüber auszulassen oder nur für sich selbst darüber nachzudenken und sich eine feste Ueberzeugung zu bilden. Versöhnt er sich aber unmerklich, so wie sein Religionsglaube und seine Andachtsübungen zunehmen, immer mehr und mehr mit dem Eigensinn, der Bosheit, Parteilichkeit und Rachsucht seiner geglaubten Gottheit; so wird er sich in demselben Verhältniß auch mit diesen Eigenschaften selbst immer mehr aussöhnen, und zuletzt werden die grausamsten, ungerechtesten und barbarischsten Handlungen durch den mächtigen Einfluß dieses Vorbildes ihm nicht allein gerecht und erlaubt, sondern göttlich und nachahmungswürdig vor-

kommen. Die Tugend der natürlichen Gemüthsart kann unmöglich gegen seinen Religionseifer Stand halten, so lang eine so verkehrte, unmoralische Gottesfurcht Einfluß auf ihn hat.

Wie also der böse Charakter eines Gottes die Neigungen eines Menschen verdirbt und das natürliche Gefühl von Recht und Unrecht zerrüttet und schwächt; so ist hingegen Nichts wirksamer, um richtige Begriffe und ein gesundes Urtheil von Recht und Unrecht zu befestigen, als der Glaube an einen Gott, welcher immer und in jeder Rücksicht als ein wahres Muster und Beispiel der genauesten Gerechtigkeit, der höchsten Güte und Vortrefflichkeit vorgestellt wird. Eine solche Vorstellung der göttlichen Vorsehung und Güte, die sich über Alles erstreckt und sich in unwandelbarem Wohlwollen gegen das Ganze äußert, muß uns nothwendig mächtig antreiben, in unserer Sphäre nach gleichen Grundsätzen der Gerechtigkeit und des Wohlwollens zu handeln. Und haben wir einmal das Wohl unserer Gattung oder des Ganzen als Zweck und Ziel vor Augen, so ist es unmöglich, daß wir irgend zu falschen Begriffen oder einem irrigen Gefühl von Recht und Unrecht verleitet werden.

In diesem Falle kann also die Religion, je nachdem sie beschaffen ist, großen Vortheil oder Schaden stiften, die Atheisterei aber an und für sich eigentlich keins von beiden. Denn ob sie gleich mittelbar Gelegenheit sein kann, daß Jemand ein richtiges und hinreichendes Gefühl von Recht und Unrecht verliert; so wird sie doch, bloß als Atheisterei betrachtet, niemals eine falsche Art desselben veranlassen. Denn dieß kann nur durch falsche Religion oder phantastische Meinungen, die gewöhnlich aus Aberglauben und Leichtgläubigkeit entspringen, bewirkt werden.

Glaubt nun Jemand an Gott, welcher seiner Vorstellung nach bloß unumschränkte Macht über seine Geschöpfe beweist und vermittelst besonderer Strafen und Belohnungen blinden Gehorsam gegen seinen unbedingten Willen fordert, und wird

er demzufolge bloß durch Hoffnung auf Belohnung oder Furcht vor der Strafe angetrieben, das Gute zu thun, welches er hasset, oder sich des Bösen zu enthalten, wogegen er sonst nicht die geringste Abneigung hat; so findet in diesem Falle Nichts von Tugend oder Güte Statt, und ein Solcher hat ungeachtet seines guten Verhaltens so wenig von der Tugend als wenn er frei von aller Besorgniß seiner natürlichen Neigung gemäß handelte.

Glauben wir jedoch an einen Gott, den wir für liebenswürdig und gut halten, und den wir als solchen bewundern und verehren; schreiben wir ihm außer bloßer Macht und Erkenntniß die höchste Vortrefflichkeit der Natur zu, die ihn mit Recht zum würdigsten Gegenstande allgemeiner Liebe und Hochachtung macht; und leuchtet aus Allem, was uns von ihm erzählt und gelehrt wird hohe und vorzügliche Achtung gegen das hervor, was gut und vortrefflich ist, Sorgfalt für das Wohl Aller, Wohlwollen und Liebe gegen das Ganze: so muß ein solches Muster unstreitig viel dazu beitragen, die Neigung zur Tugend zu erwecken und zu stärken, und uns nicht wenig behülflich sein, alle andern Neigungen dieser einzigen zu unterwerfen und dienstbar zu machen.

Wenn der Glaube an künftige Belohnungen und Strafen vermögend ist, diejenigen aufrecht zu erhalten, welche in Gefahr stehen, durch böse Neigungen zum Abfall von der Tugend bewogen zu werden; so kann auch, wenn eine Seele durch falsche Meinungen und verkehrte Grundsätze gegen einen rechtschaffenen Wandel abgeneigt gemacht und dagegen verleitet ist, ein lasterhaftes Leben jenem vorzuziehen, eben dieser Glaube in diesem Falle das einzige Hülfs- und Rettungsmittel werden. Und wenn Hoffnung auf Belohnung nichts anders ist, als Liebe und Sehnsucht nach dem reinen Genuß der Tugend oder nach der Ausübung selbst in einem künftigen Leben; so ist eine solche Hoffnung so weit entfernt, der Tugend nachtheilig

zu sein, daß sie vielmehr eine desto aufrichtigere Liebe derselben, eine bloß sich selbst zum Zweck habende Liebe beweist.

Selbstsüchtig kann man dieses Prinzip mit Recht nicht nennen; denn wenn Liebe zur Tugend nicht bloß Selbstinteresse zum Grunde hat, so gilt eben das, wenn man bloß um der Tugend willen das Leben liebt und ewig zu leben wünscht. Gründet sich aber die Begierde zu leben bloß auf einen übermäßigen natürlichen Abscheu vor dem Tode, auf Liebe zu etwas Anderem als tugendhafter Neigung, oder auf Widerwillen gegen etwas anders als diese Neigung zu verlieren; dann ist sie nicht länger ein Merkmal wahrer Tugend.

Man halte von einem künftigen Leben oder von den Belohnungen und Strafen jener Welt, was man will, so muß doch der, welcher als ein ächter Theist einen herrschenden Geist, ein über die Natur erhabenes Wesen glaubt, welches alle Dinge mit höchst vollkommener Güte, Weisheit und Macht regiert, auch nothwendig glauben, daß die Tugend ihrer Natur nach gut und vortheilhaft sei. Denn Nichts wäre wohl ein stärkerer Beweis von ungerechter Anordnung, von Mängeln und Unvollkommenheiten in der allgemeinen Einrichtung der Dinge, als wenn die Tugend natürlicher Weise ein Geschöpf unglücklich, Laster aber es glücklich machte.

Es ist außer Zweifel, daß die Bewundrung und Liebe der Ordnung, der Harmonie und des Ebenmaaßes, wo man sie auch finde, natürlicher Weise die Gemüthsart verbessere, die geselligen Neigungen stärke und die Tugend mächtig befördern helfe, welche letztere selbst nichts anders ist, als Liebe der Ordnung und Schönheit in der Gesellschaft. Bei den geringsten Dingen in der Welt nimmt der Anblick der Ordnung uns ein und zieht unsere Neigung an sich. Sehen wir nun aber in der Ordnung der Welt selbst Nichts als Regelmäßigkeit und Schönheit, so muß die Bewunderung und Hochschätzung der Ordnung nothwendig höher steigen, und der edle Enthusiasmus oder die Liebe zur Schönheit, welche der Tugend

so beförderlich ist, muß um so mehr zunehmen, je größer und herrlicher der Gegenstand ist, an dem sie sich übt. Denn unmöglich läßt sich eine solche göttliche Ordnung ohne Begeisterung und Entzücken betrachten, da schon in den gewöhnlichen Gegenständen der Wissenschaft und der freien Künste Alles, wo sich Harmonie und Ebenmaß findet, für Jeden, der die Sache versteht oder selbst ausübt, so hinreißend und entzückend ist. Wäre nun der Gegenstand und Grund dieser göttlichen Leidenschaft nicht wirklich wahr oder ihr entsprechend, d. h. wäre der theistische Glaube falsch; so ist doch die Leidenschaft an sich selbst insofern natürlich und gut, als sie zur Beförderung der Tugend und Güte gereicht. Ist aber auf der andern Seite der Gegenstand dieser Leidenschaft wirklich wahr und ihr entsprechend, d. h. ist der theistische Glaube gegründet und nicht eingebildet, dann ist auch die Leidenschaft angemessen und unumgängliche Pflicht für jedes vernünftige Geschöpf.

Hieraus läßt sich nun das Verhältniß der Tugend zur Religion richtig bestimmen: die erstere wird nur durch die letztere vollkommen; denn wo diese fehlt, da kann nimmer so viel Wohlwollen, Standhaftigkeit, unerschütterliche Beharrlichkeit im Guten, nie soviel Ordnung und Uebereinstimmung der Neigungen oder Gleichförmigkeit der Gesinnungen und Grundsätze stattfinden. Die höchste Vollkommenheit der Tugend beruht also auf dem Glauben an einen Gott.

Ein lebendiges Wesen handelt, wenn es durch die Leidenschaften oder Neigungen geschieht, die ihm eigen sind; was ein lebendiges Wesen, als solches betrachtet, thut oder handelt, das kann bloß aus Antrieb irgend einer Neigung oder Leidenschaft, als Furcht, Liebe oder Haß geschehen, und da es unmöglich ist, daß eine stärkere Neigung eine stärkere überwiege, so muß nothwendig ein Geschöpf sich auf diejenige Seite neigen, wo die Neigungen oder Leidenschaften überhaupt am stärksten sind und entweder durch ihre Kraft oder ihre Anzahl

die mächtigste Partei bilden; und dieses Uebergewicht ist es, was seine Handlungen lenkt und bestimmt.

Die Neigungen und Leidenschaften, welche die Handlungen eines lebendigen Wesens nothwendig lenken und bestimmen, sind entweder die natürlichen Neigungen, welche das Wohl des Ganzen zum Zweck haben; oder die Selbstneigungen, welche bloß auf das Privatwohl abzwecken; oder solche, die zu keiner von beiden Arten gehören, die weder auf das allgemeine, noch auf das Privatwohl abzielen, sondern beiden entgegenwirken und die daher mit Recht unnatürliche Neigungen heißen können.

Natürliche Neigungen können in besondern Fällen ausschweifen und widernatürlichen Grad erreichen. Selbst die Religion, als eine Leidenschaft von der edlern Art, kann bei gewissen Gemüthern überspannt, über ihr natürliches Verhältniß hinausgetrieben und ebenfalls in einem zu hohen Grade stattfinden. Der Zweck der Religion ist, uns in allen moralischen Neigungen und Gesinnungen, in der Ausübung aller Pflichten vollkommener und fertiger zu machen. Werden wir nun durch die Gewalt andächtiger Entzückungen und Betrachtungen hieran gehindert, werden wir dadurch unfähiger zu den wesentlichen Pflichten der Gesellschaft, dann kann man mit Wahrheit sagen, unsere Religion sei zu stark. Denn Aberglaube läßt sich's unmöglich nennen, so lange der Gegenstand der Frömmigkeit der wahre, und der Glaube orthodox ist; es ist bloß Uebermaß eines heiligen Eifers, der in diesem Falle so sehr hinreißt, daß der Fromme in weltlichen Dingen nachlässiger wird, sich um die geringeren und zeitlichen Angelegenheiten der Menschen weniger bekümmert.

Böse oder lasterhaft ist ein Geschöpf, wenn entweder die gemeinnützigen Neigungen schwach oder mangelhaft sind, oder wenn die eigennützigen oder Privatneigungen zu stark sind; oder wenn solche Neigungen entstehen, die zu keiner von diesen beiden Arten gehören und nicht im Geringsten weder zum Wohl des allgemeinen, noch des Privatsystemes abzwecken.

Die natürlichen Neigungen, die sich nämlich auf Liebe, Gefälligkeit, Wohlwollen und Sympathie mit unsers Gleichen oder unserer Gattung gründen, sind das nothwendige Erforderniß und einzig wahre Mittel zum frohen Selbstgenuß, und der Mangel derselben macht uns unfehlbar elend. Die Eigennützigen oder Privatneigungen, wenn sie zu stark sind oder höher steigen, als die gehörige Unterordnung unter die wohlwollenden und natürlichen Neigungen es leidet, machen uns ebenfalls elend. Die unnatürlichen Neigungen aber, das heißt solche, die weder das Wohl der Art oder des Ganzen, noch das Privatwohl oder Selbstinteresse des Geschöpfs zum Grunde haben, machen den höchsten Grad des Elendes aus. Da nun nach dem allgemeinen Begriffe von Laster und Bosheit Keiner lasterhaft oder böse sein kann, als entweder durch Mangel oder Schwäche der natürlichen Neigungen, oder durch die Heftigkeit der selbstsüchtigen, oder durch die durchaus unnatürlichen Neigungen; so folgt nothwendig — wenn anders jedes dieser Stücke dem Geschöpf so sehr zum Nachtheil und Verderben gereicht, daß sein höchstes Elend daraus entspringt — daß derjenige, welcher lasterhaft oder böse ist, elend und unglückselig sein und jede lasterhafte Handlung uns böse und unglücklich machen müsse.

So hat die Weisheit des ersten und höchsten Wesens und Beherrschers der Welt es so eingerichtet, daß unser Privatinteresse und Privatwohl auf's Genaueste vom allgemeinen Wohl abhängt, und daß jedes Geschöpf, welches dieses letztere nicht zu befördern sucht, wirklich sich selbst, seiner eignen Glückseligkeit und Wohlfahrt im Wege stehet. Es ist dann geradezu sein eigner Feind und kann unmöglich gegen sich selbst gut sein und sein eignes Wohl befördern, so lange es nicht gegen die Gesellschaft und gegen das Ganze, von dem es einen Theil ausmacht, gut und nützlich ist. Die Tugend also ist das Einzige, wodurch der Mensch glücklich sein kann, und ohne welches er nothwendig unglücklich sein muß; so ist also Tugend das Wohl, und Laster das Uebel eines Jeden.

Es kommt mir beinahe so vor, man habe deßwegen in unserer heiligen Religion einige der heroischsten Tugenden so wenig in Anschlag gebracht, weil alle Uneigennützigkeit weggefallen wäre, hätte man ihnen auf die unendlichen Belohnungen Anspruch gegeben, welche die Vorsehung durch die Offenbarung andern Pflichten bestimmte. Privatfreundschaft, Eifer für das allgemeine Beste, für unser Vaterland sind bloß willkürliche Tugenden eines Christen, und keine wesentlichen Bestandtheile seiner Menschenliebe. Er ist nicht so sehr an die Angelegenheiten dieses Lebens gefesselt, er braucht sich in keine solche Verbindungen mit dieser niedern Welt zu verwickeln, die ihm Nichts dazu helfen, der Erbe einer bessern zu werden. Sein Wandel ist im Himmel; er bedarf keiner solchen unzähligen Sorgen und Unruhen hienieden auf der Erde, die ihm den Weg dorthin versperren oder ihn bei dem eifrigen Geschäfte, für das Heil seiner Seele zu sorgen, aufhalten könnten.

Sollte aber doch der edeln Rolle des Patrioten oder des wahren Freundes eine kleine Belohnung nach diesem Leben aufgespart sein, so bleibt dieß immer hinter dem Vorhange und bleibt uns zum Glück verborgen, damit wir sie desto mehr verdienen, wenn sie uns zu Theil werden. Jede dieser Tugenden hatte auch unter dem jüdischen Volke ihre glänzenden Beispiele, und sie wurden den Leuten auf gewisse Weise als ehrenvoll, als nachahmungswürdig empfohlen. Allein der heroischen Tugend dieser Personen ward bloß die gewöhnliche Belohnung des Lobes zu Theil, und Anspruch auf künftige Vergeltung konnte sie unter einer Religion nicht machen, die keinen Zustand nach dem Tode lehrte, die von keinen andern Belohnungen und Strafen wußte, als von zeitlichen, die auf das geschriebene Gesetz Beziehung hatten.

Und so wurde den Juden sowohl, als den Heiden ihre eigne Philosophie zur Führerin gegeben, damit sie in dem erhabenen Theil der Tugend unterrichtet und durch die Vernunft zu dem angespornt würden, was ihnen niemals durch einen

ausdrücklichen Befehl auferlegt war. Es waren in diesem Falle weder Belohnungen versprochen, noch Strafen gedroht; daher ging die Uneigennützigkeit nicht verloren, die Tugend hing von der freien Wahl ab, und das Edle der Handlung litt keinen Abbruch; wer edelmüthig sein wollte, hatte die Mittel dazu.

Es kann unmöglich ein Anderer, als ein Bösewicht, wünschen, es wäre kein Gott; denn dieser Wunsch streitet mit dem allgemeinen Besten und selbst mit unserem Privatvortheil, wenn man es recht betrachtet. Treibt aber einen Menschen keine solche Bosheit, seinen Glauben zu ersticken, so muß er nothwendig eine elende Meinung von Gott haben und ihn bei Weitem nicht für so gut halten, als er selber zu sein überzeugt ist, falls er sich einbildet, daß der unparteiische Gebrauch seiner Vernunft bei irgend einer Art von Untersuchung sein Schicksal in einem künftigen Leben in Gefahr setzen, oder daß eine niedrige Verleugnung seiner Vernunft und eine Nachkünstelung des Glaubens, die für seinen Verstand zu hoch sind, ihn zu Wohlthaten in der andern Welt berechtigen könne. Dieß heißt, ein Augendiener in der Religion, ein bloßer Schmarotzer der Andacht sein.

Es ist die armseligste Bettlerzuflucht von der Welt, die man so gewaltig ausposaunt hat, und die viele hochgelehrte Herren für einen wichtigen Grundsatz halten, die Menschen sollten nur Glauben zu erlangen und ihren Glauben bis auf's Aeußerste zu treiben suchen. Denn wenn am Ende Nichts an der Sache wäre, so würde eine solche Täuschung nicht schaden; wäre aber etwas daran, so würde es für sie sehr nachtheilig sein, wenn sie nicht den stärksten Glauben gehabt hätten. Allein sie irren sich so sehr, daß sie gewiß, so lange sie diesen Wahn haben, ihrem Glauben weder Beruhigung und Glückseligkeit in dieser, noch günstige Aussichten für jene Welt verdanken können. Ohne zu rechnen, daß unsere Vernunft, die den Betrug weiß, auf einen solchen Grund nie eine vollkommene

Beruhigung bauen kann, sondern uns oft fortreißen und in ein Meer von Zweifeln und Verwirrungen stürzen wird; so müssen wir uns auch wirklich in unserer Religion verschlimmern und immer eine schlechtere Meinung von der Gottheit bekommen, so lange sich unser Glaube auf so nachtheilige Vorstellungen von ihr gründet.

Man sollte glauben, es sei leicht zu begreifen, daß Erbitteruug und Beleidigung, Zorn und Rache, Eifersucht auf Ehre und Macht, Ruhmsucht, Ehrsucht u. dergl., nur beschränkten Wesen zukommen und nothwendig von einem vollkommenen und unbeschränkten Wesen ausgeschlossen sind. Allein wenn wir uns nie einen bestimmten Begriff von der moralischen Vollkommenheit gemacht haben, oder wenn wir der Vernunft nicht trauen können, die uns sagt, es könne nur moralisch Vollkommenes in Gott Platz finden, so können wir auch keiner Sache trauen, die Andere von ihm erzählen, oder die er uns selber von sich offenbart; wir müssen vorher davon überzeugt sein, daß er gut ist und nicht hintergehen kann. Ohne diese Ueberzeugung ist kein wirklicher Religionsglaube, keine Zuversicht möglich.

Wenn es nun wirklich eine Vorläuferin der Offenbarung, eine vorhergehende Bezeugung der Vernunft gibt, die uns versichert, es sei ein Gott und er sei dabei so gut, daß er uns nicht hintergehen könne; so wird uns auch eben die Vernunft, wenn wir ihr trauen wollen, beweisen, Gott sei so gut, daß er die Besten von uns an Güte übertreffe. Sonach können wir keine Furcht, keinen Argwohn haben, die uns das Leben verbittern, denn nur Bosheit, keine Güte kann uns besorgt machen.

Die Offenbarung rechtfertigt sich selbst durch ihren Gehalt, sie braucht keine Prüfung zu scheuen. Ist sie nur auf der Grundlage äußerlicher Beweise und als historisches Fürwahrhalten eine Wahrheit, dann steht sie auf schwachem Grunde. Man wird sicherlich zur Ehre der christlichen Welt zugeben,

daß ihr Glaube, zumal der der protestantischen Kirchen, auf einer bessern Grundlage ruht, und daß von verständigen Theologen die Schrift keineswegs für ein Meisterstück und vollkommenes Kunstwerk erklärt, vielmehr zugegeben wird, daß die heiligen Schriftsteller je nach den besten Kräften und nach ihrer Individualität geschrieben haben. Nur die Hauptsachen, welche die Autorität der Offenbarung bestätigen, sind es, was unsere Theologen mit der besten Evidenz, deren die Sache fähig ist, beweisen zu müssen glauben.

Diese Evidenz kann aber unmöglich eine äußere sein, Inspiration und Schwärmerei lassen sich nicht durch äußere Merkmale unterscheiden. Inspiration ist ein wirkliches Gefühl göttlicher Gegenwart, Schwärmerei ein falsches, und man kann die Inspiration mit Recht eine göttliche Schwärmerei nennen. Die Prüfung der Geister, ob sie von Gott sind, die Unterscheidung der ächten und falschen Wunder ist bedingt durch Selbsterkenntniß; wir müssen vorerst wissen, welches Geistes Kinder wir selbst sind. Der einzige Maßstab, der genommen werden kann, ist die Sittlichkeit und Unterscheidung dessen, was gut und recht ist, in den Gesinnungen.

Wie es das sicherste Kennzeichen eines gläubigen Christen ist, nicht mehr nach einem künftigen Zeichen oder Wunder zu fragen, so ist die sicherste Stellung im Christenthum die Stellung dessen, welcher durch Nichts dieser Art Eindruck machen läßt. Denn ist das Wunder auf der Seite seines Glaubens, so ist es überflüssig, und er bedarf desselben nicht; ist es gegen seinen Glauben, so wird er, sei es so groß als es will, nie im Geringsten Rücksicht darauf nehmen oder es für etwas anders als Betrug halten, und käme es auch von einem Engel.

Die Heiden, die keine Schrift hatten, mochten zu Wundern ihre Zuflucht nehmen, und vielleicht hatte ihnen die Vorsehung ihre Orakel und Prodigien als eine unvollkommene Art von Offenbarung bewilligt. Auch die Juden hatten um ihres harten Herzens und ihres noch härtern Verstandes willen diese Ver-

willigung, als sie hartnäckig nach Zeichen und Wundern fragten. Aber die Christen an ihrem Theile hatten eine weit bessere und wahrere Offenbarung, sie hatten ihre deutlichern Orakel, ein vernünftigeres Gesetz und eine klarere Schrift, die ihre eigne Kraft mit sich führt.

Die heiligen Stifter und inspirirten Urheber unserer Religion forderten, wie es scheint, keinen so strengen Beifall, oder so unbedingten Glauben für ihre Schriften und Offenbarungen, als spätere nicht inspirirte Lehrer ohne Unterstützung irgend eines göttlichen Zeugnisses oder Wunders für ihre Auslegungen und Erklärungen gefordert haben. Die frühesten und schlimmsten Ketzer waren, wie man sagt, die sogenannten Gnostiker, die von ihrem vermessenen Anspruch auf gewisse Erkenntniß und Einsicht der größten Geheimnisse des Glaubens ihren Namen bekamen. War also diese dogmatische Gewißheit und Vermessenheit der gefährlichste Zustand menschlicher Meinungen, so muß der skeptische und bescheidene aller Wahrscheinlichkeit nach der sicherste sein.

Nichts ist gewisser, als daß unsere heilige Religion in ihrer ursprünglichen Einrichtung so sehr von aller Philosophie und verfeinerten Speculation abgesondert wurde, daß sie derselben gewissermaßen schnurstracks entgegengesetzt zu sein schien. Man konnte nicht nur ein Skeptiker in allen streitigen Punkten der gelehrten Schulen, sondern sogar in allen Dingen dieser Art völlig unwissend, und doch in seiner Religion, seinem Glauben und Gottesdienst vollkommen sein.

Die römisch-christliche, vormals katholische Kirche hat mit Hülfe ihrer bekehrten Kaiser ihre wachsende Hierarchie immer mehr zu befestigen gewußt; sie zog gar weislich die mancherlei Arten von Aberglauben und Enthusiasmus der Menschen in Betrachtung und prüfte die verschiedenen Eigenschaften und Kräfte einer jeden. Alle diese anscheinenden Widersprüche menschlicher Leidenschaft wußte sie in ihre politische Form und in das derselben untergeordnete System der Theologie einzuflechten;

sie wußte sich Beides, die feinsten Speculationen der Philosophie und die gröbsten Ideen der pöbelhaften Unwissenheit zu Nutzen zu machen; sie sah, daß Nichts verschiedener sei, als derjenige Enthusiasmus, welcher den einfachern Betrachtungen der göttlichen Existenz gemäß bloß auf geistige Dinge, und derjenige, welcher auf äußeres Ebenmaaß, Pracht der Gebäude, Cerimonien, Prozessionen, Chöre und andere dergleichen Dinge ging, die das Auge und das Ohr bezaubern.

Aus diesem Grunde vermehrte sie sogar noch diese letztere Art und führte die Religion in einem noch viel blendendern Schmuck von Tempeln, Statuen, Gemälden, Altar- und Meßgewändern und Kathedralgepränge auf. Die Wahrheit zu sagen, ist es aber nur eine pöbelhafte Art von Enthusiasmus, die vornehmlich durch Gepränge und Cerimonien erregt wird, und durch Kelche und Kerzen, Gewänder und bildliche Tänze auf sich wirken läßt. Doch wurden diese Dinge aller Wahrscheinlichkeit nach in jenen Zeiten für keine geringe Ingredienzien der Andacht gehalten, da noch bis auf diese Stunde dergleichen einen so wirksamen Einfluß auf manche Andächtige unter uns äußert, die am wenigsten für abergläubig, vielmehr für Leute von der feinen Welt gehalten werden.

Die weise Hierarchie, die dieß gehörig abwog, zugleich aber wohl einsah, daß es andere Temperamente und Herzen gab, die sich nicht so leicht durch diese äußern Lockungen fangen lassen, wies einen andern Theil der Religion für Proselyten von anderm Charakter und Temparament an, denen sie einen ganz andern Weg einzuschlagen erlaubte, den innern Weg der Betrachtung und der göttlichen Liebe.

Sie ist in der That soweit entfernt, sich vor dem bloßen Enthusiasmus oder der ekstatischen Art von Andacht zu fürchten, daß sie ihren Mystikern erlaubt, im entzückungsvollsten und ganz seraphischen Tone zu schreiben und zu predigen; sie vergönnt ihnen gewissermaßen, allen äußern Gottesdienst bei Seite zu setzen und über Form und Außenwerk zu triumphiren, bis

etwa ihre verfeinerte Religion soweit geht, daß sie entweder ausdrücklich oder dem Scheine nach die Ausübung der gemeinen Cerimonialpflichten widerräth. Dann freilich thut sie dem vorgeblich übertriebenen und ausschweifenden Enthusiasmus, welcher ihrem hierarchischen Staate sonst gefährlich werden würde, Einhalt.

Wenn neuere Gesichter, Prophezeihungen, Träume, Bezauberungen, Wunder, Teufelsbeschwörungen und dergleichen mehr zu demjenigen gehören, was wir Fanatismus oder Aberglauben nennen, so ist es gewiß, daß sie diesem Geist seinen vollen Lauf läßt, wobei sie gleichwohl auf der andern Seite sinnreichen Schriftstellern es nicht verwehrt, diese geistlichen Kunststücke auf eine feine Art in Zweifel zu ziehen. Dieß ist jene alte Hierarchie, die in Betracht ihrer ersten Stiftung, ihrer Politik und der Konsistenz ihres ganzen Gebäudes und ihrer Einrichtung nothwendig in gewisser Hinsicht majestätisch und ehrwürdig scheinen muß, selbst solchen Augen, die wir gewöhnlich nicht für schwach und blöde zu halten pflegen.

Dieß sind die geistlichen Eroberer, welche gleich den ersten Cäsaren mit einem kleinen Anfange zu einer fast allgemeinen Monarchie den Grund legten. Kein Wunder, wenn noch jetzt der unmittelbare Anblick dieser hierarchischen Residenz, der Stadt Rom und ihres Hofes, auf Fremde von andern Kirchen eine außerordentliche Wirkung thut. Kein Wunder, wenn die erstaunten Zuschauer nachmals so gern entweder den grauenhaftesten Abscheu gegen alle priesterliche Regierung fassen oder sie hingegen so sehr bewundern, daß sie sogar eine Zusammenschmelzung oder Wiedervereinigung mit dieser alten Mutterkirche wünschen.

In der That scheint die Ausübung der Macht, so willkürlich oder despotisch sie immer sei, unter einer solchen geistlichen Souveränetät, die soweit ausgedehnt, so alt und in einer so langen Succession fortgegangen ist, weniger unerträglich zu sein, als unter den kleinen Tyranneien und nachäffenden

Regimentsformen einiger neuern Prätendenten. Die erstere kann sogar verfolgen, ohne daß es sie sehr übel kleiden; die letztern aber, die gern ihre Autorität von der erstern ableiten und auf ihr successives Recht propfen möchten, müssen nothwendig eine sehr tölpische Figur machen. Und indem sie sich bestreben, sich dasselbe Ansehen von Unabhängigkeit von der bürgerlichen Obrigkeit zu geben, indem sie dieselbe Gewalt im Staat, dieselbe Größe, Pracht und Pomp im Gottesdienst affectiren, machen sie sich äußerst lächerlich in den Augen Aller, die eine gesunde Beurtheilungskraft besitzen und Originale von Kopien zu unterscheiden wissen.

Es ist gewiß, daß in einem Lande, wo der Glaube seit langer Zeit von Vater auf Sohn fortgeerbt worden, und wo Meinungen durch das Gesetz befohlen werden, dem gemeinen Volke wenig Gelegenheit und Freiheit übrig bleibt, seine Meinung zu ändern oder über die Wahl seines Religionsglaubens nachzudenken. Sobald eine Regierung es für gut findet, sich um die Meinungen der Menschen zu bekümmern, und durch ihre unumschränkte Gewalt irgend einen besondern Glauben zum Gesetz zu machen, so ist vielleicht keiner so lächerlich und ungeheuer, daß er nicht sein Glück machen sollte. Gewiß ist, daß der Muhamedanismus, das Heidenthum, das Judenthum oder irgend ein anderer Glaube so gut als der wahrste auf diesem Grunde stehen kann. Wer jetzt ein rechtgläubiger Christ ist, würde kraft dieser Zucht unfehlbar ein ächter Muselmann oder ein ebensolcher Erzketzer geworden sein, wenn er an einem andern Orte zur Welt gekommen wäre.

Aus diesem Grunde kann nirgends ein vernünftiger Glaube stattfinden, als da wo Vergleichung erlaubt ist, Untersuchung frei steht und eine aufrichtige Toleranz herrscht. Stimmt der Glaube, den die Obrigkeit angenommen hat oder empfiehlt, nur einigermaßen mit Vernunft und Wahrheit überein, so wird er so viel Gnade vor den Augen der Menschen finden, als Vernunft und Wahrheit selbst nur wünschen können. So große

Schwierigkeiten in besondern Speculationen und Geheimnissen desselben sich auch finden mögen, so wird der bessere Theil der Menschen sich bemühen, darüberhin zu sehen; sie werden glauben, was ihre Vernunft nur halten will, und ihrem Glauben die Sporen geben, um desto geselliger zu sein und sich desto besser zu dem zu bequemen, was ihr Interesse in Verbindung mit ihrer guten Laune sie als glaubwürdig anzunehmen geneigt macht.

Jedermann weiß, daß man unter Ketzerei eine Halsstarrigkeit des Willens, nicht bloß einen Mangel am Verstande versteht. Aus diesem Grunde ist es unmöglich, daß ein Mensch von Ehrliebe und guter Laune ein Ketzer sei, und sich aus unbedeutenden Ursachen oder ohne durch große Erbitterung gereizt zu werden, von seinem Nationalgottesdienste absondern könne. Von kleinen Inquisitoren verfolgt, mit Züchtigung oder Strafgesetzen bedroht, als gefährlich oder verdächtig ausgezeichnet, an hohen Orten mit ausstudirtem Witz und allen Künsten der Verleumdung gelästert werden: dieß sind wahrlich Reizungen und Erbitterungen genug für die üble Laune und kann Leute zur Absonderung bewegen, die vorher nie einen solchen Gedanken hatten. Aber die Macht der guten Laune in der Religion ist so groß, daß sie die Menschen sogar mit einem Glauben aussöhnen kann, in welchem sie nie erzogen worden und gegen welchen sie vorher ein Vorurtheil gefaßt hatten.

Gibt es irgend auf Erden ein kräftiges Mittel, die heiligste Wahrheit verdächtig zu machen, so ist es dieß, daß man sie durch Drohungen unterstützt und die Leute zum Glauben an dieselbe zu schrecken sucht. Dieß ist eine Art Herausforderungen der Menschen in einer Sache, wo sie sich ihrer Ueberlegenheit und Sicherheit vor allen Angriffen bewußt sind. Der schwächste Sterbliche findet in sich selbst, daß er, wenn gleich überlistet, getäuscht und irre gemacht, doch niemals gezwungen werden kann in Dingen, die seine Meinung oder seinen Beifall betreffen; und wenig Menschen haben so geringe Kenntniß von

der menschlichen Natur und von dem, was ihnen mit Andern ihres Geschlechts gemein ist, um nicht einzusehen, daß derjenige, welcher für Dinge, die einzig und allein einen Andern angehen, einen großen Eifer beweist, aller Wahrscheinlichkeit nach dabei sein eignes Privatinteresse haben müsse.

Sollte Jemand unwillig sein, daß man sich für Religionsfreiheit und wechselseitige Duldung erklärt, so möge er über die Ursache seiner Beunruhigung und übeln Laune reiflich nachdenken. Würde er einen strengen Blick in sich selbst werfen, so würde er ohne Zweifel finden, daß es nicht Eifer für Religion und Wahrheit ist, was ihn bei dieser Gelegenheit aufbringt. Denn lebte er unter einem Volke, wo er nicht die geringste Hoffnung hätte, seiner eigenen Art des Gottesdienstes den Vorrang zu verschaffen, so würde er gewiß in dieser unserer Lehre von Duldung und Nachsicht Nichts Verkehrtes finden. Es ist eine unstreitige Thatsache, daß jede schwächere Religionspartei, wenn sie gleich vormals selbst verfolgt hat, doch, sobald sie nun auch Verfolgung leiden soll, augenblicklich zu den Grundsätzen der Mäßigung ihre Zuflucht nimmt.

Das ganze Geheimniß dieser Erbitterung oder dieses aufsteigenden Unwillens bei meinem frommen und eifrigen Leser ist also dieß: da er dem Interesse einer Partei mit Leib und Seele ergeben ist, die bereits im Besitz oder in Erwartung der zeitlichen Vortheile steht, welche mit einem besondern Glauben verknüpft sind, so ermangelt er nicht als ein eifriger Parteianhänger jede abweichende Meinung mit eifersüchtigem Auge anzusehen und alle diejenigen Mittel zu rechtfertigen, die er für dienlich hält, ihre weitere Ausbreitung zu verhindern. Er weiß, wenn Jemand in Religionssachen nicht den rechten Glauben hat, daß die Gefahr bloß sein eigen ist. Wenn Meinung verdammt, so verdammt Laster gewiß ebensosehr. Und doch wird unser Mann leicht finden, wenn er sich selbst nur im Geringsten ausforschen will, daß er bei Weitem keine so hitzige Bekümmerniß wegen der Sittlichkeit der Menschen,

keinen so heftigen Unwillen gegen ihre Laster empfindet, wenn sie nur von der Art sind, daß sie ihn nicht beunruhigen, und hieraus wird er dann leicht den Schluß machen können, daß die Leidenschaft, die er in diesem Falle fühlt, nicht aus reinem Eifer, sondern aus Privatinteresse und zeitlicher Nacheiferung herrührt.

Was für Mittel und Methoden man irgend jemals gebraucht haben mag, einen bereits öffentlich eingeführten Religionsglauben zu erhalten oder weiter auszubreiten, so ist Nichts einleuchtender, als daß der erste Anfang desselben auf jene natürliche Gefälligkeit und gute Laune gegründet gewesen sein muß, die uns zum Vertrauen gegen die Menschen geneigt macht. Schrecknisse allein, wären sie auch mit Zeichen und Wundern jeder Art vergesellschaftet, sind nicht im Stande, jenen aufrichtigen Glauben, jenes uneingeschränkte Zutrauen hervorzubringen, welches die Menschen für den göttlich autorisirten Lehrer, für ihr geistliches Oberhaupt nothwendig haben müssen.

Die Neigung und Liebe, wodurch eine wahrhafte Anhänglichkeit an die neue Religionsstiftung zuwege gebracht wird, kann in nichts Anderm, als einer wahren oder verstellten Güte des Religionsstifters ihren Grund haben. Welch' ein gewaltiger Ehrgeiz ihn auch beseelen, welch' ein wilder Eifer oder Verfolgungsgeist auch im Hinterhalt liegen mag, bereit auszubrechen, sobald Ansehen und Macht erworben ist: so wird doch die erste Scene seiner Lehre uns gewiß nichts anderes vor Augen stellen, als die angenehmen Aussichten von Freude, Liebe, Sanftmuth, Gelindigkeit und Mäßigung. Wohlwollen und brüderliche Liebe sind sehr lieblich klingende Wörter; aber wer sollte sich's träumen lassen, daß aus dem Ueberfluß des Wohlwollens und der christlichen Liebe Stahl, Galgen, Feuer und Rad hervorwachsen würden, und ein so kräftiger wirksamer Gebrauch dieser Mittel, daß dadurch zu gleicher Zeit die weltliche Größe der Seelenhirten und das besondere Interesse der ihnen anvertrauten Seelen, für deren Wohl sie so liebreich bekümmert sind, würde befördert werden?

Man kann das Menschengeschlecht mit Fug und Recht in Denker und Nichtdenker eintheilen. Die eigentlichen Nichtdenker sind solche, welche sich noch nicht zu dem glücklichen Gedanken erhoben haben, vermöge dessen sie einsehen sollten, wie nothwendig das Denken sei und wie gefährlich der Mangel desselben ihnen werden müsse. Die denkenden Menschen hingegen, welche den zum richtigen Denken erforderlichen Fleiß und Aufmerksamkeit erkennen und bereits auf diesen Grund gebaut haben und Anfänger im Denken geworden sind, werden, sowie sie weiter kommen, immer mehr von der Nothwendigkeit überzeugt, nicht umsonst und vergebens zu denken und nicht zu ruhen, bis sie das angefangene Werk völlig geendigt und zu Stande gebracht haben.

Es ist wahr, einige Hindernisse lassen sich in diesem Falle wohl vorwenden; Gespenster können Einem in die Quere kommen und Schattenbilder der Vernunft können sich gegen die Vernunft selbst auflehnen. Aber wer einmal von Herzen zur Fahne der Vernunft und des Denkens geschworen hat, der wird sich nicht leicht bewegen lassen, ihnen ungetreu zu werden; er wird sich nicht einen Augenblick aufhalten oder zwingen lassen, stille zusehen und sich zu ergeben, wenn er an dergleichen Markscheiden oder Grenzpfeiler kommt, die man hie und da mit der Aufschrift: Bis hieher und nicht weiter! errichtet hat. Wahrlich, keine Gewalt auf Erden vermag uns auf diesem Wege aufzuhalten, wofern wir nicht selbst die Schlagbäume oder Schranken machen; unser eigner Gedanke muß unserm Denken Einhalt thun. Und wie können wir je urtheilen, daß dieser zurückhaltende Gedanke richtig ist, wofern wir nicht selbst ihn frei und ohne alle Schranken untersuchen? Wie können wir versichert sein, daß wir die Vernunft als etwas zu Hohes und Gefährliches, zu Kühnes und Vermessenes mit Recht verlassen haben, wenn wir aus Furcht irgend einer Art oder aus Gehorsam gegen bloßen Befehl selbst unsern prüfenden Gedanken fahren lassen und in dem Augenblick stille stehen und

damit allem ferneren Denken über die Sache ein Ende machen?

Es ist offenbar, daß, so oft die Seele durch Leidenschaft oder Laune hingerissen, in irgend eine Handlung, eine Vorschrift oder Richtschnur des Verhaltens willigt, welche dieser allwaltenden Regel, diesem ersten Muster und Maßstabe für denkende Wesen zuwider ist, dieß nicht anders geschehen kann, als durch Schwäche des Denkens, Dürftigkeit der Beurtheilungskraft und Fehler in der Anwendung jenes unvermeidlichen Eindrucks, jener ersten natürlichen Regel der Rechtschaffenheit und der Würde, gegen welche Alles, was man ihr entgegensetzen mag, weiter Nichts ausrichten wird, als das Leben zerrüttet, unzusammenhängend, voller Unentschlossenheit, Reue und Unzufriedenheit mit sich selbst zu machen.

So kann also jede Immoralität, jede Schandthat, deren Menschen fähig sind, nur aus einer partiellen und eingeschränkten Vorstellung der Glückseligkeit und des Guten herrühren. Alles, was den Umfang oder die Freiheit des Denkens einschränkt, muß nothwendig auch jenen ersten Geschmack einschränken, von welchem Tugend und Würde abhängen. Aber von allen tyrannischen Lastern, welche die Vernunft und das richtige Denken einschränken, ist keines so offenbar verderblich und tödtlich für den Verstand, als Aberglaube, Bigotterie und Schwärmerei, die der Vernunft offen den Krieg ankündigt und öffentlich ihren Entschluß erklärt, sie zur Sklavin zu machen.

Die verschlagenen Handhaber und Pfleger dieser menschlichen Schwachheit declamiren gegen das freie Denken und die Uneingeschränktheit des Verstandes. Ueber die Schranken des Denkens hinausgehen, welche sie vorgeschrieben haben, das erklären sie für ein himmelschreiendes Verbrechen. Ein uneingeschränkter Geist, ein meisterhafter Verstand und Freiheit im Denken sind Eigenschaften, die ihrer Meinung nach nothwendig Liederlichkeit, Verderbniß und Ruchlosigkeit voraussetzen.

Nach ihren moralischen Grundsätzen und politischen Einrichtungen können sie freilich keinen bessern Begriff von der menschlichen Glückseligkeit geben, als einen solchen, der in jedem Betracht mit der Freiheit sich schlechterdings nicht verträgt. Ihnen haben wir ohne Zweifel das Schimpfliche und den Mißbrauch der sonst natürlicher Weise ehrenvollen Benennungen Freileber, Freidenker, Latitudinarier, oder was sonst für Namen einen weiten Umfang des Geistes und edlen Gebrauch des Verstandes anzeigen, zu verdanken. Gern möchten sie Ungebundenheit in den Sitten mit Freiheit im Denken und Handeln vermengen und den zügellosen Lüderlichen, der sich selbst nicht beherrschen kann, zum Bilde dessen machen, der ihm gerade am Unähnlichsten und Entgegengesetztesten ist.

Denn dieß ist wirklich der Mann von entschlossenem Vorsatze, von unwandelbarer Anhängigkeit an die Vernunft, gegen Alles was Leidenschaft, Vorurtheil, Arglist oder Mode zum Vortheil von irgend etwas Anderm vorbringen können. Aber hier steckt eben, wie es scheint, das Uebel. Man glaubt, es sei gefährlich für uns, gar zu vernünftig oder zu sehr Herren über uns selber zu sein, und zwar in dem, was wir durch richtige Schlüsse nur aus der Vernunft allein herleiten. Selten ermangeln daher diese weisen Lehrer, den Gedanken von Freiheit in üblen Kredit zu bringen. Selbst auf Kosten der Tugend und gerade derjenigen Idee von innerer Güte, auf welche sie die Geheimnisse ihrer einträglichen Wissenschaft bauen, verkleinern sie die Moral und werfen alle wahre Philosophie über den Haufen. Sie raffiniren auf Selbstsucht und verscheuchen den Edelmuth; sie befördern einen sklavischen Gehorsam, statt williger Unterwürfigkeit und freiem Dienst; sie erheben blinde Unwissenheit als Frömmigkeit, empfehlen Niedrigkeit im Denken, verschreien die Vernunft, preisen Wollust, Eigensinn, Rachgier, tyrannische Willkür, eitle Ehre, und vergöttern sogar diese schwachen Leidenschaften, die eine Schande, nicht aber eine Zierde der menschlichen Natur sind.

Von der Natur der Freiheit aber ist es soweit entfernt, sich solchen Leidenschaften zu ergeben, daß man vielmehr von demjenigen, welcher jemals unter dem Einflusse und der Gewalt nur einer einzigen handelt, sagen kann, daß er sich selbst schon einen unumschränkten Herrn gesetzt habe. Und der, welcher unter der Gewalt einer ganzen Brut von Leidenschaften lebt — denn es ist kaum möglich, einer und nicht zugleich allen andern zu gehorchen — muß nothwendiger Weise die allerärgste Art von Sklaverei unter den allereigensinnigsten und herrschsüchtigsten Gebietern aushalten.

Hieraus können wir nun leicht abnehmen, was für eine Art von Leuten diejenigen sein mußten, welche zuerst Vernunft und freies Denken in üblen Ruf brachten und den alleredelsten Character, den eines Freidenkers, gehässig machten. Kein Wunder, wenn eben solche Leute auch diejenigen für frei in ihrem Wandel und für Herren eines guten, glücklichen Lebens gehalten wissen wollen, welche von allen ihren Nebengeschöpfen am wenigsten Herren ihrer selbst, am ohnmächtigsten gegen ihre Leidenschaften und Launen sind. Aber fern sei es, und fern wird es wahrlich immer sein von jedem würdig denkenden Menschen, in eine verrätherische Sprache, einen solchen Mißbrauch der Worte zu willigen. Ich wenigstens habe das feste Vertrauen auf die guten Kräfte der Vernunft, daß kein Kunstgriff, keine Täuschung je mich vermögen wird, bei den Wörtern Freiheit und Unabhängigkeit zu erschrecken oder sie als etwas Schimpfliches und Gehässiges, in welchem Sinn es auch sei, anzusehen.

Ich kann ebensowenig zugeben, daß das ein freies Leben sei, wo unbeschränkte Leidenschaft und ungeprüfte Einbildung herrschen, als ich das für eine freie Verfassung halten kann, wo bloß das Volk regiert und nicht die Gesetze. Denn unmöglich kann ein Volk in einem bürgerlichen Staate frei sein, wenn es anders regiert, als durch solche Gesetze, die es selbst abgefaßt oder zu denen es ungezwungen seine Einwilligung

gegeben hat. Von solchen Gesetzen frei sein, so daß man nur nach jedesmaligem Willen oder Laune und Einbildung regiert wird, und bei jeder Gelegenheit die Vorschrift und Regel der Regierung verändern, ohne Rücksicht auf alte Verfassung oder Anordnungen, oder auf die unwandelbaren Regeln der Gerechtigkeit und Billigkeit, das ist ebenso gewiß Sklaverei, als es Gewaltsamkeit, Zerrüttung und Elend ist, und muß am Ende unfehlbar und unwiderbringlich in Tyrannei und unumschränkte Herrschaft übergehen.

In den Bestimmungen des Lebenswandels und in der Wahl und Einrichtung der Handlungen ist nur derjenige frei, der in sich selbst kein Hinderniß, keine Zurückhaltung findet, dasjenige zu thun, was er selbst nach seinem besten Urtheil und seiner überlegtesten Wahl als das beste billigt. Könnte das Laster mit sich selbst einig sein, oder könnten die Lasterhaften auf irgend eine Art die verschiedenen Urtheile ihrer innern Rathgeber mit einander vereinigen, so möchten sie vielleicht mit Recht auf Freiheit und Unabhängigkeit Anspruch machen. Aber so lange sie gezwungen sind, dasjenige gerade am wenigsten zu thun, was sie in ruhigen Stunden am meisten billigen; so lange sie sich geduldig von dem einen Herrn an den andern, zu ganz entgegengesetztem Gebrauch und zu verschiedenen Zwecken und Absichten, von denen sie selbst nicht das Mindeste wissen, assigniren und übergeben lassen, ist Nichts einleuchtender, als daß sie, jemehr sie ihre Augen auf die Tugend und ein freies Leben wenden, desto mehr ihr Elend und ihre Sklaverei eingestehen müssen. Sie erkennen ihre Gefangenschaft, haben aber nicht Kraft und Entschlossenheit genug, sich aus derselben loszureißen und sich zu ihren eignen Herrn zu machen. Vernunft und Tugend allein gewähren Freiheit; das Laster ist nichtswürdig und unglückselig, weil es sklavisch und erniedrigend ist.

Achtes Capitel.

Woolston und Annet.

Shaftesbury stellte als den Inhalt und die Grundtendenz der Religion die sittliche Seite, die Tugend hin und kämpfte gegen den fanatischen Religionseifer, welcher das Sittliche vom Religiösen trennt und sich von der Leitung der sittlichen Regel lossagt. War der sittlichen Welt ihre Selbständigkeit errungen, so lag die weitere Gedankenconsequenz nahe, es könne in diese für sich selbständige sittliche Welt auch kein Wunder einer willkürlichen Offenbarung eingreifen; die Wunder, welche bisher als eine Hauptstütze der christlichen Religion als geoffenbarter galten, wurden entbehrlich.

In Bezug auf die andere Stütze der Offenbarung, die Weissagungen, hatte Collins bereits die bildliche und allegorische Deutung mit glücklichem Erfolg durchzuführen versucht und damit den Offenbarungscharakter des Christenthums erschüttert. So blieben nur noch die Wunder als Beglaubigungsmittel übrig. Sie unterwirft nun Woolston einer strengen Kritik, deren Resultat dieß ist, daß sie als Erzählungen wirklicher Begebenheiten aufgefaßt, keinen Sinn haben, darum nur als Sinnbilder des Glaubens, als prophetische und parabolische Erzählungen dessen gefaßt werden können, was einst auf geheimnißvolle Weise von Christus in der Kirche gethan werden würde.

Thomas Woolston war im Jahre 1669 zu Nordhamton in der Grafschaft gleichen Namens geboren und hatte einen

angesehenen Kaufmann zum Vater, der den Knaben, nachdem er den niedern Schulunterricht genossen, in das Sussex-Collegium zu Cambridge brachte. Dort erwarb Woolston die gewöhnlichen akademischen Grade und wurde Mitglied des Collegiums, welche Stelle er bis zum Jahre 1721 bekleidete, wo sie ihm um seiner Schriften willen entzogen wurde. Durch anhaltendes Studieren war er eine Zeit lang gemüthskrank und dem Wahnsinn nahe.

Die der historisch-buchstäblichen Auslegungsweise der heiligen Schrift entgegengesetzte, schon in der alten Kirche angewandte allegorische oder mystische Auslegung wurde bei Woolston fast zur fixen Idee. Es zeigt sich dieß schon in seiner ersten Schrift, welche er im Jahre 1705 unter dem Titel: „Die erneuerte alte Vertheidigung des christlichen Glaubens wider die Juden und Heiden" herausgab, worin er eine Parallele zwischen Moses und Christus allegorisch durchführte. Nachdem Woolston die nächsten fünfzehn Jahre nicht literarisch aufgetreten war, gab er im Jahre 1720 mehrere anonyme Flugschriften heraus, worin er durch seine allegorisch-mystische Auslegungsweise den Theologen Anstoß gab und in Folge dessen seine Stelle in Cambridge verlor. Die Erwiderung darauf von Seiten Woolston's waren seine giftigen Flugschriften, die er unter dem Titel: „Geschenke an die Geistlichkeit oder Herausforderung der Miethlingspriester zu einer Disputation," worin er die Geistlichkeit zur Untersuchung der Streitfrage aufforderte, ob nicht diese Diener des Buchstabens Anbeter des Thiers in der Offenbarung Johannis und Diener des Antichrists seien, eine Frage, die er natürlich mit Ja beantwortet.

In einer im Jahre 1724 veröffentlichten Flugschrift, die er unter dem Titel: „Das Amt des Buchstabens, gerettet von der Beschuldigung des Antichristenthums," als von einem Landpfarrer herrührend, herausgab, zieht er die Geistlichkeit spöttisch durch, indem er zu zeigen sucht, daß die Diener des Buchstabens keine Verehrer des Antichrists seien, und seinen vor-

geblichen Amtsbrüdern darzuthun strebt, daß er nicht wisse, was man dem Woolston antworten solle. Er ermahnt auch seine Amtsbrüder, ihre Einkünfte zu vermehren, da es in der That zu wohlfeil sei, für eine so geringe Summe die Kinder durch die Taufe zu Erben des Himmelreichs zu machen, indem es eine Schande für unsere Zeiten sein würde, wenn die Prediger, wie zu den Zeiten der Apostel, ohne Besoldung leben sollten.

Zwei Jahre vorher hatte Woolston eine kleine Schrift unter dem Titel herausgegeben: „Vernünftiger Beweis, daß Christus eben zur rechten Zeit im Fleische geoffenbart worden, wider die alten Heiden und neueren Ungläubigen." Er hebt darin hervor, wie die Heiden besonders an der Zeit Anstoß genommen hätten, in welcher Christus in die Welt gekommen sei, indem sie das Alter ihrer Religion diesem neuen Glauben entgegenhielten und nicht begreifen mochten, warum ihnen Gott eine wahre Religion erst so spät sollte offenbart haben. Solchen Einwurf, meinte Woolston, bringen die modernen Ungläubigen wiederum vor, indem sie geltend machen, wenn denn die bloße Vernunft den Menschen die wahre Religion nicht entdecken konnte, wie hat denn Gott die Menschen so lange in solcher Geistesblindheit lassen mögen? So gewiß es nur bei Gott stand, die Zeit der Sendung Christi festzusetzen, so nothwendig war dieselbe, und da bei Gott kein Ansehen der Person galt, so konnte die Unwürdigkeit der alten Heiden die Zukunft Christi nicht verzögern. Bei solchen Leuten, meint der Verfasser, gelte Nichts als Vernunft und sie seien nicht damit zufrieden, wenn man hierin der göttlichen Weisheit die beste Wahl zutraue.

So schickt er sich denn an, zunächst zu beweisen, daß nothwendig vorher eine geraume Zeit habe verlaufen müssen, ehe Gott Christum in die Welt habe senden können, da die Menschen von der Nothwendigkeit dieser neuen Offenbarung nur durch die Einsicht in die Unzulänglichkeit der natürlichen Religion

überzeugt werden konnten und außerdem ein Zeitraum vorher verlaufen mußte, um die Menschen zum richtigen Verstande des Geheimnisses vom Kreuz Christi vorzubereiten.

Um zu beweisen, daß die Zeit der Erscheinung Christi die passendste und zweckmäßigste gewesen sei, beruft er sich zuvörderst auf die Größe und Ausbreitung des römischen Reiches, welche der Ausbreitung des Evangeliums äußerst förderlich war, dann auf die damals herrschende Erkenntniß und Gelehrsamkeit, die dazu diente, den Verdacht eines Betrugs nicht aufkommen zu lassen, die Einsicht in die Nothwendigkeit der Sendung Christi zu erleichtern, die Macht Gottes desto besser erkennen zu lassen und die göttliche Eingebung der ungelehrten Apostel gewahr zu werden. Endlich weist er auf das Verderben hin, das zur Zeit der Erscheinung Christi in der Welt geherrscht habe und von der Art war, daß theils die Nothwendigkeit einer Verbesserung hervorleuchtete, theils die göttliche Macht in der Bekehrung der Menschen offenbar wurde, theils der Freimuth der diesem verderbten Zeitalter entgegentretenden Apostel an's Licht trat.

Daß man aber Gott keinen Vorwurf daraus machen könne, wenn er Christum nicht eher gesandt habe, beweist Woolston dadurch, daß er das übereilte Urtheil derer verwirft, welche den Heiden gewiß die Verdammung zusprechen, und behauptet, Gott habe mit dem Evangelium sogar den Nutzen derer bezweckt, welche vor der Bekanntmachung desselben gelebt haben, da ihnen die Fürbitte Christi zugut komme, wenn sie nur nach der ihnen möglichen Religion gelebt hätten, so daß man dermaleinst auch viele heidnische Weltweise um den Thron des Höchsten stehen sehen werde.

Als Collins im Jahre 1724 seine „Abhandlung über die Gründe und Beweise der christlichen Religion" veröffentlicht und dadurch einen großen literarischen Kampf hervorgerufen hatte, mischte sich auch Woolston in den Streit und wollte den Mittelsmann in demselben abgeben, indem er eine Schrift unter

dem Titel herausgab: „Der Schiedsrichter zwischen einem Ungläubigen und einem Abtrünnigen," im Jahre 1729. Unter dem Ungläubigen versteht Woolston den Collins und unter dem Abtrünnigen die gesammte Geistlichkeit als Gegner des Collins.

Er bestimmt gleich von vornherein die Streitfrage so: ob nicht das Gesetz Mosis und die Propheten ganz und gar typische und prophetische Beziehungen auf Christum und seine Kirche seien, und ob es nicht möglich sei, die Wahrheit der christlichen Religion und des Amtes des Messias auf andere Art zu beweisen, als dadurch, daß man zeige, wie er die auf ihn sich beziehenden Weissagungen des Alten Testaments erfüllt habe und habe erfüllen müssen.

Die erste Frage bejaht Woolston aus diesen Gründen: weil Christus selbst wiederholt diese Ansicht ausgesprochen habe, weil auch die alten Juden das Gesetz und die Propheten als Typen und Weissagungen auf den Messias gefaßt hätten, weil die Apostel und Väter der ältesten Kirchen dieselbe Meinung gehabt und endlich weil alle übrigen Beweisgründe nur dann Kraft und Gültigkeit hätten, wenn dieß klar und ausgemacht sei. Dabei leugnet Woolston, daß die Wunder Christi, wenn man sie im buchstäblichen Sinne fasse, einen Beweis von der Wahrheit des Messias abgeben könnten. Ich könnte mich — sagt er — beinahe in einen Unglauben an Christi Auferstehung hineinräsonniren, und wäre ich nicht überzeugt, daß die ganze Geschichte, in welcher dem Buchstaben nach kein Sinn ist, nur ein Typus und Vorbild seines geistigen und mystischen Todes und seiner Auferstehung aus dem Grabe des Buchstabens, des Gesetzes und der Propheten, worin er drei mystische Tage und Nächte lang begraben lag, sein soll, so müßte ich glauben, es sei bloß eine leere Sage. Indessen glaube ich auf gute Autorität hin, daß einige von den Wundern Jesu, sowie sie von den Evangelisten berichtet sind, niemals wirklich stattgefunden haben, sondern bloß berichtet werden als prophetische und parabolische Erzählungen von dem, was Jesus auf geheimnißvolle

und wunderbare Weise wirken wird. Die gegenwärtige Geistlichkeit, welche die Wunder Jesu wörtlich nimmt, hängt einem falschen Messias an und ist antichristlich.

Diese Auffassung der Neutestamentlichen Wunder hat Woolston später im Einzelnen weiter durchgeführt in einer Reihe von Abhandlungen, welche in den Jahren 1727 bis 1730 „von den Wundern unsers Heilandes in Rücksicht auf den gegenwärtigen Streit zwischen Ungläubigen und Abtrünnigen" erschienen und ungeheures Aufsehen machten. Es erschienen nicht bloß eine Menge von Gegenschriften wider Woolston in ganz kurzer Zeit, sondern er wurde auch im Jahre 1728 gefänglich eingezogen und zu einer Geldstrafe von fünfundzwanzig Pfund Sterling für jede seiner sechs Abhandlungen verurtheilt. Er sollte zwar wieder auf freien Fuß gesetzt werden, wenn er vier Cautionen von je 500 Pfund Sterling stellen würde. Diese wollte jedoch Niemand für ihn leisten, und so blieb er denn im Gefängniß bis zu seinem bald darauf, im Jahre 1731 erfolgten Tode.

Woolston selbst hatte gegen seinen Richter geäußert, wie es ihm sehr hart vorkomme, daß Leute über ihn richten sollten, welche zwar sonst Gelehrsamkeit und Autorität genug besäßen, über die Gegenstände jedoch, von welchen er geschrieben, kein Urtheil zu fällen im Stande wären, da er selber vielmehr Richter und Ausleger der schwierigen Stellen sein müsse. Er war angeklagt worden, daß seine Abhandlungen zur Herabsetzung und völligen Umstürzung der christlichen Religion gereichten, die sie durch abscheuliche Lästerung unsers Herrn Jesu Christi und durch Ausbreitung von allerlei teuflischen Meinungen über dessen Person auf das Unverantwortlichste angegriffen hätten. Woolstons Sachwalter vor Gericht hatte dagegen nachzuweisen gesucht, daß dessen Meinung so schlimm nicht sei; er habe keineswegs die christliche Religion in Verachtung bringen, sondern dieselbe vielmehr noch mehr befestigen wollen.

Uebrigens gab Woolston noch zwei Vertheidigungsschriften seiner Abhandlungen über die Wunder heraus und beabsichtigte noch außerdem eine besondere Schrift über den Schaden, den die Miethlingspriester in der Welt anrichteten, zu veröffentlichen. Er wollte darin, seinen eignen Aeußerungen nach, darthun, daß die Prediger der christlichen Lehre in der ersten Kirche, als das Evangelium nah und ferne ausgebreitet war, und über die Einwürfe der Juden und Heiden triumphirte, für ihre Arbeit sich niemals haben bezahlen lassen, sondern sich gegen diese Weise der Miethlinge ausgesprochen hätten; ferner, daß nach der Einführung des Miethlingspriesterthums der Lauf des Christenthums nicht allein aufgehalten, sondern auch der ganze Grund verloren worden sei, wogegen Geld- und Ehrgeiz nebst der weltlichen Macht der Geistlichkeit alles erdenkliche Unglück in die Welt gebracht hätten; endlich, daß bei Abschaffung der jetzigen Priesterschaft und einem unmittelbaren göttlichen Berufe seiner Diener die Lehre des Evangeliums überall ausgebreitet, auch Tugend, Religion und Bildung mehr denn jemals blühen und überhand nehmen würde. Eine solche Schrift von Woolston ist jedoch nicht mehr erschienen.

Woolston erkrankte zu Anfang des Jahres 1733 sehr gefährlich, und schon nach viertägigem Leiden machte der Tod seinem Leben ein Ende. Wenige Minuten vor seinem Ende soll er die Worte gesprochen haben: „Dieß ist der Streit, der alle Menschen angeht und zu welchem ich mich mit so vieler Geduld, als Freimüthigkeit anschicke.“ Am dritten Tage nach seinem Ableben wurde er auf dem St. Georgs-Kirchhofe in Southwark begraben. Ein unbegründetes Gerücht, daß Woolston sich öffentlich zur jüdischen Religion bekannt habe, scheint daher entstanden zu sein, daß die Juden Woolston's Schriften aufgekauft und in großen Partien nach Neu-England und andern westindischen Kolonien versandt hatten. Sein Leben hat Woolston in ehelosem Stande zugebracht.

Was nun den Inhalt der Abhandlungen Woolston's über

die Wunder Christi, mit denen wir uns hier vorzugsweise zu beschäftigen haben, angeht, so erinnert er zuvörderst an die Alttestamentlichen Weissagungen über Christus, als welche nicht im buchstäblichen Sinne zu verstehen seien, wenn sie gegen die Ungläubigen mit Glück angewandt werden sollten. Er wiederholt dann einige Aussprüche aus seinem „Schiedsrichter" über die Wunder Christi, die seiner Ansicht nach keine Freistätte für die Orthodoxen abgeben könnten, so wenig er auch mit seinen Erörterungen dem Unglauben einen Vorschub zu leisten gemeint und gewillt sei. Er geht aber darauf aus, zu beweisen, daß die Heilungswunder Christi keine dem Messias als solchem zukommenden Wunder gewesen und darum auch keine Beweismittel seiner göttlichen Sendung als Religionsstifters abgeben könnten, und daß die Erzählung mancher Wunderwerke nach ihrem buchstäblichen Verstande zu Ungereimtheiten, Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten führe, weßhalb solche Wunder nicht auf die vorgegebene Weise geschehen sein könnten.

In seinen Beweisführungen beruft sich Woolston ebensowohl auf seine Vernunft, als er die Zeugnisse der Kirchenväter beibringt. Ich weiß nicht — sagt er — wie es kommt, aber ich muß sie auf's Tiefste bewundern und muß fast unbedingt an die Autorität der Väter glauben, die ich als ausgezeichnete Philosophen, große Gelehrte und rechtgläubige Theologen betrachte. Finde ich einmal eine Stelle in ihnen, die ich nicht sogleich verstehe, so grüße ich sie mit Verehrung, bis mein Verstand geöffnet wird, um den Sinn derselben zu fassen. Folgen wir aber den Kirchenvätern, so ist die evangelische Geschichte keine Art von wirklicher Geschichte; die Geschichte des Lebens Jesu ist nur eine bildliche Vorstellung eines innern Lebens in den Seelen der Menschen. Aber weder die Kirchenväter, noch die Apostel, noch Jesus selbst haben jemals die Ansicht gehabt, daß seine Wunder im buchstäblichen, sondern vielmehr im mystischen und parabolischen Sinne genommen werden sollten.

Mögen unsere Theologen, so viel sie immer wollen, die von Jesus vollbrachten Wunder in Bezug auf die Heilung körperlicher Krankheiten anstaunen; ich für mein Theil halte mich an den geistigen Messias, welcher die Krankheiten der Seele heilte, die bildlicher Weise unter den Namen Blindheit, Taubheit u. s. w. verstanden sind. Diese Heilung geistiger Krankheiten macht die dem wahren Messias zukommenden Wunderwerke aus; sie ist ein wahrhaft göttliches Werk, das von keinem Menschen nachgemacht werden kann, außer vom Antichrist, und sie ist unendlich erhaben über die Heilung körperlicher Krankheiten; die geistigen Wunder allein können also auch beweisen, daß der Heiland der wahre Messias ist.

In seinen sechs Abhandlungen geht nun Woolston fünfzehn verschiedene Wundererzählungen aus den Evangelien ausführlicher durch. Er beginnt mit dem Wunder der Vertreibung der Käufer aus dem Tempel.

Jesus mußte nach dieser That allerdings mehr wie ein gewöhnlicher Mensch scheinen; vermuthlich hatte er sich mit einem Ehrfurcht und Schrecken einflößenden Gesichtsausdruck bewaffnet, um diese That auszuführen. Immerhin ist es sehr schwer zu begreifen, wie ein einzelner Mensch von gewöhnlichem Aussehen, mit einer Peitsche in der Hand, einen solchen Schlag gegen eine Masse von Leuten ausführen konnte, die gar nicht seine Schüler waren und keine Hochachtung vor ihm hatten. Nehmen wir jedoch an, daß er durch einen Erweis seiner Allmacht dem ganzen Volke einen panischen Schrecken einflößte, warum war er denn in solchen starken Eifer gerathen über die Entweihung eines Tempels, den er zu zerstören gekommen war?

Aber ich wage es nicht, für mich allein gegen den buchstäblichen Sinn dieser Geschichte aufzustehen; ich habe die Väter der Kirche auf meiner Seite, welche einstimmig einen mystischen Sinn bei diesem Wunder annehmen. Man sagt von der Kirche, daß sie in ihrem ersten Zeitalter vom heiligen Geiste

erfüllt und geleitet gewesen sei; sie mußte dieß in der That; denn sicherlich würde man nicht so geschrieben haben, wenn die mit dem Priesterthum verknüpften Einkünfte schon eingeführt gewesen wären, und wenn die Fragen über diese Einkünfte bereits erwogen gewesen wären.

Hätten die Väter in unserer Zeit gelebt, und hätten sie geschrieben, wie sie gethan haben; so würden wir uns eingebildet haben, daß sie sich vom fanatischen Geist der Quäker haben ergreifen lassen, oder besser, sie würden niemals von dieser Geschichte eine so günstige Erklärung für Diejenigen gegeben haben, welche die erklärten Feinde der dem Priesterorden zustehenden unermeßlichen Güter sind.

Es ist hier nicht die Frage zu entscheiden, wann und wie die Macht Jesu sich in seiner Kirche zu erkennen geben wird, um die kirchlichen Käufer daraus zu vertreiben. Aber in welcher Zeit sie sich auch geltend machen wird, das wird dann ein größeres und augenfälligeres Wunder sein, als dasjenige, welches nur das Sinnbild und Emblem davon ist. Es wird dieß alsdann nicht bloß die Probe der Macht und Gegenwart Jesu Christi in seiner Kirche sein, sondern es wird dieß auch noch einen vollkommenen Beweis abgeben, daß er der wahre Messias ist, sofern die durch die Väter ausgesprochenen und im Alten Testament verkündigten Weissagungen erfüllt und für alle Menschen verständlich sein werden.

Gegen die Erklärung, die ich von diesem Wunder gebe, wird man vielleicht einwenden, daß bis auf einige Gründe gegen den buchstäblichen Sinn dieser Geschichte, denen man nicht füglich etwas entgegensetzen kann, diese Erklärung eine chimärische und lächerliche Träumerei der Väter ist, und daß sie das Christenthum durch ihr Geschwätz und ihre Begeisterung verfälscht haben, so daß Keiner von unsern protestantischen Theologen der Erklärung der Väter gefolgt ist. Obgleich aber diese Erklärung nicht im Geschmacke der Theologen dieses Jahrhunderts ist, so ist sie darum doch nicht weniger wahr und gründlich.

Ich frage unsere Theologen, ob diese Geschichte in ihrem buchstäblichen Sinne nicht absurd und unglaublich ist, und ob man sie anders betrachten kann, als eine prophetische und parabolische Erzählung dessen, was dermaleinst der Heiland auf geheimnißvolle und unbegreifliche Weise thun soll.

Ich gehe nunmehr zu demjenigen Wunder über, durch welches Jesus die Teufel aus dem Körper eines Besessenen austrieb, indem er diesen bösen Geistern gestattete, in eine Heerde Schweine zu fahren, die auf dem Felde waren, um sich in's Meer zu stürzen und zu ersäufen. Wir werden einig sein, daß die Austreibung von Teufeln aus dem Körper von Besessenen, abgesehen von dem Wesen eines solchen Besessenseins, nicht bloß ein Act der Wohlthätigkeit ist, sondern überdieß ein sehr großes Wunder. Solche Teufelsaustreibungen sind sehr häufig von falschen Propheten oder von Leuten, die unter den Juden als Teufelsaustreiber sich aufhielten, in Ausübung gebracht worden.

Folglich konnte die Macht, ein solches Wunder zu vollbringen, kein Beweis der göttlichen Autorität Jesu Christi sein; aber es finden sich mehrere Umstände in dieser Geschichte, welche uns bestimmen, daran zu zweifeln. Wie wäre es z. B. möglich, daß diese Besessenen auf einem Kirchhof oder unter Gräbern sich aufhielten? Wo wäre die Menschlichkeit des Volkes, wenn man nicht die Stimme des Mitleids sprechen ließe oder auch nur an die Sicherheit der Uebrigen dächte? Mag also den ersten Theil dieser Geschichte glauben, wer da will; aber nicht weniger unglaublich ist der andere Umstand, daß sich da auf dem Felde eine Heerde Schweine finden sollte. War es ja doch den Juden verboten, das Fleisch der Schweine zu essen; was hätten sie also von einer solchen Schweinenheerde für einen Nutzen haben sollen? Für die Fremden konnten sie unmöglich gehalten worden sein; denn seit den Zeiten des syrischen Königs Antiochus hatten die Juden bei strenger Strafe verboten, Schweine auf dem Lande zu halten.

Wollte man aber auch etwa annehmen, die Schweine hätten fremden Leuten aus der Nachbarschaft gehört, so ist doch kein Grund zu glauben, daß Jesus den bösen Geistern erlauben konnte, in eine Heerde Schweine zu fahren und dadurch solche Verheerung anzurichten. Worin läge doch die Güte und Gerechtigkeit einer solchen Handlung? Das mögen uns doch unsere Theologen lehren, da sie doch mit uns überzeugt sind, daß Jesu ganzes Leben so rein und schuldlos war, daß seine Wunder immer nur das Wohl und Glück des Menschengeschlechtes im Auge hatten, und daß er niemals irgend Jemanden ein Unrecht angethan hatte.

Würde man dieß mit Recht sagen können, wenn diese Geschichte buchstäblich wahr wäre? Die Eigenthümer der Schweine hätten doch offenbar einen beträchtlichen Verlust erleiden müssen, und wir sehen uns in der Schrift umsonst nach einem Grunde um, weßhalb ihnen Jesus eine solche Behandlung hätte angedeihen lassen können, ohne sie irgend zu entschädigen. Vermuthlich wegen des für sie zu befürchtenden Schadens baten sie ihn ausdrücklich, sich aus ihrem Gebiete zurückzuziehen. In unsern Zeiten würde man Jemanden, der etwas der Art gethan, als einen Zauberer ausschreien, und die Gesetze und Gerichte würden ihn auf empfindliche Weise bestrafen.

Sicherlich ist die Heilung wahnsinniger oder von einem bösen Geist besessener Menschen eine erhebliche Sache, mag sie nun wunderhaft sein, oder nicht. Aber die bösen Geister in eine Heerde Schweine fahren zu lassen, widerstrebt ganz und gar der Güte des Erlösers. Ich sehe also kein anderes Mittel, um diese Schwierigkeit zu lösen, als daß man die ganze Geschichte als ein Sinnbild betrachtet, wie dies auch die Väter der Kirche gethan haben.

Hätte man dem Mahomet eine solche Wundergeschichte zugeschrieben, ich wette drauf, unsere Theologen würden nicht verfehlt haben, daraus ein unwiderlegliches Beweismittel gegen die muhamedanische Religion zu gewinnen; sie hätten sicherlich

den Mahomet für einen Zauberer, Hexenmeister, Teufelsfreund erklärt, und die Muhamedaner würden ihre Noth haben, der Sache irgend einen Schein von Recht zu verschaffen.

Als der Heiland wie ein Verbrecher vor den Richterstuhl des Pilatus geschleppt wurde, um daselbst zur Rechenschaft gezogen zu werden und seinen Urtheilsspruch zu empfangen, fragte Pilatus die Juden, welche Schuld sie an diesem Menschen fänden. Man hätte ja, wenn jene Erzählungen buchstäblich wahr gewesen wären, gar nicht nöthig gehabt, falsche Zeugen aufzusuchen. Die Kaufleute, die er aus dem Tempel vertrieben, hätten auf Schadenersatz wegen der im Tumult ihnen gewordenen Verluste klagen können; die Hüter der Schweine hätten mit Fug und Recht erklären können, daß dieser Mensch ein Zauberer sei, der ihnen durch seine Teufeleien einen namhaften Verlust von Schweinen zugezogen habe. Und wären solche Anklagen wohl begründet gewesen, hätte dann Pilatus die Juden noch fragen können, was sie davon hielten? Und wenn sie ihn dann zum Tode verurtheilt hätten, wäre das gar nicht zum Verwundern gewesen? Man würde sicherlich in England sich vergebens nach einem Richter umgesehen haben, der nicht in einem ähnlichen Falle das gleiche Urtheil gefällt hätte.

Für mich ist es indessen hinreichend zu wissen, daß diese beiden Handlungen ihm niemals zur Schuld angerechnet werden können, um mich dadurch berechtigt zu halten, diese beiden Wundergeschichten für bloße Fabeln zu nehmen, wenn sie auch sonst nicht noch andere Zeichen der Unächtheit an sich trügen. Ich betrachte darum die eine wie die andere als prophetische und parabolische Erzählungen dessen, was Jesus dermaleinst in geheimnißvoller Weise Erstaunliches und seiner unendlichen Güte Entsprechendes thun sollte.

Ich gehe zu einem dritten Wunder über, der Verklärung auf dem Berge. Wie diese Geschichte dunkel ist, und eine der lächerlichsten im ganzen Evangelium, so zweifle ich auch nicht, daß es keine zwei vernünftige Menschen gibt, die nicht dasselbe

Urtheil fällen. Zu glauben, daß nicht das Geringste Wahres an dieser Geschichte sei, dieß verbietet uns Christen das Zeugniß des heiligen Petrus selbst, welcher Augenzeuge der Herrlichkeit Jesu war und seine Verklärung auf dem Berge gesehen hat. Aber die Ungläubigen sind nicht so leicht zufrieden gestellt, und wir müssen uns rüsten, ihnen auf ihre Einwürfe zu dienen, und zwar allein mit Gründen der Vernunft.

Wir haben in unsern Tagen Künstler gesehen, welche mit so viel Geschicklichkeit ihre Stimme verwandeln konnten, daß ihr Laut ganz aus der Ferne zu kommen schien, obgleich sie selber den Hörern ganz nahe standen. Andere wissen sich auf erstaunliche Weise vor ihren Zuschauern unkenntlich zu machen, und zwar ganz ohne alle Wunder. Aber was verstehen unsere Theologen unter der Verklärung? Wir lesen, daß das Angesicht Jesu glänzte, wie die Sonne, und seine Kleider weiß waren, wie der Schnee. Reicht dieß hin, um zu beweisen, daß diese Verwandlung wunderhaft war?

Die Philosophen werden sagen, daß der Schein der Sonne den Wechsel der Farben hervorbringt und daß die weiße Farbe unter allen diejenige ist, die am meisten die Strahlen zurückwirft; die Skeptiker werden kühn genug sein zu sagen, daß, wenn das Angesicht Christi glänzend schien, während die Sonne darauf schien, darin gar nichts Wunderbares enthalten sei. Aber wir hören ja, daß der Heiland verändert worden sei; und doch wollen unsere Theologen nicht, daß man ihn als einen Gaukler ansehe. Wenn ich oder jeder Andere sagen würde, daß sich Jesus auf dem Berge in ein Kalb, einen Löwen, einen Bären, einen Damhirsch, einen Bock, eine Schlange, einen Stein, einen Baum oder in irgend eine beliebige lebendige oder leblose Creatur verwandelt habe, so bin ich sicher, daß sich ein allgemeines Geschrei erheben würde, welches uns der Gotteslästerung anklagte.

Sicherlich wollen also unsere Theologen nicht, daß man behaupte, Jesus habe sich in solcher Weise verwandelt. Die

Einfalt ihres Glaubens würde nicht erlauben, daß man glaubte, es sei irgend etwas Anderes als sein Angesicht glänzend, wie die Sonne, geworden und die Farbe seiner Kleider habe sich als verändert dargestellt. Ich will ihnen zugeben, daß die Veränderung seines Angesichts und der Farbe seiner Kleider eine wirkliche Veränderung im buchstäblichen Sinne des Wortes gewesen sei und daß sie ein ebenso wahrhaftes Wunder gewesen, wie irgendsonst eins, das er vollbrachte; aber sie werden mir gestatten, sie meinerseits zu fragen, was denn der Beweggrund und der Endzweck dieses Wunders war?

Sollte etwa bloß mit dem Angesicht ein Wunder geschehen? Nach dem heiligen Augustin würde dieses abgeschmackt sein, da doch begreiflicherweise alle Wunder Jesu ihren bestimmten Zweck haben müssen, sonst würde die göttliche Weisheit und Macht sie nicht vollbracht haben. Welches war also der Zweck dieses Wunders? Der Evangelist sagt davon Nichts, und unsere Theologen mit aller Fruchtbarkeit und Feinheit ihres Raisonnements können uns darüber nicht belehren.

Aber was sollten Moses und Elias mit Jesus auf dem Berge machen? Sind sie in Person erschienen, oder waren es nur ihre Schatten und Trugbilder? Es heißt, daß sie sich mit Jesus unterhielten. Ueber was doch wohl? Die drei größten Propheten der Welt durften sich doch nach ihrer Erscheinnng nur versammeln, um mit einander über einen sehr erhabenen, nützlichen und erbaulichen Gegenstand sich zu besprechen. Es ist also höchst wunderlich, daß die Apostel, welche ihr ganzes Gespräch hörten, nichts davon gemeldet und auf die Nachwelt gebracht haben, zu unserer Belehrung und Erbauung.

Warum konnte schließlich dieses Wunder nicht ebensogut in der Ebene, als auf dem Berge vor sich gehen? Warum mußte Jesus mit seinen drei Aposteln zuerst besonders dahinauf steigen? Ungläubige würden sagen, dieß sei geschehen, um von den Wolken Nutzen zu ziehen, die sich häufig auf den

Gipfeln der Berge lagern und zu Gaukeleien Anlaß geben. Warum wurde dieses Wunder nicht unter den Augen der Menge ebensogut wie unter den Augen der Apostel vollbracht? Je mehr Zeugen ein Wunder hat, desto mehr Stimmen erheben sich zu seinen Gunsten, und desto mehr verdient es Glauben. Und war es nicht nothwendig, daß die Ungläubigen, deren es damals eine große Zahl unter den Juden gab, dieses Wunder ebensogut gesehen und gehört hätten, wie die Apostel? Wer sind diejenigen, welche vor Andern voraus Zeugen der Wunder Jesu Christi sein mußten, wenn es nicht diejenigen sind, die am meisten nöthig hatten, überführt zu werden? Mußten sie die Wahrheit dieses Wunders auf das Wort der Apostel glauben, die doch Richter und Partei in einer und derselben Sache waren?

Unsere Theologen werden auf diese letztere Frage ohne Zweifel bejahend antworten; aber noch einmal würden sich die Ungläubigen und die Freigeister gegen sie erheben und würden sagen, daß ihre Wunder nur Kunststückchen und fromme Betrügereien seien. Dagegen sagen die Väter der Kirche einstimmig, daß dieses Verklärungswunder nur ein Sinnbild und eine Weissagung oder Allegorie der künftigen Verherrlichung Christi sei. Sie erklären uns, was geheimnißvoller Weise durch jeden Zug der Erzählung angedeutet ist, und die Art und Weise, wie sie sich dermaleinst erfüllen wird. So z. B. verstehen sie unter den sechs Tagen sechs Alter der Welt, nach welchen eine wahrhafte und geistige Verklärung vor unsern geistigen Augen Statt finden wird. Unter Moses und Elias, die sich mit Jesus unterhielten, verstehen sie das Gesetz und die Propheten, welche durch allegorische Auslegung Jesum als denjenigen bezeugen, der sie erfüllen sollte. Unter dem Berge, wo diese Verklärung vor sich gehen mußte, verstehen sie den erhabenen allegorischen Sinn des Gesetzes und der Propheten. Unter der dunkeln Wolke, welche noch heute so viel Schatten auf dieses Gesicht wirft, verstehen sie den Buchstaben des Alten

Testaments. Unter dem weiß gewordenen Kleide Jesu verstehen sie die Worte der Schrift, welche alsdann in bleibender Klarheit erscheinen werden. Unter der Stimme, die aus der Wolke kam, verstehen sie mit dem heiligen Petrus das Wort der Weissagung, das in den Ohren unsers Verständnisses erklingen wird.

Endlich lehren sie uns auch, daß, wenn wir Theil haben wollen an diesem herrlichen Gesichte, wir uns nicht durch eine örtliche, sondern eine geistige Bewegung auf den Bergesgipfel, im mystischen Verstande des Wortes, erheben müssen, auf den Gipfel des Gesetzes und der Propheten, und daß, wenn wir fortfahren uns in den Ebenen und Thälern des Buchstabens zu bewegen, gleich der am Fuße des Berges zurückgebliebenen Menge, wir Jesum niemals im glänzenden Lichtkleide seiner Verklärung schauen und auch Nichts verstehen werden von seiner Unterhaltung mit Moses und Elias, sowie wir auch nie die vollkommene Harmonie begreifen werden, in welcher Gesetz und Propheten für jeden Betrachter zusammenstimmen.

Und so kann ich nicht anders, als die Geschichte der Verklärung sinnbildlich und parabolisch zu fassen, und ich werde immer glauben, daß ihre buchstäbliche Fassung absurd, unwahrscheinlich und unglaublich ist, daß sie vielmehr nur als eine bildliche und prophetische Erzählung dessen gelten kann, was dermaleinst durch Jesus in geheimnißvoller und viel herrlicherer Weise vollbracht werden wird.

Nehmen wir das erste Wunder Jesu, die Verwandlung des Wassers in Wein bei der Hochzeit zu Kana in Galiläa. Ich will nicht all das Lächerliche aufsuchen, was in einer buchstäblichen Auffassung dieser Geschichte enthalten ist. Wenn der Wunderthäter der Heiden, Apollonius von Tyana, und nicht Jesus der Urheber eines solchen Wunders wäre, so würden wir auf sein Andenken Vorwürfe häufen. Man erzählt von diesem Apollonius, daß er auf ein kleines Zeichen sich eine gedeckte Tafel, mit den mannigfaltigsten, ausgesuchtesten und

kostbarsten Gerichten besetzt, auf wunderbare Weise sich vorsetzte. Getrost können unsere Theologen sagen, daß ein solches Wunder ihm wenig Ehre machte, zumal es nur darauf hinauslief, seiner Leckerhaftigkeit Genüge zu thun. Aber hätte Apollonius das gethan, was Jesus für diese Hochzeit fertig gemacht hatte, würde man noch ganz mäßig zu reden meinen, wenn man sagte, er habe nur im Auge gehabt, seine Freunde zu berauschen; denn sonst würde er sich nicht die Mühe genommen haben, soviel Wasser in Wein zu verwandeln, nachdem er sie schon hinlänglich sich damit hatte gütlich thun lassen.

Wenn unsere Geistlichkeit die Gründe widerlegen kann, welche ich gegen den buchstäblichen Sinn zu Gunsten des geistigen Sinnes der Wunder unsers Heilandes vorgebracht habe, so werde ich mich selbst als einen gottlosen Menschen, als einen Gotteslästerer und als der strengsten Züchtigungen würdig bekennen. —

In der zweiten Abhandlung über die Wunder Christi nimmt Woolston drei andere Wunder vor, die Heilung des blutflüssigen Weibes, dann die Heilung des Weibes, das achtzehn Jahre lang an einem Geist der Schwäche gelitten hatte, und die Geschichte der Samariterin, zu der Jesus gesagt hatte, daß sie fünf Männer gehabt und daß sie gegenwärtig im verbotenen Umgang mit einem andern Manne lebe, drei Handlungen, die man gewöhnlich als sehr wunderbar und die beiden ersten als Beweis seiner unendlichen Allmacht, die dritte als Beweis seiner Allwissenheit nimmt, obgleich sie dieß keineswegs sind, sondern vielmehr verborgene Allegorien.

Um die göttliche Größe des Heilandes bei der Heilung dieser Krankheiten zu erkennen, haben wir nur zwei Mittel, nämlich: die Natur des Uebels zu betrachten, den kläglichen Zustand des Kranken und seine Heilung, und außerdem die Art und Weise zu betrachten, wie diese Heilung vollbracht worden ist.

Ueber die Natur der Krankheit des blutflüssigen Weibes haben wir wenig Notizen in der Erzählung der Evangelien;

der Theil des Körpers, wo dieser Blutfluß stattfand, wird nicht angegeben, ebensowenig ob sie häufig oder selten von diesem Uebel behaftet war. Dieser Blutfluß war vielleicht nur ein leichtes Bluten der Nase, dem sie von Zeit zu Zeit unterworfen war; vielleicht war es ein Abgehen von Blut beim Stuhlgang oder im Urin; vielleicht auch ein sehr reichliches Abgehen des Menstrualblutes. Etwas der Art muß die Krankheit des Weibes ohne Zweifel gewesen sein. Keiner von den Theologen hat die Art dieser Krankheit näher bestimmt, und gleichwohl schreien sie, welch ein großes Wunder hier vollbracht worden sei durch die Heilung des Uebels, dessen Natur sie gar nicht kennen. Und doch hätten die Ungläubigen alles Recht, darauf zu dringen, daß man zuvor die Natur einer Krankheit kenne, ehe man ihre Heilung als ein großes Wunder ausschreie. Die Krankheit dieser Frau mußte deutlich und genau beschrieben sein, um uns eine deutliche Vorstellung von der Macht Jesu Christi bei ihrer Heilung zu geben.

Ich kann nicht glauben, daß die Evangelisten nicht eine umständliche Beschreibung vom Zustand dieses Weibes gegeben haben sollten, hätten sie ahnen können, daß man eines Tags von dem buchstäblichen Sinne dieser Geschichte einen Beweis der göttlichen Autorität des Heilandes herzunehmen gesonnen sein würde. Das reicht hin, um uns die Ansicht beizubringen, daß Jesus niemals gefährliche Krankheiten geheilt habe, weil die Evangelisten so leicht darüber weggehen. War aber die Krankheit dieser Frau nichts Außergewöhnliches, so fällt auch der Schein des Wunderbaren weg.

Sehen wir nun aber zu, ob die Art der Heilung dieser Krankheit auf ein Wunder führt. Die Kranke sprach bei sich selbst, wenn sie nur den Saum von Jesu Kleide anrühren könne, so würde sie geheilt werden. Ich kann mich nicht enthalten, jetzt nach so vielen Jahrhunderten große Lobsprüche der Kraft ihres Glaubens, ihrer Ueberzeugung und ihrer Einbildung in ihrem besondern Zustande zu spenden, und ich kann

nicht umhin zu gestehen, daß sie darin die wesentliche Vorbereitung der Heilung hatte und ohne dieß ihre Beschwerde nicht los geworden wäre. Die Heilungen, die durch Anwendung von Talismanen und Amuleten vollbracht werden, verdanken ihren Erfolg bloß der Einbildung der Kranken. Nicht selten ist es der Fall, daß ein Kranker darauf kommt, die Mittel seiner eignen Wahl gegen alle Vernunft und gegen die Ansicht seines Arztes anzuwenden und daß die Erleichterung nicht ausbleibt.

Man kann Beispiele genug von Heilungen anführen, welche durch die Kraft der Einbildung des Kranken zu Stande gekommen sind, begleitet von dem wenig wirksamen Mittel einer Berührung des Kleides des Heilandes, ohne daß man behaupten könnte, daß darin etwas Wunderbares enthalten sei. Beim gewöhnlichen, vernünftigen Gebrauch der Arznei muß der Kranke Vertrauen zu seinem Arzt und dessen Heilmitteln haben. Muth bei einem Kranken trägt nicht bloß zur Linderung seines Leidens bei, sondern auch zum Erfolg der angewandten Mittel, andererseits geben Verzweiflung und Muthlosigkeit den Tod in Fällen, wo die angewandten Mittel die Heilung hätten zu Stande bringen können.

Wenn die Ungläubigen uns sagen, daß dieß hier bei der Frau im Evangelium der Fall gewesen sei; wenn sie sagen, sie sei durch ihre eigne Einbildung geheilt worden; wenn sie gegen die Glaubwürdigkeit dieser Heilung einwenden, daß sie Jesus bei keiner ungläubigen Person hätte vollbringen können, auf welcher Seite liegt dann die Schuld? Unsere Theologen mußten beweisen, daß der Blutverlust dieser Frau solcher Art gewesen, daß weder ihr Glaube noch ihre Einbildung ohne Hinzukommen göttlicher Macht sie heilen konnte; aber sie können dieß nicht, weil die Evangelisten gar keine nähere Beschreibung der Krankheit gegeben haben.

Ohne Zweifel werden unsere Theologen sagen und ich bin selber davon überzeugt, daß bei dem Glauben und der

Einbildung dieser Frau eine göttliche Kraft mitwirkte, welche sie geheilt hat, weil Jesus sagte, daß von ihm eine Kraft ausgehe zur Heilung dieser Frau. Ich wünsche, daß sich die Ungläubigen mit diesem Grunde zufrieden geben und nicht etwa geltend machen, daß Jesus vorher im Geheimen den Glauben, den diese Frau zu ihm hatte, bemerkt und ihre Berührung verspürt habe, worauf er von ihrer Einbildungskraft Nutzen ziehend, sie in der Meinung auf den Erfolg seiner Heilung bestärkt habe durch die Aeußerung, es gehe eine Kraft von ihm aus.

Es ist wahr, dieß ist eine boshafte Unterstellung, aber für den Abschluß der Rechnung ist es gleichwohl nothwendig, daß die Theologen diese Schwierigkeit gründlich widerlegen. Man sagt, daß der Papst in diesen Tagen auf einer Reise drei Wunder vollbracht habe; die Herren protestantischen Geistlichen werden davon Nichts glauben wollen. Erwägt man jedoch die abergläubische Verehrung, welche einige Katholiken für den Papst haben, und die hohe Meinung, die sie von seiner Heiligkeit hegen, so ist es gar nicht so unwahrscheinlich, daß Einer von ihnen, wäre er von einer Krankheit befallen, nicht fest an des Papstes Wundergabe glauben sollte, und wenn solche Leute durch die Macht ihrer Einbildung oder selbst in Wahrheit sich geheilt sähen durch seine Berührung, so würde ich darin gar nichts besonders Wunderbares finden und würde deßhalb noch nicht glauben, daß der heilige Vater wirklich ein Wunder vollbracht habe.

Wenn man uns berichtete, daß der Papst einen ähnlichen Blutverlust geheilt habe, wie bei der Frau im Evangelium, was könnten wir Protestanten anders urtheilen, als daß eine alberne, leichtgläubige und abergläubige Frau, die mit einer leichten Krankheit behaftet gewesen, sich eingebildet habe, geheilt worden zu sein und daß ein päpstlicher Betrüger, von Leuten unterstützt, die ebenso große Schelme, wie er, gewesen sind, zur Begründung seines Ansehens und seiner Popularität das Gerücht einer

solchen Heilung als eines großen Wunders ausbreiten ließ? Wir hätten eine genaue Beschreibung der Krankheit nöthig, um beurtheilen zu können, wie es sich mit solcher Heilung verhalten habe. Die Annahme eines solchen dem Papste zugeschriebenen Wunders ist sehr leicht zu bewerkstelligen, und wenn die Ungläubigen, die Juden und Muhamedaner, die von Jesus keine größere Meinung wie wir vom Papste haben, dieses Wunder annähmen, was könnte man gegen sie viel anbringen?

Legen wir dagegen diese evangelische Geschichte mystisch und allegorisch aus, so stehen uns auch die Väter der Kirche zur Seite, welche sagen, daß diese Frau ein Bild der Kirche sei in dem Zustande, worin sie sich in den künftigen Jahrhunderten unter den Völkern befinden wird; der Blutverlust bezeichnet die Unreinheit oder Verderbniß, die von ihr herabfließen muß, nämlich die schlechten Grundsätze einer verderbten Sittlichkeit, die sich einschleichen werden. Oder man könnte auch an das christliche Blutvergießen denken, welches oftmals durch Kriege oder Verfolgungen hervorgebracht worden ist. Die zwölf Jahre, während welcher diese Frau an solchem Blutverluste litt, bedeuten zwölf Jahrhunderte, während welcher die Kirche in ihrem Blutverluste schmachten muß und nach welcher Zeit sie durch die Gaben des heiligen Geistes Christi gereinigt und geheiligt werden wird, um in einen gesündern, ruhigern und glücklichern Zustand zu kommen, wo sie nicht mehr durch so viel Kriege und Verfolgungen ihr bestes Herzblut verlieren wird.

Unter den Aerzten, welche die blutflüssige Frau so lange gehabt hatte, ohne daß sie ihr helfen konnten, sind die Diener des Evangeliums verstanden, deren Beruf es ist, sich der Krankheiten der Kirche anzunehmen und ihnen durch wirksame Mittel entgegenzuwirken. Und gleichwie die Frau im Evangelium lange Zeit von der Unwissenheit oder Bosheit der Aerzte gequält worden war, ohne geheilt zu werden; so schmachtet auch die Kirche schon so lange unter der Bosheit und Unwissenheit ihrer geistigen Aerzte, unserer Herren Geistlichen, deren Sorgfalt

sie sich überlassen sieht. Seit einer beträchtlichen Zeit sieht sich die Kirche immer schlimmer werden in Bezug auf ihre Sittlichkeit und ihre Grundsätze, wie ein Jeder leicht aus einer Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes der Kirche mit ihren ersten Jahrhunderten ersehen kann. Und in Wahrheit haben die kirchlichen Charlatane, unsere erfahrungsmäßigen Theologen mit allen ihren Theorien und Systemen und kirchlichen Heilversuchen die Verwirrung in der Kirche nur um so größer gemacht, aber keineswegs ein wirksames Heilmittel aufgefunden, um ihr Leiden zu heben.

Dieß ist es, was ich über die mystische Erklärung der Heilung des blutflüssigen Weibes zu bemerken habe; ob die Herrn Geistlichen an dieser parabolischen Auslegung jedoch Geschmack finden, weiß ich nicht; sie haben die Freiheit, nicht daran zu glauben, mit den Atheisten und Ungläubigen gemein; wenn sie nur mir selber erlauben, mit den Vätern der Kirche zu glauben, was ich will.

Mögen sie indessen meine Erklärung billigen oder nicht, so werden sie doch nicht umhin können zu gestehen, daß, wenn nach Ablauf der von der göttlichen Vorsehung festgesetzten zwölf Alter die Kirche von ihren Irrthümern und Verderbnissen gereinigt sein wird; wenn Krieg und Verfolgungen aufgehört haben und alle Christen dahin gekommen sind, sich zu einer und derselben Lehre zu bekennen, und in Ruhe und Frieden mit einander zu leben; wenn die Kirche in der Nachfolge Christi wandelt, der das Sinnbild der künftigen Zeit ist; wenn in lebendigem Glauben sie den Saum seines Gewandes, d. h. seiner Weissagungen, berührt; wenn durch vollkommene Heilung aller Krankheiten der Kirche sich ihr die Gaben des heiligen Geistes fühlbar machen, wie die Kraft Jesu Christi sich jener Frau im Evangelium fühlbar machte; wenn, sage ich, alles dieß in Erfüllung gegangen ist, so werden sie nicht umhin können einzusehen, daß die Geschichte dieser Frau nur ein Bild und Gleichniß eines künftigen Wunders ist, das dann nicht

bloß der unumstößliche Beweis der Macht und Gegenwart Christi in seiner Kirche ist, sondern auch vollständig zur Evidenz darthut, daß er der wahrhafte Messias gewesen ist.

Wird solchergestalt die Geschichte parabolisch betrachtet, so findet sich wenig oder gar Nichts von einem Wunder darin.

Gehen wir zu dem Abenteuer mit der Samariterin über, welche fünf Männer hatte und mit einem andern in verbotenem Umgang lebte.

Unsere Theologen betrachten diesen Zug aus dem Leben Jesu Christi als einen sehr wunderbaren, als worin er seine Allwissenheit beurkunde, ohne welche er nicht bis auf den Grund des Herzens dieser Frau hätte lesen können und ihr keine solche Einzelheiten aus ihrem Leben gesagt haben würde. Ich glaube dagegen, daß diese Geschichte, wenn man sie buchstäblich nimmt, ganz und gar falsch ist und unwahrscheinlich, und bin erstaunt, daß sie noch kein Jude und Ungläubiger in's Lächerliche gezogen hat, um damit unsere Religion herabzusetzen. Hätte man eine ähnliche Fabel von jedem andern Betrüger berichtet, so würden unsere Theologen nicht ermangelt haben, alle mögliche Albernheiten darin aufzudecken und ihrem Spott freien Lauf lassen; denn diese Herren sehen gar wohl einen Splitter in ihres Bruders Auge, aber nicht den Balken in ihrem eignen Auge.

Man will zunächst aus dieser Geschichte beweisen, daß die Samaritaner auf einen Messias gewartet hätten. Unsere Theologen meinen, Jesus habe der Samariterin einen unwiderleglichen Beweis gegeben, daß er der Messias sei, indem er ihr wahr sagte, oder die Frau sei sehr albern gewesen und leichtgläubig, um einen so falschen Schluß zu ziehen; wenn sie nicht ein freches Weib gewesen wäre, so hätte sie sich erröthend vor Schaam verbergen müssen, statt hinzugehen und selber ihre Schande den Leuten von Sichem zu verkündigen, wie es in der Erzählung heißt.

Aber die Leute von Sichem hatten selbst ihr Vergnügen daran, sich von Jesus wahrsagen zu lassen und daraus denselben

Schluß zu ziehen, daß Jesus der Messias sei. Wollen unsere Theologen aus dieser Geschichte beweisen, daß Jesus die Kenntniß aller Dinge besessen habe, und wußte, was in den Falten des menschlichen Herzens verborgen war, so frage ich, worauf sich dieser Beweis gründen soll? Etwa darauf, daß er der Samariterin gesagt, sie habe fünf Männer gehabt? Ich sehe darin keine Consequenz.

Wenn die Ungläubigen sagen würden, es sei gar nicht unmöglich, daß Jesus ein Mittel gefunden habe, um einige Umstände aus dem Leben dieses Weibes zu erfahren, ehe er ihr wahrsagte, so würden wir sagen, dieß sei eine gottlose Unterstellung, weil es ein ganz gewöhnliches Kunststück der Wahrsager ist, alle mögliche Aufklärung sich zu verschaffen, ehe sie ihre Orakel verkündigen, um ihre Antworten zweideutig und dunkel für die Dummköpfe und Thoren zu machen, die sich an sie wenden.

Es ist indessen ein Umstand in dieser Geschichte, der Jesu keineswegs Ehre macht, und der hinreicht, um den Verdacht zu schöpfen, es habe ein Betrug in seinem Benehmen stattgefunden, und er habe dieses Weib in die Falle gelockt, ehe er ihr wahrsagte, indem er zu ihr sprach: Weib, gehe hin und rufe deinen Mann! Denn auf die ihm gewordene Antwort, daß sie keinen Mann habe, hatte sich Jesus schon in die Lage gesetzt, von ihr zu erfahren, daß sie deren fünf hatte und daß sie gegenwärtig im Ehebruch lebte. Indem er nun in diesem unglücklichen Weibe das Gefühl der Bewunderung für seine Wahrsagungsgabe geweckt hatte, zog er von den Gedanken, die er in ihr durch seine Worte hatte entstehen lassen, sofort Nutzen, um ihr zu erklären, daß er der Messias sei, was er nicht gewagt hatte, bei andern Gelegenheiten und vor aufgeklärteren Personen zu thun.

In ihrem buchstäblichen Sinne ist diese Erzählung wahrhaft lächerlich. Unter der Samariterin ist vielmehr eine ketzerische, ehebrecherische oder unächte Kirche zu verstehen, deren

verderbter Zustand Jesu Christo mißfällt, der um die sechste Stunde kommt, d. h. um das sechste Alter der Welt. An welchem Orte hat Jesus die Samariterin gefunden? Am Jakobsbrunnen, wohin sie kam, Wasser zu schöpfen. Dasselbe wird am Brunnen der heiligen Schrift stattfinden, deren Grund Jesus ist, wo er von Weisheit überfließt, wie der Brunnen von Wasser; er wird seine mächtige Kirche finden, sich sättigend mit den Wassern des Buchstabens, die nichts taugen, den Durst der Seele zu löschen. Aber in der Vollendung der Zeiten, die durch die sechste Stunde des Tages angedeutet ist, wird er sie in Stand setzen, in dem Grunde dieses Brunnens der heiligen Schriften die geistigen Wasser einer göttlichen Wissenschaft zu finden, welche den Wassern des Lebens ähnlich, sie mit Freudigkeit, Wissen und Weisheit erfüllen werden. Alsdann wird die Kirche das Verständniß der Dinge erlangen, welche in Bezug auf die Person Jesu geweissagt waren, und sie wird tüchtig werden, aller Welt vor Augen zu legen, daß Jesus der wahre Messias ist und daß in ihm Gesetz und Propheten erfüllt sind.

Die Kirche wird erkennen, daß sie fünf Männer gehabt hat, d. h. bildlich geredet, daß sie nicht allein mit der Sinnenlust vereinigt war, sondern auch mit dem irdischen Sinne und Verstande der fünf Bücher Mosis und daß sie folglich wirklich in verbotenem Verhältniß zum Antichrist steht, d. h. zum Teufel, anstatt mit dem Geiste Christi zu leben und mit dem Gesetze, das ihr wahrer Gemahl sein mußte, dem sie sich allein anschließen durfte und ihm unverletzt ihre Treue bewahren.

Aber nicht bloß die Samariterin, sondern auch die Leute von Sichem haben erkannt, daß Jesus der Messias sei; gleicher Weise müssen auch die Vertheidiger des buchstäblichen Schriftsinnes, die unter den Leuten von Sichem verstanden sind, sich überzeugen, daß Jesus der Christ und wahre Messias ist, sobald sie durch den Geist des Gesetzes und der Propheten belehrt sein werden. Und wenn es weiter in der Erzählung heißt,

daß die Jünger Jesu erstaunt waren, ihn mit dieser Frau redend zu finden; das heißt nach seinem mystischen Sinne, daß die wahren Jünger des Messias, denen dermaleinst die wahren Geheimnisse des Himmelreichs enthüllt sollen werden, von Staunen und Bewunderung erfüllt sein werden, wann sie Zeugen sind der Weisheit und der Macht Gottes in der Erfüllung der heiligen Schriften und wann sie die geistige Unterhaltung Jesu mit seiner Kirche vernehmen werden.

Der heilige Johannes erzählt uns die Heilung eines Kranken am Teiche Bethesda. Der heilige Johannes war der geliebte Jünger unsers Herrn; und wir müssen glauben, daß er seinen Meister ebenfalls liebte, denn sonst wäre er ja schlimmer als die Heiden gewesen, welche wenigstens diejenigen wieder lieben, die ihnen Liebe zeigen; aber diese Geschichte, nebst mehreren andern, die seinem Evangelium eigenthümlich sind, sind der Art, uns glauben zu machen, er habe absichtlich seinen Meister in üblen Ruf bringen und lächerlich machen wollen, oder einen Versuch gemacht, wie weit sich die Leichtgläubigkeit derjenigen Menschen täuschen lasse, welche aus blinder Liebe ihren Sinn unter den Gehorsam des Glaubens thaten. Wäre dieß nicht, so hätte er niemals solche lächerliche Erzählungen berichtet, welche die Priester, die doch den aufgeklärtesten und gebildetsten Theil des Menschengeschlechts bilden, mit Unwillen und Verachtung von sich gewiesen haben würden, wären sie nicht so reichlich dafür bezahlt, daß sie dieselben dem Volke glauben machen.

Der heilige Johannes hat lange Zeit nach den andern Aposteln geschrieben. Welches mußte darum seine Hauptsorge sein? Offenbar keine andere, als einige hervorragende Züge aus dem Leben seines Meisters, welche von den andern Evangelisten übergangen worden waren, hervorzuheben und deren Wahrheit zu beglaubigen. Weit entfernt aber, sich dessen beflissen zu haben, hat er Erzählungen gebracht, von denen die andern Evangelisten gar nicht geredet haben, und die nicht

bloß Jesu wenig Ehre machen, sondern auch seinen Ruf als Wunderthäter zerstören, den die andern Geschichtschreiber seines Lebens eifrig bemüht waren, ihm zu befestigen.

Wenn man das liest, was diese geschrieben haben, so ist man versucht, zu glauben, daß Jesus alle Arten von Krankheiten heilte, wie unheilbar sie auch für die Kunst oder die Natur erschienen. Denn allenthalben, wohin er kam, erhielten alle Kranke und Verstümmelte, mit Ausnahme derer, die keinen Glauben hatten, ihre vollkommene Heilung von seiner Hand. Aber diese Geschichte von der Krankenheilung am Teich Bethesda liefert eine Art von Beweis, daß Jesus weder ein Wunderthäter, noch ein Krankenheiland war, wie man gemeiniglich geglaubt hat. Die günstigste Meinung, welche ein Leser von Urtheil in Bezug auf Jesus aus dem Evangelium schöpfen könnte, ist die, daß er ein recht guter Redner war, ein mitfühlendes Herz besaß, und daß er tüchtig war, zum Volke beredt zu sprechen; daß er sich ein Geschäft daraus machte, ein tüchtiger Schriftgelehrter zu sein, eine Wissenschaft, worin die Modephilosophie seiner Zeit bestand; daß seine Anhänger ihn wie göttlich verehrten, weil sie seine Gabe, sich mit Leichtigkeit auszudrücken, sahen, und darum sich einbildeten, er müsse auch die Gabe der Krankenheilung besitzen; daß sie dann ihn auch aufforderten, von dieser Gabe Gebrauch zu machen; und als es ihm geglückt war, die Einbildungskraft Einiger zu heilen, machten sie ein großes Wesen davon und legten diese Erfolge der Wirksamkeit einer göttlichen Macht bei, womit sie ihn bekleidet wähnten. Seitdem gaben sich die Apostel, um die Leichtgläubigkeit und den Irrthum des Volkes zu nähren, alle mögliche Mühe, seinen Ruf durch eine Menge von überschwenglichen Geschichten und unglaublichen Wundern zu erhöhen.

Daß die Erzählung vom Fischteich Bethesda, abgesehen von der Heilung, die Jesus dort vollbrachte, auf keine Geschichte gegründet sei und keinen Gegenstand des Glaubens

für einen Menschen von gesundem Verstand abgeben kann, ist nicht schwer zu beweisen. Kein jüdischer Geschichtsschreiber thut sonst irgend Erwähnung von einer solchen wunderbaren Heilkraft des Teichs. Freilich wäre das Zeugniß des heiligen Johannes für sich allein hinreichend, um die Wahrheit der Erzählung zu erweisen, vorausgesetzt, daß die Dinge, die er berichtet auch glaublich und mit allen einzelnen Umständen berichtet sind; aber wenn sie in dunkler, unvollkommener Weise berichtet sind, mit lächerlichen und unwahrscheinlichen Umständen, so muß man sie durchaus zurückweisen.

Aber ich frage weiter, was war der Grund, warum der Engel in diesen Fischteich herabkam? Um sich selber zu waschen und zu baden? Das wäre lächerlich. Oder nur, um dem Wasser eine Heilkraft für einige Kranke zu geben? Wie ging dieß zu? Unsere Theologen werden sagen, es sei dieß eine wunderbare Wirkung der Vorsehung gewesen. Zugegeben; aber man könnte fragen, warum nur eine einzige Person darin hätte sollen geheilt werden können und warum die armen Kranken nicht gleichzeitig darin Heilung finden konnten? Mögen die Theologen diesen Umstand mit der Güte und Weisheit Gottes in Einklang bringen.

Ich möchte doch wissen, wie oft der Engel in einer Woche herabkam, oder in einem Monat, oder in einem Jahre? Und wie viele Jahre vor der Erscheinung Christi hat er dieß gethan? Warum war vorher und noch zu unsern Zeiten diese nämliche Gunst nicht fortgesetzt? Darüber hätte uns der heilige Johannes genau belehren müssen.

Wie ist es gekommen, daß man, sei es nun durch eine Wirkung der göttlichen Vorsehung oder durch die Sorge des Magistrats von Jerusalem, nicht besser für die Austheilung der Gnade des Engels an den oder jenen armen Mann, gemäß seinem Verdienst oder Bedürfniß, sorgte? Warum war diese Gunst des Himmels immer nur der Preis desjenigen, welcher glücklich genug war, sich durch das schnellste Laufen

derselben zu bemächtigen? Man sollte fast denken, der Engel habe diese Gunst mehr nur zu seiner eignen Unterhaltung, als zum Nutzen des Menschengeschlechts gespendet, und es sei ihm wie denen ergangen, die einen Knochen mitten unter mehrere Hunde warfen, um das Vergnügen zu haben, sie sich darum reißen zu sehen. So etwa war der Zeitvertreib der Engel in diesem Falle.

Mag man nun von der Sache halten, was man wolle, so ist soviel gewiß, wenn irgend ein Engel dabei betheiligt war, so war es ein Engel Satans, der am Unglück seine Freude hat; und wenn er bei einer solchen Gelegenheit Jemanden heilte, so war dieß nur eine Lockspeise, um Andere durch das Gedränge in Lebensgefahr zu bringen.

Ich frage weiter, welcher Art waren die Kranken, welche am Eingange des Fischteichs lagen? Nach der Angabe des heiligen Johannes waren es Blinde, Lahme, Gichtbrüchige. Aber was konnten da solche Kranke thun? Kann man glauben, daß solche wirklich geeignet waren, sich zuerst in das Wasser zu werfen, um geheilt zu werden? War immerhin die Kraft dieses Wassers eine solche, daß ein mit den angegebenen Krankheiten behafteter Mensch geheilt werden konnte; so ist es keineswegs sicher, daß Einer von diesen Unglücklichen wirklich von dem Wasser Nutzen ziehen konnte.

Gesetzt auch, ein Blinder hätte ein so feines Ohr gehabt, um deutlich zu hören, wie der Engel einem Steine gleich in das Wasser herabfiel, so ist es doch sicher, daß er wegen des fehlenden Gesichtes von einem Andern zurückgedrängt wurde. Und gesetzt, ein Lahmer hätte ein hinreichend gutes Gesicht gehabt, um das Herabsteigen des Engels zu bemerken, so würden seine Beine nicht hingereicht haben, um ihn zuerst nach dem Fischteich zu bringen. Alle diese armen Leute, die der heilige Johannes erwähnt, würden also besser gethan haben, daheim zu bleiben, als sich unnützer Weise an dem Fischteich aufzuhalten. Ich weiß nicht, bis zu welchem Grade die Thorheit

der Kranken zu Jerusalem in damaliger Zeit gehen konnte; aber wenn wirklich ein solcher Preis zu gewinnen war, und wenn dieser nur für denjenigen zu erlangen war, der am schnellsten nach dem Teich laufen konnte, um sich in's Wasser zu werfen, so mögen alle urtheilsfähigen Köpfe entscheiden, ob Blinde, Lahme und Gichtbrüchige in diesem Falle waren, sich dorthin zu begeben. Sollte die ganze Geschichte, wie sie der heilige Johannes vom Fischteich erzählt, nur den geringsten Schein von Wahrscheinlichkeit und gutem Sinn haben, so mußte er wenigstens noch andere Arten von Kranken sich dort aufhalten lassen, als gerade die Genannten. Wozu war es also nöthig, alle diese Kindereien vorzubringen, welche die Erzählung lächerlich machen und der Autorität des Geschichtschreibers zu nahe treten.

Ich sage aber weiter, wenn dieser Mann wirklich achtunddreißig Jahre lang dort am Teiche lag, ohne von seiner Schwäche geheilt zu werden, so zeugt dieß zur Genüge für seine Thorheit oder vielmehr für die Unglaublichkeit der ganzen Geschichte. Er hätte ebensogut soviele Jahre lang auf freiem Felde auf den Einsturz des Himmels warten können, um dann Lerchen zu fangen. Mögen unsere Theologen von der Geduld dieses Mannes denken, was sie wollen, so kann ich wenigstens nicht glauben, daß es jemals einen so thörichten Menschen gegeben habe, und darum kann ich mir nicht denken, daß Johannes diese Erzählung buchstäblich genommen haben wolle, er müßte denn die Absicht gehabt haben, die Menschen in den Glauben an die ärgste Abgeschmacktheit hineinzubetrügen.

Warum aber, muß man fragen, hat denn Jesus nicht alle Kranke geheilt, die dort am Teiche lagen? Wäre doch dieß die beste Gelegenheit gewesen, die Macht seiner Gabe, Kranke zu heilen, am Augenscheinlichsten darzuthun. Warum übte er sie also nicht aus, um so vielen Unglücklichen Erleichterung zu verschaffen? Konnte er nicht Alle heilen, so fehlte ihm eben die Kraft, gewisse Arten von Krankheiten zu heilen. Besaß

er aber nicht den Willen, so war er ein harter, vom Mitleid verlassener Mann. Auf alle Fälle ist Jesu Benehmen in dieser Erzählung höchst verdächtig und wenig ehrenvoll für ihn, daß er unter so vielen Kranken, die er am Fischteich fand, nur einen einzigen auswählte, um ihn zu heilen.

Ja, man kann sogar zweifeln, daß Jesus wirklich mit der Heilung dieses Mannes ein Wunder vollbracht habe. Wir können doch nicht behaupten, er sei auf wunderbare Weise geheilt worden, so lange wir nicht wissen, daß seine Krankheit durch menschliche Kunst nicht heilbar war, was doch niemand behaupten kann. Es gibt Beispiele, daß selbst die langwierigste Krankheit, besonders im Alter sich verliert; vielleicht war dieß bei diesem Manne der Fall und Jesus sah ihm an, daß seine Gebrechlichkeit im Verschwinden begriffen war, weßhalb er ihn fortgehen und sein Bett wegtragen hieß, weil er in aller Kürze ganz gesund werden würde. Ungläubige freilich könnten leicht behaupten, der gebrechliche Mann sei entweder ein verstellter Kranker gewesen, den Jesus aus seiner vorgeblichen Krankheit durch Beschämung herausgetrieben habe, oder er sei ein bloßer Hypochonder gewesen, der mehr in der Einbildung, als in der Wirklichkeit so lange krank gelegen habe, und der von Jesus durch passende Ermahnungen und Erinnerungen, die auf seine Einbildungskraft wirkten, zum Glauben an seine Heilung gebracht und dann zum Weggehen aufgefordert worden sei.

Ich gehe jetzt zu den tiefen Geheimnissen über, die hinter dem Buchstaben dieser Erzählung verborgen sind. Bethesda ist der mystische Namen der Kirche, die recht eigentlich das Haus der Gnade ist. Wenn gesagt ist, daß sie in Jerusalem sei, so darf man nicht an das alte, sondern nur an das neue Jerusalem denken, beim Eintritt in welches die Heerde Jesu Christi mit dem geistigen Wasser in dem mystischen Teiche getauft werden muß. Die fünf Portale des Fischteichs bedeuten die fünf Bücher Mosis, als die Eingänge in das Haus der Weisheit und der Gnade Christi. Unter den vor dem Teiche

liegenden Gebrechlichen sind die Unwissenden, die Ketzer, die Schwachen im Glauben, die Schwankenden in ihren Grundsätzen verstanden. Und was ist die Ursache ihrer Krankheit? Weil sie sich an den Buchstaben des Glaubens halten, der sie in unzählige Irrthümer — die verschiedenartigen Krankheiten — führt, die nur geheilt werden können durch die Gegenwart des Geistes, der gleich einem Engel sie unterweisen und in die Geheimnisse des Gesetzes einführen muß.

Der einzelne Kranke in der Erzählung bedeutet den Menschen, das Menschengeschlecht überhaupt. Und seine Gebrechlichkeit ist, daß es ihm am Sinn für das Verständniß der Weissagung gebricht. Die achtunddreißig Jahre der Schwäche bedeuten ebensoviele Jahrhunderte, nämlich zwei tausend Jahre unter dem Gesetz und achtzehnhundert Jahre unter dem Evangelium. Das Aufstehen und Forttragen des Bettes ist ein Bild davon, daß der Mensch seine Gedanken zur Betrachtung der göttlichen Geheimnisse des Gesetzes emporrichten und das Bett des Buchstabens, worauf er bisher geruht hatte, in einen höchern Sinn erheben soll.

In seiner fünften Abhandlung über die Wunder untersucht Woolston einige Geschichten von Todtenerweckungen, wie die von der Erweckung des Lazarus, der Tochter des Jairus und des Sohnes der Wittwe von Nain, welche man als die größten Wunder Jesu Christi anzusehen pflegt. Woolston will beweisen, daß man keineswegs berechtigt ist, darauf das Gebäude zu gründen, das man von Seiten der Orthodoxen möchte: er will darthun, daß der wörtliche Verstand dieser Geschichten ein Gewebe von albernen, unwahrscheinlichen und unglaublichen Dingen ist und daß man sie nur als Sinnbilder geheimnißvoller religiöser Ideen nehmen kann.

Das Evangelium — so spricht sich Woolston aus — hat uns nicht gesagt, ob Jesus noch andere Personen außer diesen dreien auferweckt hat. In der That aber, mag sich dieß nun verhalten, wie es wolle, gibt es nicht leicht Jemand, der nicht

ohne Weiteres zugibt, daß es ein erstaunliches Wunder ist, einen Todten in's Leben zurückzurufen, und daß zwei oder drei solcher wohl verbürgter und im Detail überlieferter Wunder hinreichen müßten, um das ganze Menschengeschlecht zum Glauben zu bringen und die Ueberzeugung zu begründen, daß der Vollbringer solcher wunderbaren Thaten ein göttlicher Bevollmächtigter sei, der mit der Macht Gottes selbst bekleidet sein mußte. Leider ist dieß indessen bei den drei vorliegenden Todtenerweckungen nicht der Fall; keines derselben hält, wenn man es buchstäblich betrachtet, einer kritischen Prüfung Stand. Und wenn Jesus die Absicht hatte, Todte aufzuwecken, um seine göttliche Macht und Autorität zu beweisen, würde er andere Todte dazu gewählt haben.

Was zunächst die Ordnung und Reihenfolge betrifft, in welcher diese Wunder berichtet sind, so ist das größte unter diesen dreien das Wunder der Auferweckung des Lazarus, das geringste die Auferweckung der Tochter des Jairus. Warum erzählen nun aber Matthäus und Marcus nicht die Geschichte von Nain, die doch bedeutender war, als die Geschichte von des Jairus Tochter? Sie wußten Nichts davon, sonst würden sie dieselbe gewiß berichtet haben. Die Erweckung des Lazarus aber wird bloß vom Apostel Johannes erzählt, der erst etwa sechszig Jahre nach Christi Himmelfahrt geschrieben hat. Da liegt die Frage sehr nahe, ob nicht die ganze Geschichte seine eigne Erfindung sei? Warum hätten Matthäus, Marcus und Lucas, die doch früher schrieben, dieses merkwürdige Wunder übergangen?

Die Absicht aller Evangelisten war doch, den Ruf ihres Meisters als Wunderthäters zu erhöhen; daß nun nachher noch ein anderer Evangelist mit einem noch größern und bedeutendern Wunder kommen sollte, welches Glauben gefunden hätte, dieß ist doch gegen allen Sinn und Verstand. Gewiß erwähnt doch der erste Biograph irgend eines Helden alle großen Ereignisse seines Lebens und läßt spätern Biographen etwa nur noch übrig, das von ihm Erzählte mit einigen näheren Um-

ständen und weniger bedeutenden Zusätzen zu erweitern. Würde aber ein späterer Biograph sich herausnehmen, einen erhabnern Vorgang im Leben seines Helden hinzuzufügen, so wird dieß als Fabel und Roman verworfen werden, weil doch der erste Biograph davon hätte wissen müssen, wenn es wahr wäre.

Verdächtig werden aber diese Geschichten weiterhin dadurch, daß die späteren Ueberlieferungen von diesen vermeintlich Auferweckten ganz und gar schweigen. Was ist aus diesen drei Personen nach ihrer Auferweckung geworden? Wie lange haben sie noch gelebt, und zu welchem Nutzen für die Kirche oder die Menschheit? Auf alle diese Fragen haben wir keine Antwort. Macht nicht das tiefe Stillschweigen der Geschichte über das spätere Schicksal dieser Personen die vermeintlichen Wunder von ihrer Auferweckung mehr als zweifelhaft? Und muß man nicht versucht sein, sie wie die Erzählungen von Gulliver zu betrachten, deren Personen und Handlungen nirgends anders, als in dem Roman, existirt haben?

Untersuchen wir nun die Beschaffenheit der Personen, die auferweckt worden sein sollen, und sehen wir, ob sie von der Art waren, daß Jesus diese Wunder an ihnen vollbringen mußte, um seine göttliche Sendung und sein Ansehen zu beweisen. Daß Jesus alle diejenigen hätte auferwecken müssen, die an allen den Orten starben, wohin Jesus kam, dieß wird Niemanden zu behaupten einfallen. Man wird zugeben, daß zwei oder drei Beispiele hinreichten, um seine Macht, Todte zu erwecken, augenscheinlich zu beurkunden. Aber in diesem Falle mußte er mit Einsicht und weisem Urtheil die Personen auswählen, denen er diese Gnade erweisen wollte unter der großen Zahl derer, die zu seiner Zeit starben. Wo war nun aber solche Einsicht und Weisheit, wenn Jesus seine Augen auf diese drei Personen warf, die er vor allen Andern auswählte, um sie aufzuerwecken? Gerade diese drei haben am wenigsten eine solche Auszeichnung verdient.

Die Tochter des Jairus war ein unbedeutendes Mädchen

von zwölf Jahren; das Leben des Jünglings von Nain war nachher für die Welt so wenig bedeutend, als vorher; Lazarus freilich war ein Freund Jesu. Aber hätte doch Jesus statt dessen lieber einen nützlichen Beamten, dessen Leben ein Wirken im Segen war, einen thätigen Handelsmann, dessen Tod ein Verlust für das Gemeinwesen war, oder den Vater einer zahlreichen Familie, deren Erhaltung von ihm abhing, oder Johannes den Täufer auferweckt! Aber daß ein unbedeutender Knabe oder gar vollends ein Mädchen und der ganz unbekannte Lazarus, solche drei nutzlose und unbedeutende Personen, andern öffentlichen und verdienten Personen von Jesus vorgezogen worden sind, dieß ist unverantwortlich, und man hat deßhalb allen Grund und alles Recht, die Glaubwürdigkeit der Berichte in Frage zu stellen.

Ueberdieß war auch keine der drei auferweckten Personen lange Zeit genug todt, um ihre Wiedererweckung als Wunder gelten lassen zu können. Die Tochter des Jairus war so eben erst verschieden, als Jesus sie auferweckte; ja er selbst erklärte, sie schlafe nur, und es ist möglich, daß sie durch das leidenschaftliche Schreien der umherstehenden Frauen in eine todtenähnliche Ohnmacht fiel. Beim Jüngling von Nain war schon etwas mehr Anschein des Todes, er war wirklich ein Leichnam; aber konnte nicht Betrug und Täuschung in der Sache sein? Es gibt ja Geschichten von lebendig Begrabenen; einen solchen todtenähnlichen Zustand konnte Jesus vermuthen, oder es konnte auch zwischen Jesus und dem Jüngling und dessen Mutter ein Einverständniß statthaben, um den Ruf Jesu als Wunderthäter zu heben. Wollte Jesus den Sohn der Wittwe, zum Beweis seiner göttlichen Macht, auferwecken, so hätte er ihn vorher zwei, drei Wochen lang begraben sein sollen lassen, sonst ist für das Aufhalten der Träger auf dem Wege viel Raum da, um den Verdacht eines Betrugs zu schöpfen.

Lazarus freilich war schon vier Tage begraben; ob aber gerade er, als Jesu Freund, nicht ein Einverständniß mit ihm

hatte, um eben Jesu Ruf als Wunderthäter zu erhöhen, dieß ist für Ungläubige, die das Christenthum als Betrug ansehen, gar keine Frage; denn daß er bereits rieche, sagt nur seine Schwester. Die vier Tage aber, die er bereits sollte begraben sein, konnten nach der Rechnung, die uns auch bei Jesu Tode begegnet, auch nur zwei Tage und drei Nächte sein. Verhüte Gott, daß ich über diesen Gegenstand mit den Ungläubigen gleich denken sollte; aber es sind einige fatale Umstände in dieser Geschichte, welche dieselbe zum notorischen Betruge stempeln, man müßte sie denn symbolisch und bildlich fassen.

Ein weiterer Verdacht gegen diese Geschichten liegt darin, daß keine von diesen drei vermeintlich auferweckten Personen Kunde gebracht hat über den Zustand, in welchem sie sich während der Trennung der Seele vom Körper befunden, und da dieß ein so wichtiger Punkt für das Christenthum ist, so hätten ihn sicherlich die Evangelisten nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen. Unsere Theologen sehen sich durch dieses fatale Stillschweigen zu der Alternative gebracht, entweder die Existenz der Seele für sich aufzugeben oder den wirklichen Tod dieser Personen zu leugnen; beide Annahmen aber sind unmöglich mit einander zu vereinigen.

Wenn in unsern Tagen irgend Jemand auferweckt würde, nachdem er zuvor einige Zeit wirklich todt gewesen, so würde das Erste sein, daß man von ihm wissen wollte, wo seine Seele gewesen sei, in welcher Gesellschaft sie sich befunden habe, und was ihr auf ihrer Reise begegnet sei. Und die Geschichtschreiber würden nicht unterlassen, alles dasjenige auf die Nachwelt zu bringen, was man auf diese Weise erfahren haben würde. Das Stillschweigen über alle diese Dinge macht die ganze Erzählung höchst verdächtig; entweder muß man schließen, diese vermeintlich Auferweckten waren nicht todt, oder ihre Seelen waren mit ihren Körpern todt.

Außerdem finden sich in diesen Auferweckungsgeschichten so viele Abgeschmacktheiten und Unglaublichkeiten, daß unsere

Theologen genöthigt sind, entweder zu gestehen, daß dieselben nur parabolisch zu fassen sind, oder auf ihre Religion zu verzichten. Ein so erstaunliches Wunder, wie die Auferweckung des Lazarus, wenn sie nach dem Buchstaben der evangelischen Erzählung genommen wird, hätte auf allen Fällen den Juden den Mund stopfen und ihr Herz umkehren müssen. War aber der Haß, den sie gegen Jesus hatten, so fest gewurzelt, und ihr Zorn gegen ihn von der Art, daß er in demselben Maaße zunahm, je mehr sie seine Größe und die Menge seiner Wunder erfuhren, warum war denn Lazarus, der ihnen niemals etwas zu Leid gethan hatte, ebenfalls ein Gegenstand ihres Hasses? Darauf mögen doch einmal unsere Theologen eine vernünftige Antwort geben; sonst liegt die Vermuthung nahe, daß der Betrug dieses vermeintlichen Wunders, einmal entdeckt, den gerechten Unwillen unserer Vorfahren gegen alle diejenigen hervorrief, welche daran Theil hatten.

Wollte man sagen, es sei eine abscheuliche Barbarei und Unmenschlichkeit gewesen von Seiten dieser Juden, den Lazarus in den Haß, den sie gegen Jesus hatten, mit hineinzuziehen, so würde eine solche Antwort wenig befriedigend sein für vernünftige, vorurtheilsfreie Menschen. Der Grund dieses Hasses konnte vernünftiger Weise kein anderer gewesen sein, als daß man ihn als einen Mitschuldigen Jesu bei dem Betrug, den dieser hatte spielen wollen, betrachtete.

Warum hat sich aber Jesus, seine Jünger und Lazarus nachher versteckt? War dieß nicht ein deutlicher Beweis, daß sie sich des Betrugs schuldig hielten, dessen man sie anklagte? Wer die Sache Gottes für sich hat, wird immer auch den Muth besitzen, für die Wahrheit einzustehen. Unsere Vorfahren hatten ohne Zweifel den Betrug entdeckt und hatten allen Grund, alle Mitschuldigen zu verfolgen und streng zu bestrafen; es würde ihnen darum nicht zu verdenken gewesen sein, wenn sie darum den Lazarus eben so gut wie Jesus bestraft haben würden.

Wenn ein wirkliches, unbestreitbares und so augenfälliges Wunder, als welches diese Auferweckung des Lazarus erzählt wird, heutzutage zu Gunsten des Christenthums geschähe, so wage ich zu behaupten, daß dasselbe alle Juden ohne Ausnahme bekehren würde, und ich glaube nicht, daß irgend ein Volk auf der Welt so eingenommen von seinen Irrthümern und von seinem Aberglauben sein wird, welches dann widerstehen könnte. Gesetzt, es wollte Gott heutzutage einen Gesandten schicken, der die Christen von den Nachtheilen einer Miethlingspriesterschaft überzeugen sollte, und für diesen Zweck in Gegenwart einer Menge von Zuschauern ein solches Wunder, wie die Auferweckung des Lazarus, vollbringen würde, welche Haltung glaubt ihr, daß unsere Bischöfe und Geistliche dabei einnehmen würden? Sie würden den Mund nicht zu öffnen wagen und ihren Aerger wenigstens nicht offen merken lassen.

So bleibt nichts weiter übrig, als diese drei Auferweckungswunder mystisch zu erklären, d. h. sie als Sinnbilder von Ereignissen zu betrachten, welche in der Zeit der geistigen Ankunft Christi kommen werden; und in dieser Beziehung würde die Auferweckung des Lazarus ein Sinnbild der allgemeinen geistigen Auferstehung des Menschengeschlechts in der Vollendung der Zeiten sein; des Jairus Tochter ist die jüdische Kirche, die erweckt und belebt werden wird; der Jüngling zu Nain bedeutet den tiefern Schriftsinn, der jetzt todt ist, und die Träger seines Sarges bezeichnet die Diener des Buchstabens. Soviel über die drei vermeintlichen Auferweckungswunder.

Zuletzt spricht sich Woolston auch gegen den buchstäblichen Sinn der Auferstehungsgeschichte Jesu aus. Wenn Jesus nicht auferstanden ist, sagt der heilige Paulus, so ist unsere Predigt vergeblich. Warum sollte sich also dann nicht das Volk von der Sorge für diesen Stand unwissender, unnützer und schmarotzenden Menschen, die Miethlingspriester, befreien? Das christliche Volk soll wissen, daß ich auf die Autorität der Väter

der Kirche gestützt, des Glaubens lebe, daß, den buchstäblichen Sinn des alten und neuen Testamentes vertheidigen, so viel heißt, als der Lehre des Antichrist folgen; daß die Wunder Jesu von der Art, wie sie durch die Evangelisten überliefert sind, und buchstäblich verstanden, Fabeln und Lügen des Antichrist sind; daß Alles, was der geistigen und mystischen Auslegung der heiligen Schrift entgegen ist, als eine Lästerung gegen den heiligen Geist erscheint; daß der geistige Sinn der Schrift oder die allegorische Erklärung von Gesetz und Propheten die Bekehrung der Juden und Heiden zu Stande bringen muß; daß die Vertheidigung des buchstäblichen Sinnes und die ungeheuren Einkünfte, welche dem Priesterstande zufließen, die Ursachen des Unglaubens und Abfalls sind, den man in jüngsten Zeiten bemerken konnte; daß der Geist und die Gewalt Jesu sich bald in seiner Kirche offenbaren werden, um dem schändlichen Handel ein Ende zu machen und die Priester, die mit dem Evangelium und dem Heiligen einen schmutzigen Handel treiben, aus der Kirche zu vertreiben, so wie er die Käufer aus dem Tempel getrieben hat. Dieß sind die wenigen Glaubenspunkte der ehemaligen Heiligen der Kirche, die ich fest glaube und für die ich mit allem Ernst und allen Kräften streiten werde.

Was nun die buchstäbliche Geschichte von der Auferstehung Jesu angeht, so geht Woolston darauf aus zu beweisen, daß dieselbe nur alberne Fabeln, und unglaubliche, unwahrscheinliche Dinge enthält. Er läßt statt seiner einen alten Freund, einen Rabbinen, über diesen Gegenstand reden: Jesus — sagt der Rabbi — war weit entfernt, eine so unschuldige und heilige Person gewesen zu sein, wie Ihr Christen behauptet, sondern er war ein ausgemachter Betrüger und Erzschelm, für den es keine arge Strafe genug geben konnte. Darum würde es ganz unstatthaft sein zu unterstellen, Gott habe demselben eine so ganz besondere Gunst zukommen lassen wollen, wie die Gnade einer wahrhaften Auferstehung gewesen wäre

für einen Menschen, der den Tod als eine gerechte Strafe seiner Verbrechen verdient hatte.

Ich lasse dieß jedoch ganz und gar bei Seite liegen und nehme an, Jesus sei ein ausgezeichneter Mensch gewesen, und schicke mich an, die besondern Umstände seiner Auferstehung, wie sie im Evangelium überliefert sind, zu prüfen, und wenn ich nicht ganz unwiderleglich beweise, daß diese Auferstehung der großartigste Betrug gewesen ist, der jemals ersonnen worden, so will ich bekennen, daß die Thorheit und Eitelkeit dieses meines Unternehmens eine viel größere Strafe verdiene, als diejenige war, die er für seinen Betrug erlitten hat.

Jesus hatte seine Auferstehung vorhergesagt; er war am Kreuze gestorben, aber seine Gesellen lebten noch, um zu bewahrheiten, was er vorausgesagt hatte. Darum dachten die Vorsteher der jüdischen Priester klüglich an Vorsichtsmaßregeln, die sie ergreifen müßten, um die Ausführung eines von den Jüngern beabsichtigten Betruges zu hindern. So legten die jüdischen Obern das Siegel an des Grabes Stein und setzten eine Wache dabei; eine sicherere Vorsichtsmaßregel konnten sie nicht ergreifen, nicht zwar eine solche gegen Gewalt, um so sicherer aber gegen Betrug. Sie wollten am dritten Tage, den Jesus selbst als den Tag seiner Auferstehung vorherbestimmt hatte, bei der Oeffnung des Siegels zugegen sein; sie wollten damit das ganze Volk von der Wahrheit oder von dem Betruge dieser vorhergesagten Auferstehung überzeugen, indem sie darauf zählten, daß Jesus die bestimmte Zeit erwartet haben würde, um das Grab unter ihren Augen zu verlassen, und in Gegenwart einer zahlreichen Volksmenge, die unfehlbar sich versammelt haben würde. Eine solche Auferstehung würde in der That die ganze Nation überführt haben, und Jesus hätte sie in dieser Weise ausführen müssen, nachdem er zugelassen hatte, daß man das Siegel anlegte.

Aber ungeachtet dieser Vorsicht, war der Leichnam Jesu heimlich weggenommen worden am frühen Morgen des dritten

Tages, und seine Schüler verkündigten, daß er wieder auferstanden sei. Und nach solchen Vorgängen behaupten die Christen, unsere Vorfahren unter den Juden hätten glauben müssen, es sei kein Betrug vor sich gegangen, wo zugestandenermaßen Keiner von denen zugegen war, die das Grab versiegelt hatten. Ist es möglich, daß das ganze Menschengeschlecht sich hat hintergehen lassen können durch einen so augenfälligen Betrug? Wäre es eine wirkliche Auferstehung gewesen, so mußten diejenigen bei der Oeffnung des Grabes zugegen sein, die dasselbe versiegelt hatten. Zu welchem Zwecke wäre denn sonst das Grab versiegelt worden?

Das Versiegeln des Steines war ein Vertrag zwischen den jüdischen Hohenpriestern und den Aposteln, durch welchen die Macht, Wahrhaftigkeit und messianische Würde Jesu geprüft werden sollte; die Einwilligung der Apostel zu dem Vertrag wurde vernünftiger Weise vorausgesetzt, und wenn man bei ihnen nachgefragt hätte, so würde auch diese Einwilligung nicht haben verweigert werden können. Die Bedingung des besiegelten Vertrages war aber keine andere, als daß, wenn Jesus unter den Augen der jüdischen Hohenpriester, nachdem sie das Grab geöffnet haben würden, wirklich zu der vorherbestimmten Zeit auferstehen würde, ihm dann die Anerkennung als Messias sollte gewährt werden; daß er dagegen im andern Falle, wenn sein Leib in der Verwesung bleiben würde, offenbar als ein Betrüger erscheine.

Hätten die Apostel diesen Vertrag gehalten, so würde das Christenthum im Keime erstickt worden sein; aber sie hatten im Sinne, ein anderes Spiel zu treiben, und so wurden die Siegel des Grabes erbrochen gegen die Gesetze der Ehre und der Redlichkeit.

Nun behaupten zwar die christlichen Theologen, wenn Jesus nicht wirklich und wahrhaft auferstanden wäre, so würde der Glaube an seine Auferstehung sich niemals so ausgebreitet und in der Welt so viele Jahrhunderte lang erhalten haben.

Allein wie viele Irrthümer in der Philosophie und wie viele Täuschungen in der Religion haben sich nicht schon verbreitet, die ihren Ursprung dem Zufall verdankten, dann aber mit reißender Schnelligkeit in den Herzen der Menschen Eingang fanden, die sich im Verlauf der Zeit so sehr davon einnehmen lassen, sei es aus Vorurtheil oder aus Interesse, daß sie sich keine Mühe mehr geben wollten, den Ursprung zu erforschen!

Zu allen Zeiten haben falsche Wunder unter den Christen leicht Eingang gefunden, und wie die Auferstehung Jesu das größte aller Wunder und die Grundlage aller übrigen ist; so ist es leicht, an die Quelle zu gelangen und sich zu überzeugen, wie dieser Wahn sich verbreiten konnte. Diese Geschichte wurde bis in die jüngsten Jahrhunderte der Kirche geglaubt, und es nimmt mich gar nicht Wunder, daß es so kam; die Priester hatten ihr Interesse dabei, die Unwissenden und Abergläubischen fanden darin ihren Trost, und die Weisen und Vernünftigen wagten nicht, die Gründe der Sache zu untersuchen, aus Furcht vor Verfolgung.

Die ganze Schwierigkeit besteht darin, zu wissen, auf was man eigentlich den Plan der Auferstehung hat bauen können. Hatte der Ehrgeiz der jüdischen Priester und Pharisäer den gerechten Haß der Apostel gegen sie entflammt und bei ihnen den Plan zur Reife gebracht, den Betrug auszuführen? Allein dieß zu wissen, ist gleichgültig; welcher Beweggrund die Apostel auch leitete, ihr Plan war darum nicht weniger ein Betrug. Was allein zu verwundern ist bei dieser ganzen Geschichte, dieß ist der Umstand, daß dieser ganz offenbare und ausgemachte Betrug so vorzüglich gelungen ist und so viele Jahrhunderte lang Glauben und Anklang gefunden hat.

Man wird mich fragen: wo war in dieser ganzen Zeit die Weisheit und Vorsehung Gottes? Wie mochte er dulden, daß so lange Zeit hindurch so viele Völker die betrogenen Narren eines solchen Betrugs waren? Ich antworte hierauf, daß es der Zweck der Vorsehung war, die Menschen zu be-

müthigen für ihre eitle Prahlerei mit Weisheit, Gelehrsamkeit und fälschlich sogenannter Wissenschaft; sie erröthen zu machen vor ihrer Wuth und Grausamkeit, womit sie sich einander gegenseitig verfolgen unter dem Vorwande verschiedener Meinungen; sie für die Zukunft vor einem blinden Glauben zu warnen, vor der Schwachheit, an Dinge zu glauben, die sie weder sehen noch begreifen können; sie an die Nothwendigkeit zu erinnern, in religiösen Dingen frei zu denken, zu reden und zu schreiben, was sie nur irgend geeignet halten, ihre Irrthümer zu berichtigen und die Wahrheit zu erkennen; und endlich die Welt, wenn sie dazu reif geworden sein würde, zu jener Naturreligion des goldenen Zeitalters zurückzuführen, welche nach Jesu Zeugnisse selbst das Ende des Gesetzes und der Propheten ist.

Und diese Zeit wird erscheinen, wenn das kirchliche Geschmeiß aus dem Hause Gottes verjagt und die thörichten, streitsüchtigen Priester, diese Diener des Buchstabens, die da gemiethet sind, uns mit Lärm und Unsinn zu harangiren, aufgehoben sein werden; wenn keine Beschränkung der Gewissen, keine Intoleranz mehr sein wird, wenn die Welt zu ihrem ursprünglichen paradiesischen Stand der Natur, Religion und Freiheit zurückgekehrt sein wird, wo Alle von Gott gelehrt sein werden. Die Lehre Jesu und seiner Jünger war größtentheils gut, nützlich und volksthümlich, indem sie nichts anders war, als das Gesetz und die Religion der Natur, die sehr schnell in Umlauf kam, weil alle Völker ihres Aberglaubens müde und durch das Joch ihrer Priester krank geworden waren. Und hätten nicht Christen im Verlauf der Zeiten diese ursprüngliche Religion Jesu verfälscht, ihre systematische Theologie auf ihn gebaut und seltsame Erfindungen von Menschen in seine Verehrung gemischt; hätten sie nicht einander selbst wieder unterjocht durch eine unerträgliche und tyrannische Priesterschaft der Kirche, so würde sich die Welt einer großen Glückseligkeit zu erfreuen gehabt haben.

Wäre ich — sagt Woolston — Bischof oder Doctor der Theologie, ich würde mein Wissen und meinen Stand zu entehren fürchten, wenn ich zur bürgerlichen Autorität meine Zuflucht nähme, um meine Religion zu vertheidigen; ich würde mich der großen Segnungen des Evangeliums für unwürdig halten, wenn ich nicht Jedem genügende Rechenschaft sollte geben können, der meinen Glauben angreift, oder wenn ich so niedrig dächte, um zu glauben, die bürgerliche Obrigkeit habe die Pflicht, Ketzerei und Unglauben zu verbannen; ich würde mich wenigstens ebenso sehr verpflichtet halten, zu überzeugen, als zu strafen.

So dachte und lehrte Woolston. Sein Hauptgegner unter so vielen, die gegen ihn aufgetreten waren, war Thomas Sherlock, damals Dechant von Chichester, später Bischof von London, welcher im Jahre 1729 eine Schrift unter dem Titel: „Die Zeugen der Auferstehung Jesu Christi" gegen Woolston's Abhandlungen herausgab. Lange Zeit hatte Sherlock mit dieser Schrift als Sieger in der Debatte über die Wunder Christi dagestanden, ohne daß ihm Jemand entgegengetreten war. Da erschien im Jahre 1744 eine kleine anonyme Schrift unter dem Titel: „Die Auferstehung Jesu erwogen, zur Antwort auf das Zeugenverhör von einem Moralphilosophen." Der Verfasser dieser Schrift war ein Theologe, P e t e r A n n e t.

Dieser Mann, der es übrigens niemals zu einem geistlichen Amte gebracht hatte, war wegen einer anstößigen Schrift vom Gerichtshof verurtheilt worden, an den Pranger gestellt und ein Jahr lang in einem Zucht- und Arbeitshause festgehalten zu werden. Als er wieder frei geworden war, miethete er in dem Londoner Kirchspiel Lambeth eine Wohnung und errichtete eine Schule, die er aber bald wieder schließen mußte, da man ihm um seiner Geringschätzung gegen die Schrift willen die Kinder entzog. In Noth und Mangel nahm er mehrmals die Unterstützung des Erzbischofs von Canterbury in London in Anspruch und starb im Jahre 1768 in solcher Ar-

muth, daß er auf Kosten des Kirchspiels, in welchem er ein kleines Zimmer bewohnt hatte, begraben werden mußte.

In seiner Kritik der Auferstehungsgeschichte ging er darauf aus, in den Aussagen der Zeugen Widersprüche und Ungereimtheiten nachzuweisen, die freilich den Gläubigen nicht störten, da der Glaube auf einen unerschütterlichen Felsen, nämlich die Erziehung gegründet sei, in welchen die Vernunft nicht eindringen könne. Er erklärt die Apostel für die ungeeignetsten Zeugen der Auferstehung Jesu, weil sie dabei allzusehr interessirt gewesen seien; Feinde und Gegner Jesu wären die besten Zeugen gewesen; überdieß sei Jesus aller Wahrscheinlichkeit nach nur scheintodt gewesen.

In einer, kurz nach der oben genannten Schrift erschienenen andern Flugschrift, unter dem Titel: „Die Vertheidiger der Auferstehung aller Vertheidigung beraubt", setzte er den Kampf gegen die Orthodoxen fort und sprach sich auch über die Widersprüche aus, die sich in den Erzählungen vom Pfingstfest und von Judas Tode fanden. Engelerscheinungen, meint Annet, haben überhaupt bei der Auferstehung keine Statt gefunden, denn die Engel seien Schöpfungen des Menschen, und so können freilich die Menschen mit ihnen machen, was sie wollen. Der ganze Bericht der Evangelien über die Auferstehung sei so verwirrt und blind, daß er eher von Träumern und Visionären, als von Thatsachen herzurühren scheine.

Im Jahre 1748 gab Annet eine Schrift unter dem Titel: „Prüfung des Charakters und der Geschichte des Apostels Paulus" heraus, worin er besonders den Charakter und die Wunder dieses Apostels, der nach seiner Ansicht dem Christenthum erst seine Form gegeben und dadurch der Stifter einer neuen Religion geworden sei, in sehr plumper, leidenschaftlicher und gereizter Weise angreift. Es fehlt — dieß ist das Resultat seiner Erörterungen — der Geschichte des Paulus ebensowohl an der Autorität guter Zeugnisse, als der Vernunft, um sie bei Solchen, die mit eigenen Augen sehen, glaubhaft zu

machen, und wenn einmal eine Geschichte mehr wie ein Roman, als wie Wahrheit aussehe, warum soll es dann ein Verbrechen sein, sie für das zu nehmen, als was sie erscheint? Oder sollte es Weisheit und Tugend sein, sie als Wahrheit und Tugend anzunehmen?

Ueberhaupt — sagt Annet — ist die Wahrheit der Religion unabhängig von dergleichen historischen Dingen. Nicht auf Fabeln, nicht auf Paulus oder Petrus, nicht auf das, was dieser oder jener Mensch sagt, ist die wahre Religion gebaut, und was sich auch immer über Paulus als wahr erweisen mag, das geht doch die Wahrheit der Religion selbst gar Nichts an, er mag ein weiser Mann oder ein Schwärmer, ehrlich oder ein Betrüger gewesen sein. Diejenige Religion freilich, die auf ihn gebaut ist, muß mit ihm fallen; aber die wahre Religion ist auf die Natur und Nothwendigkeit der Dinge gebaut.

In Bezug auf das Wunder dringt Annet darauf, daß dasselbe nicht als ein außerordentliches Natürliches, sondern als ein Uebernatürliches gefaßt werde. Dann setzt man aber durch die Behauptung, Gott ändere den festgesetzten Naturlauf, offenbar voraus, daß Gottes Wille und Weisheit veränderlich und der ursprünglich angelegte Naturlauf nicht Erzeugniß vollkommener Weisheit sei. Eine rechte Regierung muß aber von Einem Gusse sein; stellt man sich Gott gewöhnlich so vor, als mißfalle ihm dieß und jenes, was geschieht; so ist in solchem Systeme wenig von Gott, sondern eher Atheismus. Jedes Wunder ist eine Thorheit gegen die gesunde Vernunft und allen Eigenschaften Gottes entgegen. Wie können also dieselben als Ueberzeugungsmittel gelten, da sie ihrer eigenen Natur nach alle Ueberzeugung ausschließen.

Neuntes Capitel.

Tindal und Ilive.

War durch Locke die Vernunftgemäßheit des Glaubens zur Anerkennung gebracht, durch Shaftesbury der sittliche Gehalt des Christenthums geltend gemacht; waren durch die Debatten über Weissagungen und Wunder die Hauptstützen zerbrochen worden, auf welche sich bei den Orthodoxen die übernatürliche Autorität der Offenbarung gründete; so faßte alle diese vorausgegangenen Elemente der große Apostel des Deismus, Tindal, zu einem vollständigen Religionsgebäude zusammen, indem er in einem klassischen Werke, das die Bibel des Deismus geworden ist, die an sich schlechthin vollkommene, natürliche oder Vernunftreligion als den rechten und ächten Kern des positiven Christenthums faßt und die Befolgung des natürlichen oder Vernunftgesetzes oder die Sittlichkeit als den eigentlichen und wahren Gehalt dieser mit dem Christenthum identischen natürlichen Religion bestimmt.

Matthäus Tindal war im Jahre 1656 zu Beerferri in Devonshire geboren und der Sohn eines Predigers und einer reichen Mutter. Bis zum siebenzehnten Lebensjahre war er von seinem Vater unterrichtet worden und hatte dann im Lincolncollegium zu Oxford die Rechtswissenschaft studirt. In seinem zweiundzwanzigsten Jahre wurde er Mitglied des Collegiums aller Seelen zu Oxford, was er auch sein ganzes Leben hindurch blieb, so daß er zuletzt Senior der ganzen Universität war.

Nachdem Tindal im Jahre 1685 den juristischen Doctorhut erhalten hatte, ging er an den Hof des Königs Jakob des Zweiten, unter dessen Truppen er Dienste nahm. Schon auf der Universität war Tindal, seinem eignen Bekenntniß nach, zu den damals vorherrschenden Ansichten von der hohen und unabhängigen Macht der Geistlichkeit gekommen, und durch römische Emissäre, die unter der Regierung Jakob's des Zweiten auf der Universität sehr thätig waren, war er dem Katholicismus nahe gebracht worden. Er trat im Jahre 1685 förmlich zu demselben über; sobald er jedoch die Sache auf's Neue untersuchte und sich überzeugte, daß zwei unabhängige Gewalten in einer und derselben Gesellschaft nicht nebeneinander bestehen könnten, trat er im Jahre 1687, noch vor der Absetzung Jakobs, wieder zur anglikanischen Kirche zurück.

Noch längere Zeit blieb er jedoch der Sache und Partei Jakobs zugethan, und schrieb namentlich im Jahre 1694 zu Gunsten Jakobs einige Flugschriften, die jedoch wenig Beachtung fanden.

Im Jahre 1706 gab Tindal anonym eine Schrift heraus, unter dem Titel: „Vertheidigung der Rechte der christlichen Kirche gegen die römischen und alle andern Priester, die sich eine ungebundene Gewalt über dieselbe anmaßen.“ Die Königin Anna beschenkte ihn zur Bezeugung ihres Wohlgefallens an dieser Schrift mit fünfhundert Pfund Sterling; zum Danke für diese königliche Freigebigkeit hat Tindal in der Folge die Rechte der Königin und ihrer Thronfolger in mehreren politischen Schriften, die sonst ohne Belang sind, zu vertheidigen gesucht. Das genannte anonyme Buch machte in England solches Aufsehen, daß es auf Anregen der englischen Geistlichen im Jahre 1709, nebst den beiden von Tindal herausgegebenen Vertheidigungsschriften, auf den Befehl des Unterhauses in London öffentlich verbrannt wurde.

Tindal ging in dieser Schrift darauf aus, zu beweisen, daß die Kirche kein vom Staate unabhängiges Institut sei,

wie dies hierarchische Herrschsucht behaupte, daß vielmehr solche Unabhängigkeit nicht bloß dem Staate, sondern auch der Kirche zum Nachtheil gereiche. Die weltliche Gewalt beruht, nach Tindal, auf keiner unmittelbaren göttlichen Anordnung, sondern auf Verträgen zwischen Menschen, die sich einander gleich sind. In allen Fällen, wo die Religion zum Schaden der Gesellschaft gebraucht wird, hat die Obrigkeit auch über die Sache der Religion Gewalt, die ja ohnedieß zum Wohlstand des gemeinen Wesens unentbehrlich ist. Der Obrigkeit muß sogar die Macht zustehen, mit Gewalt denjenigen Dienst Gottes zu befördern, der zur Erhaltung des gemeinen Besten der tauglichste ist, und alle demselben widersprechende Grundsätze zu verbieten.

Eine unabhängige Gewalt muß offenbar die höchste sein, diese aber kann nur eine einige sein; wenn aber die von der Geistlichkeit angemaßte Gewalt eine Unabhängigkeit in sich schlöße, so müßte sie entweder göttlicher Natur sein oder bloß den Aposteln anvertraut sein; den Geistlichen dient sie nur als ein Vorwand, in die Rechte des Volkes und ihrer Obrigkeit einzugreifen. Wenn die Geistlichkeit ein göttliches Recht vorschützt, das Volk von der Kirche Christi auszuschließen, so ist dieß ebenso ungereimt, als es lieblos ist, sich die Gewalt anzumaßen, sie vom öffentlichen Gottesdienst abzusondern. Ebenso ist es den Prinzipien und Zwecken der Kirchenzucht zuwider, eine einzige unveränderliche Form des Gottesdienstes annehmen zu wollen, oder wenn einer Gesellschaft von Menschen ein unveränderliches Recht, solche Form des Cultus festzustellen, eingeräumt werden sollte, da der Mensch vielmehr verbunden ist, nach den jedesmaligen Umständen Alles so zu verändern und einzurichten, wie der Zweck am Besten erreicht wird.

Das Streben der Geistlichkeit nach unabhängiger Gewalt hat nicht bloß die weitere Ausbreitung des Evangeliums vielfach gehindert, sondern ist auch die Ursache, daß dasselbe schon aus vielen Gegenden vertrieben wurde. Indem ein Fürst bei

einer unabhängigen Gewalt der Geistlichen in vielen Stücken ein Unterthan seiner Unterthanen werden muß, scheuen sich nicht bloß viele Herrscher, die christliche Lehre anzunehmen, sondern mögen nicht einmal die Christen in ihrem Gebiete dulden. Jene Anmaßung und Herrschsucht der Geistlichen richtet auch den Vortheil der Religion zu Grunde und ist die Quelle aller Verderbnisse, die sich im Christenthum befinden, weil aller Vortheil der Religion darin besteht, daß sie in ihrer Reinigkeit und Einfalt erhalten werde, die Geistlichen aber darin ihren Vortheil finden, daß sie durch ihre Gewalt dieselbe verfälschen, um eben über ihre Brüder herrschen zu können.

Besitzt die Versammlung der Geistlichkeit eine unabhängige Gewalt, so muß jede Reformation der Kirche unrechtmäßig sein, ausgenommen in dem einen Falle, wo diejenigen, die diese Gewalt haben, damit einverstanden sind. Die Geistlichen können daher die einmal herrschende Verderbniß in ihrer Fortdauer erhalten, damit sie nur Nutzen davon haben und das Volk sich nicht unterstehen darf, dieselben abzuschaffen. Mit dem wahren Besten der menschlichen Gesellschaft kann aber die Unabhängigkeit der Geistlichkeit nicht bestehen; denn die Geistlichen haben sich so gesetzt, daß sie öffentlich und insgeheim das Volk zu ihrem Vortheil bewegen können, weßhalb sie auch Tausende von Menschen aufopfern und öffentlich die weltliche Macht zur Verfolgung der wahren Christen zu gebrauchen wissen.

Weit entfernt, daß Niemand als ein Bischof die Kirche regieren könne, besteht die wahre Kirche vielmehr aus verschiedenen kleinen Theilen, die nicht von einander abhängen, und deren jeder sich die Geistlichkeit zu seinem Gebrauch bestellen kann, keineswegs aber für andere Theile der Kirche. Wollte man das Gegentheil behaupten, so müßte man nothwendig einen allgemeinen Bischof oder Papst annehmen.

In spätern Jahren wandte sich Tindal immer entschiedener von der royalistischen Partei ab und verfolgte eifrig die liberalen Grundsätze in politischer wie in bürgerlicher Beziehung,

Die Schrift aber, wodurch Tindal in der Geschichte des Deismus, wie in der Entwicklung der religiösen Aufklärung sich einen klassischen Namen erworben und sich unsterblich gemacht hat, ist von ihm in seinem vierundsiebenzigsten Lebensjahre, im Jahre 1730, unter dem Titel: „Das Christenthum so alt als die Schöpfung oder das Evangelium eine neue Offenbarung des Gesetzes der Natur," herausgegeben worden und hatte bis zum Todesjahre ihres Verfassers bereits vier Auflagen erlebt. Die Schrift ist als erster Theil auf dem Titel bezeichnet, und man hat nach Tindals Tode das Erscheinen des zweiten Theils angekündigt, der aber niemals herausgekommen; denn das Machwerk, das zwanzig Jahre nach dem Erscheinen des ersten Theils als angeblich zweiter Theil unter demselben Titel veröffentlicht wurde, ist nicht die Arbeit Tindals.

Drei Jahre nach dem Erscheinen seines Lebenswerkes starb Tindal, im Jahre 1733, an einer Unterleibskrankheit. Die Nachricht, daß er vor seinem Tode die Aeußerung gethan habe, wenn ein Gott sei, so möge er sich seiner erbarmen, ist nicht verbürgt. Seine Anhänger und Freunde haben ihn nach seinem Tode so geehrt, daß sie Denkmünzen auf ihn prägen ließen.

Die genannte Schrift Tindals ist in Gesprächsform abgefaßt, als welche dem Verfasser zur Widerlegung eingerissener Thorheiten, sowie zur angenehmen Unterhaltung der Leser am tauglichsten erscheint. Tindal will seinem Freunde, mit dem er sich unterredet, begreiflich machen, daß die natürliche Religion, die alle Menschen verbindet, von Anfang her ganz vollkommen und unveränderlich gewesen, so daß durch keine nachfolgende Offenbarung etwas zu derselben hinzugethan werden konnte, und daß dieses ursprüngliche Gesetz der Natur, welches Alles in sich schließt, was der Mensch vom Anbeginn an hat wissen, glauben, bekennen und ausüben sollen, allen Menschen jederzeit so vollkommen klar gewesen sei und noch fortwährend so klar sei, daß es durch keine äußerliche Offenbarung klarer gemacht werden konnte, als es schon sei.

Tindals Freund — dieß ist die erdichtete Veranlassung des Gesprächs — war Tags zuvor in einer großen Gesellschaft von Geistlichen, welche über die Kälte und Gleichgültigkeit der Menschen in religiösen Dingen geklagt haben, woran die niedere Geistlichkeit Schuld sein sollte, da diese der natürlichen Religion so sehr anhinge und insbesondere das redliche Herz bei einem Menschen so hoch anpriese, daß ihnen alle Confessionen gleichviel gälten, wenn nur ihre Glieder allerseits ein redliches Herz besäßen. Tindal soll nun als Schiedsrichter auftreten und sagen, was er von dem redlichen Herzen und der natürlichen Religion halte.

Dieser erklärt sich in Betreff des redlichen Herzens mit jenen Herren keineswegs einverstanden. Meines Bedünkens — sagt er — kann man eine aufrichtige Prüfung in Religionssachen nie genug preisen; denn dieß ist der einzige Weg, um zur wahren Erkenntniß des Christenthums zu gelangen. Die Apostel selbst forderten von ihren Schülern unparteiische Prüfung, die durchaus nothwendig sei, wenn die Menschen dahin gebracht werden sollten, eine Religion, die sich durch die Erziehung ihren Gemüthern eingeprägt hätte, zu verlassen und eine andere anzunehmen, die ihren bisherigen Meinungen und Vorurtheilen geradezu entgegen sei. Und selbst diejenigen, die über das redliche Herz so sehr spotten, behaupten doch bei jeder Gelegenheit, daß der Unglaube bloß aus Unterlassung einer aufrichtigen Prüfung herrühre, und daß Jeder, der die christliche Religion nur unparteiisch untersuchen wolle, nothwendig von ihrer Wahrheit überführt werden müsse. Und diese aufrichtige Prüfung ist Alles, was Gott von den Menschen fordern kann.

In Bezug auf die natürliche Religion dünkt mich, man könne sie nicht hoch genug treiben; denn nach meiner Ansicht ist dieselbe von der geoffenbarten Religion nicht weiter unterschieden, als durch die Art der Mittheilung. Die eine besteht in der innerlichen, die andere in der äußerlichen Offenbarung

des unveränderlichen Willens eines Wesens, das zu allen Zeiten gleich unendlich weise und gut ist. Da nun Gott also den Menschen seinen Willen zu erkennen gegeben und sie darüber hat belehren wollen, womit sie sich ihm wohlgefällig machen könnten, so folgt aus der Natur des göttlichen Wesens, daß jede Glaubenslehre, durch welche er seinen Willen bekannt machen wollte, vollkommen sein müsse und keinerlei Veränderung zulasse, so daß weder etwas dazu gesetzt, noch davon genommen werden kann, sondern dieselbe an sich ebenso unveränderlich, wie ihr Urheber, ist.

Weiter folgt daraus, daß, wenn Gott den Menschen ein Gesetz gegeben, er auch zugleich hinlängliche Mittel, dieses Gesetz zu erkennen, verliehen habe, indem er sonst seine eigne Absicht, dieses Gesetz von den Menschen beobachten zu lassen, gehindert haben würde. Wenn demnach der christliche Glaube die einzig wahre und an sich selbst vollkommene Lehre ist, so muß derselbe weit älter sein, als der Name, den er führt, wenigstens ebenso alt, als die menschliche Natur, und allen Menschen gleich bei der ersten Schöpfung von Gott eingepflanzt sein.

In Bezug auf die Mittel, die Gott den Menschen gegeben hat, um die Erkenntniß seines Willens zu erlangen, so finden wir keine andern, als den Gebrauch derjenigen Kräfte, durch welche sich der Mensch von den unvernünftigen Thieren unterscheidet. Dieß ist der einzige Weg, sowohl um zu erkennen, daß wirklich ein Gott sei, als auch ob ein Gesetz von Gott vorgeschrieben sei und worin dasselbe bestehe. Wie der Mensch kein anderes Vermögen hat, etwas zu beurtheilen, als diese Kräfte, so handelt er allerdings nach dem Endzweck, um dessen willen ihm Gott dieselben eingepflanzt hat, wenn er sich soviel als möglich bemüht, dieselben auf das Beste anzuwenden, und er ist daher wegen der Anwendung dieser Kräfte vor Gott hinlänglich gerechtfertigt.

Unter solchen Umständen ist das wahre Christenthum

keineswegs eine Lehre von gestern her, sondern eben dasjenige, was Gott von Anbeginn der Welt vorgeschrieben hat, und noch alle Tage nicht bloß von Christen, sondern von den Menschen überhaupt fordert.

Obwohl man nämlich bei verschiedenen Völkern sehr verschiedene Arten von geoffenbarten Glaubenslehren antrifft, die zu allen Zeiten so vielen Veränderungen unterworfen waren, daß hernach immer Einer den Andern der gröbsten Irrthümer beschuldigte; so sind doch alle Stifter so mannichfaltiger Glaubenslehren allezeit darin einstimmig gewesen, daß es ein Gesetz der Natur gebe, das alle Menschen ohne Ausnahme verbinde. Wie nun die Wahrheit eines solchen Gesetzes einem jeden Menschen gleich den Strahlen der Sonne in die Augen leuchtet, und es klar ist, daß demselben weder etwas hinzugefügt, noch etwas entzogen worden sein konnte; so ist es ausgemacht, daß die von Gott den Christen geoffenbarten Wahrheiten von diesem Gesetze der Natur nicht im Geringsten unterschieden sein können.

Da auch die Natur die Menschen lehrt, daß sie sich um des allgemeinen Besten willen mit einander vereinigen sollen, weßhalb auch die Herrschaft Einzelner über andere Menschen eingeführt worden ist, so hat Gott zugleich die Glaubenslehre verordnet, welche die Menschen gleichfalls zu diesem Endzweck leiten soll. Man könnte darum die wahre Glaubenslehre so bestimmen, daß sie eine beständige Neigung des Gemüths sei, alles dasjenige Gute zu thun, was in unserm Vermögen steht, um uns dadurch Gott selbst desto angenehmer zu machen, wenn wir den Absichten, die er selber bei der Schöpfung gehabt, genau nachzukommen trachten. Gott fordert darum von den Menschen Nichts um seiner selbst willen, weder die Verehrung, die wir ihm schuldig sind, noch den Glauben, den wir an ihn haben sollen.

Wenn darum in der heiligen Schrift oder von den Gottesgelehrten gesagt wird, daß Gott Alles um seiner selber

willen thue und seine eigne Ehre der letzte Zweck aller seiner Werke sei, so muß man dieß auf eine dem göttlichen Wesen angemessene Art erklären. Und auf diese Art lehren die Ausleger des göttlichen Wortes selbst, daß auch das Gebet eine Schuldigkeit der Menschen sei, sofern dasselbe eine gebührende Erwägung der göttlichen Eigenschaften und eine richtige Erkenntniß seiner ewigen und beständigen Güte in uns erwecke und uns insbesondere bei der wahrhaften Empfindung dessen erhalte, was wir ihm schuldig sind, sowie es auch den Betenden veranlasse, die am götlichen Wesen verehrten Eigenschaften nachzuahmen und gütig und liebreich gegen seine Nächsten zu sein. Denn da Gott schon vorher weiß, was ein Jeder von ihm bitten will; so sind wenige Beter so unverständig, sich einzubilden, als könne der Mensch durch sein Gebet die ewige Weisheit bestimmen, wie sie bei ihrer Fürsorge für alle Geschöpfe handeln solle, oder als könne er Gott überreden, die ewigen Gesetze zu ändern, die er vor der Weltschöpfung festgestellt hat, um alle Dinge in ihrem geordneten Gang zu erhalten.

Wäre jemals ein Gebot um des ewigen Wesens selber willen gegeben, so würde es unfehlbar das Gesetz sein, den siebenten Tag zu heiligen, und doch hat der Heiland ausdrücklich gesagt, der Sabbath sei um des Menschen willen, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen eingesetzt. So ist also nicht bloß im weltlichen Stande, sondern auch selbst in heiligen und göttlichen Dingen wahr, daß das Beste des ganzen gemeinen Wesens das allererste Gesetz ist. Da auch der Glaube nicht um des göttlichen Wesens, sondern um des Menschen willen von Gott gefordert wird, so kann auch der Glaube an einen göttlichen Gesandten keinen andern Endzweck haben. Wird der Glaube an einen solchen aus einem Grunde erfordert, der mit seiner Sendung nichts zu schaffen hat, sondern in seiner und unserer Natur und in der Verbindlichkeit gegründet ist, die wir gegen ihn haben; würde alsdann der

unveränderliche Grund aller Dinge uns dieß nicht entdeckt haben? Was Alle angeht, das müssen auch Alle wissen können.

Es scheint keineswegs die Absicht der Erscheinung Christi gewesen zu sein, die Menschen in neuen Pflichten zu unterweisen, sondern dieselben wegen schon bekannter Pflichten, die sie nicht erfüllt hatten, zur Buße zu rufen. Daher sagt Jesus nicht, daß er zu allen Juden gesandt sei, sondern nur zu den verlornen Schafen aus dem Hause Israel; des Menschen Sohn sei gekommen, selig zu machen, was verloren sei.

An und für sich selbst betrachtet, kann der Glaube weder eine Tugend, noch ein Laster sein; denn die Menschen können nicht anders glauben, als ihnen die Sachen vorkommen. Wäre es ja doch Gottes ganz unwürdig, wenn man sagen wollte, er fordere, daß die Menschen anders urtheilen sollten, als sie nach den Kräften, die sie von ihm erhalten haben, zu thun im Stande sind. Oder was könnte Ungereimteres gedacht werden, als wenn man sich einbilden wollte, Gott wolle Jemanden um deßwillen Gnade erzeigen, weil er etwas glaubt, was er nothwendig glauben muß, und einen Andern wolle er seine Ungnade empfinden lassen, weil er dasjenige nicht glaubt, was er unmöglich glauben kann?

Der Glaube erhält seinen Werth unmöglich aus den Thaten, die derselbe hervorbringt; denn der stärkste Glaube kann schlimmer sein, als ganz und gar kein Glaube; die Teufel selbst, die für das Schlimmste gelten, was sich in der Welt befindet, glauben und zittern dabei. Es wäre ein Glück für die Christen gewesen, wenn der Eifer für Etwas, was die stärkste Partei den rechten Glauben nennt, Niemanden sonst, als nur sie selbst zittern gemacht hätte! Können wir von Gottes Güte schlimmer denken, als wenn wir uns einbildeten, daß wir durch eine schlechte Verleugnung der Vernunft oder durch schimpfliche Verstellung, als glaubten wir etwas, was doch unserm Verstande widersprechend vorkommt, uns der göttlichen Gnade würdig machen könnten?

Soll die Liebe, welche in sich schließt, daß man seinem Nebenmenschen alles mögliche Gute erweise, um des Glaubens willen abgeschafft werden, oder sind Ausschließung von allen Ehrenämtern, Geldbuße, Gefängniß, Galgen, Folter und Feuer Proben der Liebe; so haben es die Christen in den Werken der Liebe allen andern Menschen längst zuvor gethan. Allein die Schilderung, die der heilige Apostel von der Liebe gibt, will ganz und gar nicht haben, daß wir andern Menschen Leid zufügen sollen; denn sie siehet lange zu, sucht nicht das Ihrige, erträgt Alles, duldet Alles, hofft Alles.

Auf der einen Seite halten also die Christen auf den Glauben und opfern demselben die Liebe auf; auf der andern Seite sind die Vorschriften Christi und seiner Apostel, daß die Liebe dem Glauben solle vorgezogen werden. Ob man gleich gewöhnlich die Predigt des Neuen Testaments darum für vollkommen hält, weil dieselbe das zuletzt von Gott vorgeschriebene Gesetz ist, so bleibt dennoch das Gesetz der Natur nicht bloß der allerletzte, sondern auch der allererste göttliche Befehl, wenn man anders das Ewige nach einer vorhergehenden oder folgenden Zeit abmessen kann. Gott selbst richtet sich in seinen heiligen Handlungen nach demselben und verlangt, daß die ganze vernünftige Welt auch die ihrigen nach demselben einrichten soll.

Obgleich Gott zur Zeit des Neuen Testaments sein Gesetz äußerlich verkündigen ließ, so hat er es doch noch beständig allen Menschen, sowohl Christen, als Nichtchristen in's Herz gepflanzt, woraus hervorgeht, daß es den Einen so nöthig, als den Andern sei und auch nach der Erscheinung Christi noch ebenso nöthig, wie vorher gewesen sei. Und wären tausend Welten da, so würde es in allen gleich unveränderlich, wie in der gegenwärtigen, sein und auch im Himmel selbst auf das Genaueste beobachtet werden müssen.

Die Predigt des Neuen Testaments stimmt mit diesem Gesetze der Natur so vollkommen überein, und verbietet oder verlangt sowenig Etwas, was jenem entgegen wäre, daß man

ebendaher einen Grund für die Vollkommenheit dieser Predigt zu nehmen pflegt, daß sie Nichts enthalte, was des vollkommensten Gesetzgebers nicht würdig wäre. Allein eben daraus ist zu schließen, daß das natürliche Gesetz die Richtschnur aller Vollkommenheit sei, indem nach ihm alle geoffenbarten Wahrheiten beurtheilt werden sollen, ob sie eines vollkommenen Gesetzgebers würdig sind oder nicht.

Wer die Unveränderlichkeit des Willens Gottes geltend macht, um zu beweisen, daß die Predigt des Neuen Testaments keine Zusätze leide, der bedenkt nicht, daß dieser Grund sich selbst umstößt, wenn anders das Christenthum als eine neue Glaubenslehre gelten soll. Denn dann muß doch zugegeben werden, daß Gott wenigstens seit der Zeit der Verkündigung dieser Predigt des Neuen Testaments veränderlich sei, indem solche Zusätze, welche eine neue Glaubenslehre ausmachen konnten, zu den vollkommensten Gesetzen der göttlichen Weisheit hinzugethan worden.

Das Gesetz der Natur ist darum unveränderlich, weil es in dem unveränderlichen Verhältniß aller Dinge zu einander gegründet ist; handelt aber Gott bloß nach seiner Willkür, so daß er nach Belieben einige Dinge gebietet, andere untersagt, so findet man weder in dem göttlichen Wesen, noch in dem Wesen der Dinge Etwas, das ihn hindern könnte, seinen Willen unablässig zu verändern und heute dieses, morgen gerade das Gegentheil zu gebieten. Hat Gott einmal Etwas ohne Grund befohlen, so ist keine Ursache da, warum er seine Gesetze nicht beständig verändern könnte.

Nothwendig müssen auch die Gebote der natürlichen und der geoffenbarten Religion einerlei sein, weil beide einerlei Endzweck haben. Geben nun zwar auch manche Gottesgelehrte zu, daß die natürliche Erkenntniß von Gott uns selbst und unsern Nebenmenschen der Grund aller Glaubenslehre sei, so wollen sie doch behaupten, daß die Offenbarung ein weit vollständigeres und vorzüglicheres Lehrgebäude auf diese Grundlagen

erbauen und dadurch die Lehren der Vernunft dergestalt erhöhen und erweitern könne, daß der natürliche Verstand dieselben zu erreichen außer Stand sei, ohne jedoch etwas diesem Widersprechendes vorzubringen.

Da die natürliche Religion an sich selbst vollkommen ist, so kann Nichts hinzugefügt werden; auch kann man die Wahrheit der Offenbarung nicht anders beurtheilen, als sofern sie mit jener übereinstimme, und mit dem Lichte der Vernunft erkennen wir ja, Gott fordere Nichts von seinen Geschöpfen, als was auf die wahre Wohlfahrt derselben abzielt; was also von dieser Art ist, das ist auch auf die natürlichen Gesetze selbst erbaut. Sollte aber die Predigt des Neuen Testaments Etwas, das von den natürlichen Gesetzen unterschieden wäre, vortragen, so hätte man einer neuen Richtschnur nöthig, um solches zu beurtheilen, und abermals einer andern Regel wegen dieser Richtschnur, und so ginge es in's Unendliche fort. In Wahrheit aber ist die einzige von der Natur allen Menschen eingeprägte Richtschnur, daß nämlich alle unsere Handlungen auf Gottes Ehre und des Nächsten wahren Vortheil abzielen müßten, von solcher Beschaffenheit, daß man dieselbe in allen Fällen und unter allen Umständen gebrauchen kann, ohne dazu einer neuen Anleitung zu bedürfen.

Die Sünde wider den heiligen Geist besteht darin, wenn ein Mensch die Religion als ein Mittel anwendet, um ihren Zweck selbst umzustoßen und die Geschöpfe unter dem Vorwande, den Schöpfer dadurch zu verherrlichen, unglücklich zu machen. Die Gesetze, die Gott seinen Geschöpfen gibt, können, da er schlechthin vollkommen und glückselig in sich selber ist, nicht sowohl sein Wohl, sondern nur der Geschöpfe gegenseitiges Wohl und Glück befördern. Der Grund, von welchem alle menschlichen Handlungen ausgehen, ist das Verlangen nach Glückseligkeit, diese aber beruht auf Vollkommenheit, d. h. auf Reinheit und rechter Beschaffenheit der Natur; und diese Beziehung auf die Glückseligkeit macht die zur Vollkommenheit

führenden Handlungen sittlich gut, so daß diejenigen Handlungen, welche die Tendenz haben, die menschliche Glückseligkeit zu befördern, immer gut sind, und diejenigen, welche eine entgegengesetzte Tendenz haben, immer böse sind.

Wie der Schöpfer, um die körperliche Welt zu erhalten, allen Körpern ein Bestreben eingeprägt hat, sich einander anzunähern, so hat derselbe zur bessern Erhaltung der Verbindung der Gemüther, diesen eine natürliche Neigung eingepflanzt, gütig und wohlthätig gegen den Nächsten zu sein. Je mehr also Jemand die Güte Gottes und dessen heiligen Willen, seinen Geschöpfen wohl zu thun, herabsetzt, um so mehr schwächt derselbe die Beweggründe, die den Menschen zur Liebe Gottes antreiben sollten. Es gibt daher keine größere Sünde, als wenn man die Mittel, die Gott gegeben, um seine Güte desto besser zu erkennen, dazu anwendet, um den Reichthum der göttlichen Gnade zu verkleinern, was in der That als die abscheulichste Gotteslästerung erscheint.

Es hat die schlimmsten Folgen, wenn man sich nicht beständig an die Begriffe hält, welche uns die Vernunft vom göttlichen Wesen ertheilt; dieß sieht man an den Göttern, welche die Heiden als Mittler zwischen der höchsten Gottheit ersonnen und verehrt haben. Wären sie überzeugt gewesen, daß die höchste Gottheit allenthalben gegenwärtig sei und allezeit ihre Gedanken wisse und nicht blos höre, um was sie ihn bitten, sondern schon vorher wisse, was ihnen fehle: so würden sie nicht einen so verkehrten Weg gewählt haben, um bei ihr gewissermaßen vorgelassen zu werden und Gehör zu finden.

Indem man sich Gott mit menschlichen Schwachheiten vorstellt, dachte man sich, der grausame Gott habe seine Freude am Schlachten der Thiere, die ihm geopfert wurden. Ohne Zweifel entstanden diese Opfer aus einfachen Dankfesten, die man bei der Schafschur, bei der Erndte u. dergl. feierte; aus diesen Festen wurden mit der Zeit durch Pfaffenbetrug Opfer, und man machte immer mehr Götter, um mehr Opfer zu be-

kommen. Die heidnischen Priester, die ohnedieß mit den Göttern theilten und die besten Bissen für sich behielten, hatten ihr Interesse dabei, während das betrogene Volk, das wegen der Menge der Opfer öfters Mangel an Nahrungsmitteln litt, die schweren Lasten tragen mußte, die das Unterhalten dieser heiligen Metzger verursachte.

Das Wesen des Aberglaubens besteht darin, daß man sich einbildet, ein allweises und allgütiges Wesen sich durch Dinge geneigt machen zu können, die an sich ganz werth- und bedeutungslos sind, aber für Zwecke angesehen werden. Die Verwechslung von Mittel und Zweck ist die Veranlassung zu endlosem Aberglauben geworden. Freilich gibt es nichts Schädlicheres, als ein Mensch, der an keinen Gott glaubt, und sich dabei unter dem Deckmantel des Aberglaubens verbirgt, indem dieses der gewöhnlichste Weg ist, die Grausamkeit und Gewalt der Geistlichen unter dem Vorwande der Religion zu unterstützen und zu bestätigen. Zwischen dem Aberglauben und dem Unglauben steht die wahre Religion in der Mitte. Wer beharrlich dem anhängt, wovon ihn das natürliche Licht der Vernunft belehrt, in Betreff der göttlichen Güte, der kann, da er die trostlose Ansicht des Atheisten, die beständige Aengstlichkeit des Abergläubischen, die wilde Verwirrung des Schwärmers und die verderbliche Wuth des Bigotten vermeidet, die wahre Religion nicht verfehlen, welche in der glücklichen Mitte zwischen diesen Extremen liegt.

Indem sich die Geistlichen herausnehmen, den ihnen anvertrauten Gemeinden den Gottesdienst vorzuschreiben, haben sie die Religion zu einem bequemen Mittel gemacht, ihre Macht und ihre Einkünfte zu vergrößern und überhaupt allen ihren sündlichen Neigungen Genüge zu thun. So lange zur Zeit der von Christus selbst ausgesandten Boten jede Kirche oder Gemeinde der Christen ihre Prediger wählte und unterhielt, auch ihnen selbst dasjenige anordnete und vorschrieb, was nach Befinden der Umstände eine besondere Anordnung nöthig

zu machen schien; so lange liest man Nichts davon, daß irgend welche Unordnungen daraus entstanden wären. Sobald aber diese einfachen und natürlichen Einrichtungen aufgehoben wurden, und die Geistlichen einen besondern Stand ausmachten, in welchem immer Einer dem Andern unterwürfig war; so verfiel die christliche Welt unter ein unerträgliches Joch, und die Religion ward genöthigt, dem Aberglauben Thür und Thor zu öffnen.

Hat denn etwa, muß man billig fragen, Gott, welcher so lange Zeit Nichts gebot oder verbot, als was gute Sitten angeht, und darum bisher dem größten Theile der Menschen kein besonderes Gesetz außer und neben dem natürlichen vorschrieb, nunmehr an einigen Orten und in einigen Fällen diese seine bisherige Gewohnheit gebrochen und einige Dinge anbefohlen, welche in der Vernunft gar nicht begründet sind? Und hat er einen Theil der Menschen verpflichtet, solche Dinge zu halten, die sie nicht gehalten haben würden, wären sie ihnen nicht in solcher Weise auferlegt worden, und die sie auch alsbald wieder unterlassen würden, sobald Gott dieses Gebot wieder zurücknähme?

Will man sagen, daß Gott dergleichen Gebote gegeben habe, so macht man ihn zu einem willkürlichen Wesen, das nur um des Gebietens willen gebietet und nichtsdestoweniger solche willkürlichen Gebote bei Vermeidung strengster Strafe gehalten wissen will. Ein solcher Befehl kann keine Wirkung der unendlichen Weisheit und Güte Gottes sein; dieß sind vielmehr Alles nur menschliche Erfindungen, indem keine Handlung an sich selbst so unschuldig und der Freiheit eines jeden Menschen überlassen ist, welche nicht zu den allerschlimmsten Absichten mißbraucht werden könnte, wenn man einmal das Volk überredet hat, es sei etwas Göttliches damit verbunden. Dahin gehört z. B. die Spendung des Brotes und Weines im heiligen Abendmahle, die Bezeichnung mit dem Kreuze, das Sündenbekenntniß in der Beichte, die Salbung der Kranken

mit Oel, das Auflegen der Hände, die Entscheidung der Ehesachen u. s. w., lauter Handlungen, die in der ersten Kirche aus unschuldigen und tadellosen Absichten einem jeden Gliede der Kirche freigegeben waren, nachmals aber von der Geistlichkeit unverantwortlicher Weise an sich gerissen und dazu mißbraucht wurden, um die Nichtgeistlichen unter ein unerträgliches Joch zu bringen.

Ich erschrecke nicht im Geringsten davor, wenn man mich wegen eines so löblichen Unternehmens, Vernunft und Offenbarung mit einander zu vereinigen, die so lange Zeit hindurch im Streit mit einander gelegen haben, als einen Freidenker bezeichnet. So gehässig auch diese Benennung scheinen möchte, so schäme ich mich doch derselben ganz und gar nicht; denn so wenig sich behaupten läßt, daß ein Mensch richtig urtheilen könne, ohne überall zu denken; so wenig kann man sagen, daß derselbe urtheilen könne, ohne frei zu denken. Allein so wie die unversöhnlichen Feinde der Vernunft wohl sehen, daß es zu unsern vernünftigen Zeiten zu ungeschickt herauskommen möchte, die Vernunft öffentlich anzugreifen; so thun sie dieß verdeckt unter dem Namen der Freigeisterei; denn sie haben die Hoffnung noch nicht verloren, daß die Zeiten wiederkehren würden, da die Laien alle Gedanken, die in ihrem Innern aufsteigen, wenn ihnen dieselben auch noch so wahr und gewiß vorkommen, als eine Eingebung des Satans unterdrücken würden, sobald sie mit den wirklichen oder vorgeblichen Meinungen ihrer Geistlichen streiten.

Man hat die Welt bereden wollen, daß, obschon Gott zuerst die Vernunft allein zur Richtschnur der menschlichen Handlungen gegeben, gleichwohl den Christen zwei Regeln von gleichem Ansehen, nämlich Vernunft und Offenbarung, vorgeschrieben worden wären, denen beiden zu gehorchen, sie schlechterdings verpflichtet wären. Beide Regeln widersprechen sich und heben einander auf. Denn sollte Jemand der Vorschrift der Offenbarung folgen, so hieße dieß ebensoviel, als daß er

die vorgeschriebene Wahrheit auf Treu und Glauben oder bloß deßwegen annehme, weil es ein Andrer gesagt, dessen Worten er ohne weitere Untersuchung Glauben schenke. Wollte er das auf Treu und Glauben Angenommene zuerst untersuchen, so hieße dieß ebensoviel, als daß er auf das Wort seines Gewährsmannes nicht traue und dessen Ansehen nicht achte.

Auf der andern Seite kann Jemand, der nach der Vernunft handeln will, Nichts annehmen, als was er nach gehöriger Untersuchung als der Vernunft angemessen gefunden hat. Sollen also Vernunft und Offenbarung mit einandergehen, so müßte es auch geschehen können, daß man zu gleicher Zeit etwas auf Treu und Glauben annehmen und auch nicht annehmen könne. Nimmt man eine Religion um der Autorität eines Andern willen an, so würde man auch gehalten sein, um eben desselben Ansehens willen, eine jenem entgegengesetzte Glaubenslehre anzunehmen. Ueberdieß ist es eine seltsame Verwirrung, daß man die Wahrheit eines Buchs durch die Wahrheit der darin enthaltenen Lehren beweisen will und zu gleicher Zeit schließt, daß man solche Lehren für wahr halten müsse, weil sie in diesem Buche enthalten seien.

Die heilige Schrift ist keine zuverlässige Quelle der Offenbarung; die zum Verständniß der Schrift nöthigen Schlüssel der Erkenntniß kennt das Volk ganz und gar nicht; weit entfernt, den Menschen zu einer Vorschrift des Glaubens und Lebens zu dienen, verwirrt sie dieselben vielmehr und unterrichtet sie falsch; sie dient nur dazu, ihnen unwürdige und falsche Begriffe von der Gottheit und von ihren Pflichten gegen Gott beizubringen.

Die Offenbarung gebietet entweder den Menschen, ihre Vernunft in Sachen der Religion zu gebrauchen, oder verbietet ihnen dasselbe; im erstern Falle zeigt sie uns Nichts mehr, als was wir von unserer Schuldigkeit längst wußten, im andern Falle behandelt sie den Menschen nicht als ein vernünftiges Geschöpf, sondern beraubt ihn seiner größten und un-

schätzbarsten Vollkommenheit. Die Theologen geben allerdings zu, die Vernunft habe ihren guten Nutzen wegen der Pflichten, die sich die Menschen gegen einander schuldig sind; aber in Bezug auf Gott und göttliche Dinge müsse sie sich dem Glauben unterwerfen, und der Hauptzweck der Offenbarung sei gerade der, hauptsächlich dem gemeinen Manne die nöthige Belehrung von Gott und seinen Vollkommenheiten zu geben, was man durch die Vernunft nicht füglich erreichen könne. Wenn also z. B. die Vernunft sage, daß es keine drei Götter geben könne, so sei sie doch nicht fähig, wie dieß die Offenbarung thue, uns zu lehren, daß in dem einzigen göttlichen Wesen drei Personen sich befinden. Oder wenn die Vernunft sage, daß Gott und Mensch zwei ganz verschiedene Wesen seien; so sei sie doch unfähig zu zeigen, wie diese beiden in der Einen Person des Gottmenschen aufs Innigste verbunden sein könnten.

Ich will zwar, wendet hiergegen Tindal ein, diese Geheimnisse der Orthodoxie, obgleich ich sie nicht verstehe, nicht leugnen, bin aber als vernünftiges Geschöpf, von dem Gott auch nur einen vernünftigen Gottesdienst fordern kann, nicht gesonnen etwas zu glauben, was nicht den Probierstein der Vernunft aushält; und ungeachtet des gewöhnlichen Spruches, daß man die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen geben müsse, bin ich doch nicht gesonnen, aus einem Buche, in welchem man die Sachen bald nach dem Buchstaben, bald im uneigentlichen Sinne erklären soll, Etwas anzunehmen, wenn nicht jederzeit ausdrücklich bemerkt wird, was man nach dem Buchstaben oder im uneigentlichen Sinne nehmen soll. Man muß sich also von der Vernunft leiten lassen und sie zur Führerin in Glaubenssachen erwählen; sie allein ist im Stande, Religion und Aberglauben von einander zu unterscheiden, und nur mit ihrer Hülfe können sich die Menschen von dem Aberglauben frei machen, an welchen sie von Jugend auf gewöhnt worden waren. Darum kann allein die natürliche Religion die Regel sein, sowohl für die Menschen von

geringer, wie für die von hoher Fähigkeit; sie trägt in sich selbst ihren eignen Beweis und die zuverlässigen Merkmale ihrer Wahrheit, was von keiner auf überlieferten Sätzen beruhenden Religion gesagt werden kann.

Indem nun Tindal die Ueberzeugung hat, Nichts vorgetragen zu haben, als was zur Beförderung der Ehre Gottes und der menschlichen Glückseligkeit diene, glaubt er, Niemand, der es mit dem Menschengeschlechte wohl meine, werde nicht zu gleicher Zeit den Wunsch haben, daß die von ihm vorgetragenen Sätze wahr sein möchten. Ich bin bereit, sagt er, meine Ansichten aufzugeben, wenn man mir andere vorbringt, welche weniger Schwierigkeiten als die meinige haben. Und sollte ich irgend einen Satz vorgetragen haben, der nicht natürlicher und nothwendiger Weise sich selbst als den Willen Gottes dadurch beurkundete, daß er zur Beförderung der Ehre Gottes und der menschlichen Glückseligkeit gereichte, so widerrufe ich ihn hiermit völlig, und lege dadurch, daß ich nicht gesonnen bin, einen Irrthum hartnäckig zu vertheidigen, ein sonst nicht eben gewöhnliches Merkmal meiner Aufrichtigkeit an den Tag. Irren kann ich; aber ein Ketzer will ich nicht sein.

Auch bin ich soweit entfernt, ein Neuerungssüchtiger zu sein, daß vielmehr Alle, ausgenommen wer etwa mit sich selbst nicht einig ist, mit mir übereinstimmen müssen. Sind nicht Alle meiner Ansicht, die da anerkennen, daß ihre Offenbarung Alles enthalte, was würdig sei, Gott zum Urheber zu haben? Und weichen nicht Alle von der Offenbarung, oder, was dasselbe ist, von dem klaren, einleuchtenden, buchstäblichen Sinne ihrer Worte ab, sobald dieser nur im Geringsten von der Natur- und Vernunftreligion abweicht?

Der Unterschied zwischen den christlichen Deisten, wie ich mit Recht die Bekenner dieser Ansicht nennen möchte, und denjenigen, welche auf den Namen Christen ausschließlich Anspruch machen möchten, liegt darin, daß Letztere es nicht wagen, die Wahrheit der Schriftlehre zu prüfen, während die Ersteren

— welche nicht an die Lehren glauben, weil sie in der Schrift enthalten sind, sondern an die Schrift um der Lehren willen — keine solche Besorgniß haben; denn da sie jene Lehren kritisch geprüft haben mit der Vernunft, die ihnen von Gott gegeben ist, um Religion und Aberglauben zu unterscheiden, so sind sie sicher, daß sie in keinen bedeutenden Irrthum verfallen, ungeachtet der zugestandenen Dunkelheit der Schrift und der vielen Fehler, welche sich in den Text zufällig oder absichtlich eingeschlichen haben. —

Die Ansichten Tindals sind im Todesjahre desselben noch durch einen Mann verkündigt worden, welcher sonst von keiner Bedeutung unter den englischen Freidenkern ist, nämlich von Jacob Ilive.

Dieser war der Sohn eines Buchdruckers Johann Ilive, und selber ein Buchdrucker, der nicht ohne Vermögen war und neben der Buchdruckerei auch eine Schriftgießerei besaß und im Jahr 1730 eine Vertheidigung des Christenthums gegen Collins hatte erscheinen lassen. Sein im Jahre 1733 verstorbener Vater hatte in seinem Testament eine Stiftung vermacht für Solche, die da Reden wider die Religion hielten. Sein Sohn, der Executor des Testaments, hielt darum, vier Wochen nach dem Tode des Vaters, in dem sogenannten Tischersaale in der Themsstraße zu London eine Rede, die durch ihren freigeisterischen Inhalt großes Aufsehen machte. Diese Rede wurde in demselben Jahre, mit Anmerkungen des Verfassers versehen, ohne dessen Namen im Druck veröffentlicht, unter dem Titel: „Eine Rede, gehalten im Tischersaale." Es wird darin der geschichtliche Inhalt des Alten Testaments sehr schlimm mitgenommen, namentlich Moses und der ganze levitische Gottesdienst in ein ungünstiges Licht gestellt.

Eigenthümlich ist dem Verfasser die Ansicht, daß die Menschen selbst die gefallenen Engel seien und folglich die Erde die Hölle. Den Hergang bei dem Fall der Engel denkt sich Ilive in folgender Weise: Gott habe ihnen die ewige Gottheit seines

Sohnes geoffenbart, aber diese Wahrheit sei ihrem Oberhaupte unerträglich gewesen, und deßhalb habe er den dritten Theil der Himmelsbewohner in seine Empörung gegen Gott verwickelt, worauf der Streit mit dem Erzengel Michael begonnen habe. Zuletzt wurden die abgefallenen Engel aus dem Himmel auf unsere Erde geworfen, ehe diese noch aus ihrem Chaos gebildet war. Gott habe sich indessen ihrer erbarmt und ein Mittel gefunden, sie wiederum in den Stand ihrer früheren Glückseligkeit zurückzubringen.

Im Jahre 1756 gab Ilive eine ebenfalls anonym erschienene Schrift heraus, unter dem Titel; „Bescheidne Anmerkungen über die Abhandlungen des Bischofs zu London," nämlich über die Predigten des jüngst verstorbenen Bischofs Sherlock. Wegen der darin enthaltenen heftigen Angriffe gegen die christliche Offenbarung wurde der Verfasser gefänglich eingezogen, öffentlich an den Pranger gestellt wegen Gotteslästerung und zwei Jahre in's Gefängniß gesetzt. Er starb im Jahre 1763, nachdem er noch vorher in einer Flugschrift „Vorschläge zur Verbesserung des Zuchthauses Clerkenwell Bridewell" gemacht hatte.

Eigentlich ergänzt und weitergeführt wurde indessen Tindal's Lebensarbeit durch Thomas Chubb.

Zehntes Kapitel.

Thomas Chubb.

Thomas Chubb repräsentirte das Eindringen des Deismus in den nicht gelehrten Bürgerstand. Indem er an die Reden Jesu im neuen Testament anknüpft und zeigt, daß ihre mit dem Inhalte der natürlichen Religion zusammenstimmende Tendenz in der Befolgung des Sittengesetzes, im sittlichen Wandel bestehe, setzt er den wesentlichen Inhalt des Christenthums nicht in die Glaubenslehre, sondern in die praktische Seite der Religion, das Leben.

Thomas Chubb war der jüngste Sohn eines Malzhändlers in einem unweit der Stadt Salisbury gelegenen Dörfchen, wo er im Jahre 1679 geboren wurde. Nachdem er schon im neunten Jahre den Vater verloren hatte, blieb seine Schulbildung auf den gewöhnlichen Elementarunterricht beschränkt, während ihn die Mutter schon früh zu Arbeiten und Dienstleistungen anhielt. In seinem fünfzehnten Lebensjahre kam er zu einem Handschuhmacher in Salisbury in die Lehre, bei welchem er in der Folge als Geselle arbeitete, sowenig sich dieses Erwerbsmittel für ihn bei seinem schwachen Gesicht eignen wollte. Seit seinem sechsundzwanzigsten Jahre leistete er daneben noch einem Lichtzieher zu Salisbury Dienste, wodurch er seine Einnahmen soviel vergrößerte, daß er sein hinreichendes Auskommen hatte und keinen Mangel litt.

Neben der Beschäftigung für seinen Erwerb hatte Chubb ein lebhaftes Interesse an geistigen, namentlich religiösen Angelegenheiten, und um über Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit und sein Nachdenken in Anspruch nahmen, mit sich in's Reine zu kommen, pflegte er seine Gedanken zu Papier zu bringen, obgleich er dergleichen Aufsätze in der Regel wieder dem Feuer übergab. Eine Abhandlung von William Whiston über die göttliche Dreieinigkeit, die Chubb und seine Freunde zu Salisbury studierten, veranlaßte Ersteren, seine Gedanken darüber niederzuschreiben und den Aufsatz seinen Freunden mitzutheilen, die dadurch theils befriedigt, theils abgestoßen wurden. Einer dieser Freunde nahm, mit Chubb's Erlaubniß, diesen Aufsatz mit nach London, um darüber Whiston's Urtheil zu hören. Dieser erklärte die Abhandlung, nachdem er einige unwesentliche Aenderungen vorgeschlagen hatte, für würdig, im Druck herausgegeben zu werden. So erschien im Jahre 1715 Chubb's erste Schrift unter dem Titel: „Die ausschließliche Gottheit des Vaters bewiesen," worin er in der Weise der Socinianer den Beweis zu führen suchte, daß Gott der Vater allein der höchste Gott, der Sohn dagegen ein dem Vater untergeordnetes Wesen sei.

Mehrere andere kleine Abhandlungen, die Chubb weiterhin veröffentlichte, erschienen im Jahre 1730, unter dem Titel: „Sammlung von Abhandlungen verschiedenen Inhalts," worin er sich theils über die ausschließliche Gottheit des Vaters, theils über den persönlichen Charakter Jesu Christi, theils über die Freiheit des Gewissens, über die Sünde, die Rechtfertigung des Christen, die Genugthuung Christi, das Gebet und andere dogmatische Punkte, theils über den Gebrauch der Vernunft in Religionssachen und über die Geheimnisse des Glaubens ausspricht.

Durch dieses Buch wurde Chubb's Ruf als Deist und Freidenker begründet und dem Verfasser die Bekanntschaft mit namhaften Leuten eröffnet. Einer seiner neuen Gönner ver-

anlaßte ihn, einige Zeit bei ihm in London zu wohnen; er kehrte indessen, aus Liebe zur Unabhängigkeit, nach einigen Jahren wieder nach Salisbury zurück. Im Jahre 1733 erschien von Chubb eine „Abhandlung von der Vernunft in Beziehung auf die Religion und göttliche Offenbarung, darin gezeigt wird, daß die Vernunft in Religionssachen eine zureichende Führerin ist." Dieses Thema wurde fortgesetzt in der gleichzeitig von Chubb herausgegebenen Schrift: „Untersuchung der Gründe und Ursachen, warum unsere zwei jährlichen Feste gefeiert werden, nebst weiterer Betrachtung der Hinlänglichkeit der Vernunft in Religionssachen, darin gezeigt wird, daß die Vernunft, wenn sie sorgfältig gebraucht und beobachtet wird, jedem Menschen unter allen Umständen, er mag sich in China oder auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung befinden, eine ausreichende Führerin in Religionssachen ist, oder daß sie hinlänglich ist, um ihn zum Wohlgefallen Gottes und zur Glückseligkeit einer andern Welt zu bringen."

Darauf folgten im Jahre 1734 „vier Abhandlungen, nämlich: erstens eine Untersuchung der Bücher des Neuen Testaments, ob sie durch göttliche Eingebung geschrieben sind; zweitens ein Beweis der göttlichen Sendung Christi, hergeleitet aus seiner Auferstehung; drittens Betrachtung über die Opferung Isaaks; viertens die mit Beispielen bestätigte Billigkeit und Vernunftmäßigkeit eines künftigen Gerichts und einer damit verbundenen Wiedervergeltung." Im Jahre 1737 erschien von Chubb: „die durch ein Beispiel bewiesene Billigkeit und Vernunftmäßigkeit des göttlichen Verhaltens bei der Begnadigung der Sünder um ihrer Buße willen oder Betrachtung über das Gleichniß vom verlornen Sohne."

Wichtiger für die Kenntniß des Standpunkts von Chubb als Deisten ist dessen im Jahre 1740 erschienene Schrift: „Untersuchung des Grundes der Religion, worin gezeigt wird, daß die Religion in der Natur gegründet sei, d. h., daß es in der Natur eine richtige und irrige, eine wahre und falsche

Religion gebe, und daß die Natur oder Vernunft deutliche, bekannte und gewisse Grundsätze gewähre, durch welche man dieselbe erkennen und selbst beurtheilen kann und auf welche sich ein ehrlicher und aufrichtiger Mensch sicherlich verlassen mag, trotz der mannichfachen und sich widersprechenden Meinungen, welche in der Welt in Bezug auf die Religion herrschen."

Diejenige Arbeit Chubbs, welche in der Geschichte des englischen Deismus als epochemachend anzusehen ist und worin seine eigentliche klassische Lebensthat besteht, erschien im Jahre 1738 und führt den Titel: „das wahre Evangelium Christi, worin gezeigt wird, was das Evangelium sei und was es nicht sei, zu welchem großen und guten Endzweck dasselbe dienen sollte, wie vortrefflich es eingerichtet worden, um diesen Endzweck zu erreichen und durch welche Mittel dasselbe im Verlauf der Zeit in vielen Stücken unbrauchbar geworden ist." —

Chubb starb im Jahre 1747, und im darauffolgenden Jahre erschienen seine „nachgelassenen Werke", in zwei Bänden, worin der Verfasser von seinen Lesern Abschied nimmt und die Hoffnung ausspricht, daß sein vieljähriger schriftlicher Umgang mit ihnen, denselben nicht ganz unnütz und unangenehm gewesen und daß er insbesondere in diesen nachgelassenen Werken der Welt ein schätzbares Legat hinterlassen werde. Ich habe — sagt Chubb — Gott zum Zeugen, daß ich mich in meinen Abhandlungen auf den Verstand, nicht auf die Leidenschaften der Menschen berufe, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß mir sowohl die gegenwärtige, als künftige Wohlfahrt meiner Nebenmenschen sehr am Herzen liegt. Aus diesem Grunde habe ich auch geschrieben, und hoffe, daß meine Betrachtungen eine gute Wirkung auf die Gemüther und das Leben der Leser haben werden, da ich auf die deutlichste Art, die mir nur möglich war, meinen Lesern diejenigen Wahrheiten vorgelegt habe, die von höchster Wichtigkeit sind. So lebt

denn wohl: ich hoffe, an der göttlichen Gnade und an dem ruhigen und glücklichen Zustande, den der Höchste den Tugendhaften und Gläubigen in einer andern künftigen Welt verheißt, mit Euch Antheil zu haben.

Ein Führer in Religionssachen — lehrt Chubb — wird diejenige Fähigkeit oder Fertigkeit sein, zu entdecken, was bei einem jeden Menschen recht und billig ist und was ihn zum Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens oder Mißfallens macht, ferner solche Beweggründe zu einem richtigen Verhalten zu entdecken, welche erfordert werden, um den Versuchungen, die aus der gegenwärtigen Verbindung der Dinge entspringen, das Gleichgewicht zu halten. Daß der Mensch einen solchen Führer habe, fordern die allgemeinen Gesetze der Billigkeit, und Gott würde denselben zuwider handeln, wollte er dem Menschen solchen Führer versagen; derselbe ist die Vernunft, als das Vermögen zu unterscheiden, ob etwas richtig oder irrig, gut oder böse, wahr oder falsch sei.

Wollte man hiergegen einwenden, der Mensch habe zwar bei seiner Schöpfung ein hinreichendes Vermögen gehabt, um jenes Ziel zu erreichen; aber mit dem Falle Adams habe er dasselbe verloren; so muß gesagt werden, daß es unbillig sei, wenn alle Menschen um dieser einen That Adams willen so Vieles und Wichtiges hätten verlieren sollen, und daß auch aus der Geschichte des Sündenfalls keineswegs hervorgeht, daß Adam die Vernunft oder das Unterscheidungsvermögen verloren hätte. Wollte man sagen, Gott habe aus Liebe die besondere Offenbarung gegeben, um die Mängel der Vernunft zu ersetzen; so wäre ja dann Gott nicht allen Menschen auf gleiche Weise zur Religion behülflich gewesen, da ja nicht Alle die Offenbarung kennen und der Endzweck der Religion doch kein anderer ist, als die Menschen zum richtigen Gebrauch ihrer Vernunft zu führen, deren Mißbräuche und Irrthümer nicht gegen ihren Nutzen geltend gemacht werden dürfen.

Der Vernunft aber steht in Bezug auf die besondere

göttliche Offenbarung ein richterliches Ansehen zu, über die innern und äußern Merkmale derselben, ob sie nämlich Gottes würdig sei oder nicht, und ob sie einen hinlänglichen Beweis ihrer Göttlichkeit enthalte; ferner die Entscheidung über den Sinn und Verstand der Offenbarung überhaupt und über jeden Theil derselben, ob derselbe auch wirklich göttlich oder untergeschoben sei.

Die Richtschnur für die Handlungen vernünftiger Wesen ist das Gesetz der Natur, das größte unter allen Gesetzen und der Grund aller übrigen. Gesetze, die solche Handlungen vorschreiben, welche an und für sich selbst recht und gut sind, heißen sittliche Gesetze, deren Quelle in der Natur der Dinge selbst liegt, aus welcher auch die Verbindlichkeit dieser Gesetze entspringt, sowie in dem völligen Gehorsam gegen dieses Gesetz die Vollkommenheit vernünftiger Geschöpfe besteht. Es gibt einen natürlichen und wesentlichen Unterschied der Dinge, sowohl an und für sich, als auch in Absicht ihrer Güte, und dieser vom menschlichen Verstande unabhängige Unterschied der Dinge gibt eine Regel, wonach die sittlichen Handlungen eingerichtet werden müssen, und eine nach dieser Regel vollbrachte Handlung ist vernünftig, worin zugleich der stärkste Beweggrund zu ihrer Vollbringung liegt. Dieser Unterschied der Dinge ist von Gott selbst angeordnet und zu einer Richtschnur der Handlungen bestimmt worden, und zwar für alle mögliche Fälle.

Ist der Grund der wahren Religion die sittliche Uebereinstimmung der Dinge, oder die bloße Willkür Gottes? Nur im ersteren Falle werden Gottes Weisheit und Güte geoffenbart, indem er alsdann Alles, was er von den Menschen fordert, nach der Uebereinstimmung der Dinge abmißt; nur im erstern Falle kann der Mensch durch seine natürlichen Kräfte die Religion erkennen, und darf sich nur selbst erkennen, um zu wissen, was ihm das göttliche Wohlgefallen erwirbt oder nicht.

Ist die wahre Religion auf die sittliche Uebereinstimmung der Dinge gegründet, so kann der Mensch mit seinen natürlichen Kräften die wahre göttliche Offenbarung von einer falschen und vorgeblichen unterscheiden, sofern er beurtheilen kann, ob das was geoffenbart sein soll, mit andern Dingen in sittlicher Uebereinstimmung steht oder nicht. Im erstern Falle ist man verbunden, der Offenbarung Glauben zu schenken; und sollte sich auch der Stifter derselben irrthümlich für einen göttlichen Gesandten gehalten und ausgegeben haben, so ist der Irrthum nicht weiter schädlich. Im letztern Falle kann die Offenbarung nicht göttlich sein, und derjenige, der sich für einen Gesandten Gottes ausgibt, ist entweder ein Irrender oder ein Betrüger. Der Mensch hat demnach hieran eine Richtschnur, eine wahre göttliche Offenbarung von einer vorgeblichen zu unterscheiden, und wenn er auch nicht allezeit vor Betrug sicher ist, so kann er sich doch vor schädlichen Irrthümern hüten; ist aber die bloße Willkür Gottes der Grund der Religion, so reichen weder die innern Merkmale, nämlich die Uebereinstimmung mit der Gerechtigkeit und Güte Gottes, noch auch die äußern, die Wunderwerke hin, um einen Menschen zu vergewissern, daß etwas eine wahre Offenbarung und kein Betrug sei. Ist die Religion auf die sittliche Uebereinstimmung der Dinge gegründet, so kann ein Mensch den wahren Verstand der göttlichen Offenbarung entdecken, oder sich zum wenigsten vor gefährlichen Irrthümern hüten, auch in bloßen Glaubenslehren, da Gott dieselben entweder deutlich genug offenbart, um die Uebereinstimmung derselben mit andern zu erkennen, oder im Falle, daß die Offenbarung nicht so deutlich wäre, allen aus dem Mangel an Klarheit entspringenden Irrthum übersieht und entschuldigt. Ist dagegen der Grund der Religion die bloße Willkür Gottes, so kann kein Mensch durch seinen Verstand den wahren Sinn der göttlichen Offenbarung herausbringen, und es ist alsdann höchst ungereimt, über etwas zur Religion Gehöriges sein Urtheil zu fällen.

Ist dieselbe auf die sittliche Uebereinstimmung der Dinge gegründet, so ist dieselbe einfach, klar und übereinstimmig und erleidet rücksichtlich der Zeit und des Ortes keine andern Veränderungen, als die durch Natur, Umstände und Verhältnisse der Dinge veranlaßten; ist dagegen die Religion auf die bloße Willkür Gottes gegründet, so kann Gott zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern Verschiedenes anordnen, was die Menschen ihm wohlgefällig macht, und eine Handlung, die heute diese Wirkung hat, kann morgen seinen Haß erwecken. Bemerkt man nun aus der Erfahrung, daß Gott sich bei allen Dingen nach der Beschaffenheit derselben richtet, und untersucht, was in der Natur der Dinge selbst die bequemste Regel sei, nach welcher Gott handle; so ist es augenscheinlich, daß die sittliche Uebereinstimmung der Dinge der Grund der wahren Religion sei und die göttliche Willkür nicht dabei im Spiele sein kann.

Gott kann wohl eine übernatürliche Offenbarung geben; aber dieß geschieht nicht um des Mangels willen, der sich in der Natur findet, sondern um des Mißbrauchs willen, den die Menschen rücksichtlich der Natur begehen, und kann auch wesentlich Nichts anders, als eine Wiederholung des natürlichen Gesetzes sein. Gott kann auch als Arzt auftreten, um Religion und Gottseligkeit zu befördern; aber er gibt alsdann keine Gesetze, sondern liebreiche Vorschriften, z. B. die Einsetzung des Abendmahles. Insbesondere zielt die göttliche Offenbarung nur dahin ab, unserm Verstande zu helfen, nicht aber denselben überflüssig zu machen; sie kann daher auch keine Geheimnisse enthalten.

Wenn die Menschen in grobe Unwissenheit und Irrthum gerathen, wenn sie in ihren Begierden und Handlungen sehr verdorben sind; so mag sich Gott nach meiner Einsicht durch einen besondern Erweis seiner Macht und Vorsehung gar wohl in's Mittel legen und den Menschen nützliche Wahrheiten

offenbaren, die sie sonst nicht gewußt oder worauf sie nicht Acht gehabt haben würden; er mag ihnen gleichfalls Vorschriften des Lebens geben, nach welchen sie wandeln sollen; er mag sie durch passende Beweggründe zum Gehorsam, zur Bekehrung und zu einer bessern Einsicht bringen. Aber es wird allemal ein Gegenstand des Zweifels und der Ungewißheit bleiben, ob sich Gott jemals so geoffenbart habe; denn wir hätten gar keine Regel, wornach wir mit Gewißheit urtheilen oder eine göttliche Entdeckung von Betrug oder Selbsttäuschung unterscheiden könnten. Ist dies schon der Fall mit denen, welche die Offenbarung aus der ersten Hand bekommen, so muß es nothwendig denen, welche sie erst durch die zweite Hand bekommen, noch ungewisser sein.

Wenn Gott gütig und weise ist, fragt Chubb, woher kommt denn das Böse in der Welt? Das physische Böse kommt zum Theil von der Thorheit, den Lastern und dem Aberglauben der Menschen her; zum Theil aber, wenn es eine nothwendige Folge der Einrichtung der Welt ist, gehört es zu den Wirkungen der Weisheit und Güte Gottes, und mag es auch zufälliger Weise Manchen schädlich sein, so befördert es doch die Vollkommenheit der ganzen Welt. Der Einwurf, daß Gott es durch seine Allwissenheit und Güte habe verhüten können, daß durch die Einrichtung der Welt kein Böses nothwendig gemacht würde, wird dadurch gehoben, daß Gott es würde gethan haben, wenn es die beste sittliche Uebereinstimmung der Dinge in der Welt erlaubt hätte und wenn der Genuß der Glückseligkeit ohne Gegenwart des Bösen so reizend wäre, als nun, da das Böse wirklich ist.

Ob nun gleich Gott der Urheber der Dinge ist, welche die Quellen der Beweggründe unserer sittlichen Handlungen sind, so kann man ihm doch diese Handlungen nicht zurechnen, da er den Menschen die Freiheit gelassen hat, ihre Handlungen nach eignem Gutbefinden einzurichten. Die Einrichtung des Menschen ist zwar so beschaffen, daß er das Gute erwählt;

allein er thut es nur, so lange die Uebereinstimmung seiner Theile und Vermögen ungestört ist oder ein Gleichgewicht der verschiedenen Neigungen erhalten wird, und nicht ein Mißbrauch einer Neigung erfolgt. Dieser Mißbrauch und die aufgehobene Uebereinstimmung des Gleichgewichts ist die Quelle des sittlich Bösen.

Ich sehe Gott als ein Wesen an, das mit dem Guten oder Bösen, das unter den Menschen vorgeht, Nichts zu schaffen hat; des Menschen natürliche Fähigkeiten, seine Gaben des Körpers und der Seele, seine Glücksumstände, sein Stand in der Welt und andere Vortheile oder Bequemlichkeiten, wodurch sich ein Mensch vom andern unterscheidet, sind Dinge, die ganz und gar von Nebenursachen abhängen, und worin sich die Vorsehung gar nicht mengt. Die Vorsehung hat mit den Ungleichheiten in der Austheilung der menschlichen Schicksale gar Nichts zu thun und bekümmert sich gar nicht darum, ob einige Menschen in glücklichen, andere in unglücklichen Umständen leben. Gott mischt sich überhaupt in keine Sachen, wovon andere Ursachen angegeben werden können. Auch ein göttlicher Beistand in der Ausübung des Guten gibt es nicht; wir hätten auch keine Mittel, diesen göttlichen Einfluß von den Wirkungen unserer eignen Seele zu unterscheiden.

Darum ist auch das Gebet kein Theil der natürlichen Religion; Gott erfüllt unsre Bitten nicht, weil alle Dinge ihren natürlichen Lauf fortgehen, wir mögen beten oder nicht. Sieht man zwar das Gebet als eine befohlene Einrichtung an, so kann es von gutem Nutzen sein. Es kann gute Gedanken und durch diese auch gute Neigungen und Handlungen hervorbringen, und wenn man das Gebet in dieser Absicht gebraucht, ohne von Gott dadurch etwas zu erwarten; so kann man es freilich nicht für ein Gespött mit Gott ausgeben. Immer aber liegt eine Unschicklichkeit in dem Gebet, und es fragt sich denn doch, ob diese Unschicklichkeit das Gebet nicht aufheben muß und ob es Gott nicht mißfällt.

Eine der wichtigen Wahrheiten, die für die Menschen höchst nützlich sind, ist diese, daß Gott die Menschen in einer andern Welt entweder belohnen oder bestrafen wolle, je nachdem sie durch ihren guten oder bösen Wandel in dieser Welt das Eine oder das Andere verdient. Und Gott wird vor seinem Richterstuhle mit der ganzen Schaar des Menschengeschlechts nach Gerechtigkeit und Billigkeit verfahren und nach der Wahrheit und Wirklichkeit unserer Sache urtheilen.

Ob jedoch die Seele eine Materie sei oder nicht, ob sie vom Körper unterschieden werden müsse, und wenn dieß, ob sie mit dem Körper sterben oder nach der Trennung von demselben übrig bleiben werde, dieß sind Dinge, die sich unmöglich entscheiden lassen, da wir gar Nichts haben, worauf wir uns dabei stützen dürften. Wenn freilich die Seele mit dem Körper sterben kann, so ist gewiß kein Grund für einen künftigen Zustand nach dem Tode oder für eine künftige Vergeltung; denn wenn einmal der menschliche Bau durch den Tod auseinandergefallen ist, so hört der Mensch auf zu sein; er ist nicht mehr. Erwägt man hinwiederum, daß der Mensch nach seinen natürlichen Gaben und Fähigkeiten ein Geschöpf sei, das Rechenschaft geben könne, so hat es einige Wahrscheinlichkeit, daß er künftig fortdauern werde. Doch glaube ich nicht, daß die Kinder, die in der Jugend sterben oder diejenigen, die in einem niedrigen Stande leben, vor Gericht gefordert werden, sondern nur diejenigen, deren Leben von größerer Wichtigkeit in der Welt gewesen, und die entweder zum allgemeinen Besten viel beigetragen oder dem menschlichen Geschlecht sehr geschadet haben. Nur die gute oder böse Rolle, welche die Menschen entweder zum Besten oder zum Schaden des gemeinen Wesens spielen, wird der Untersuchung unterworfen werden.

Uebrigens bleiben jedenfalls die Dinge in der Welt ohne die Erwartung eines künftigen Gerichts ebensogut in der Ordnung, als bei der Annahme desselben, und die Pflichten und

Verbindlichkeiten des Menschen, sowie die Beweggründe zur Tugend bleiben immer dieselben, sodaß der Glaube von einem künftigen Gericht der menschlichen Gesellschaft in keinem Falle viel nützt. Um Gott zu gefallen, dürfen wir nur nach ebendenselben Grundsätzen handeln, nach welchen Gott sich richtet, d. h. wir dürfen nur gütig und weise sein. Die ganze Religion besteht in der Erfüllung der Pflichten, die uns unser Verhältniß zu Gott und unsern Nebenmenschen auferlegt; dadurch entsprechen wir dem weisen Endzwecke, den sich Gott gesetzt hat, indem er uns die Existenz gab.

Gegen die jüdische Religion hat Chubb eine Menge Gründe auf dem Herzen: Nicht bloß Petrus und Paulus verwerfen dieselbe als eine der Gottheit unwürdige Religion, sondern es wird auch der sittliche Charakter Gottes in derselben arg mißhandelt; sie hat eine Menge von äußerlichen Handlungen und Gebrauchen, die vollkommen willkürlich und ohne alle Ursache eingeführt sind; Gott erscheint darin als parteiisch, indem er das jüdische Volk zu seinem besondern Eigenthume machte; ferner beziehen sich die Offenbarungen, die den Patriarchen, dem Moses, den Propheten zu Theil geworden, nur auf solche Pflichten, die auf einen einzelnen Ort eingeschränkt sind; der Gott Israels ist nicht das höchste Wesen, sondern nur ein beschränktes Wesen; ein Gott nach heidnischen Begriffen, dessen Befehl, die Kananiter auszurotten, mit dem sittlichen Charakter einer Gottheit nicht in Einklang zu bringen ist.

Unter Christenthum verstehe ich diejenige Offenbarung des göttlichen Willens, welchen der Welt zu verkündigen Jesus auf eine ganz besondere Weise gesandt war. Insofern die Schriften der Apostel mit dieser Offenbarung übereinstimmen, nenne ich sie ebenfalls Christenthum. Denn die Schriften der Apostel enthalten gewisse vortreffliche Ermahnungen, Klugheitsregeln und Unterweisungen, die dazu dienten, unsere Neigungen und Handlungen zu lenken. Die christliche Offenbarung hat die gute Absicht, den Verstand des Menschen zur Erkenntniß solcher

Wahrheiten zu bringen, die ihr höchstes Wohl betreffen, und sie zu bewegen, nach denselben zu leben. Die christliche Offenbarung hat das Ziel im Auge, die Laster zu bessern und die Begierden und den Wandel der Menschen zu lenken; und es ist wohl eine Sache der Gerechtigkeit, die man dem Christenthum nicht versagen kann, daß man eingesteht, es gebe dasselbe ein viel klareres Licht und sei dem Menschengeschlecht ein weit sicherer Führer, als irgend eine andere Religion, weil es weit besser eingerichtet sei, die menschliche Natur zu bessern und vollkommener zu machen.

Wenn man nur eben auch mit Gewißheit bestimmen könnte, was denn eigentlich das Christenthum ausmachte, oder wenn man nur Alles von demselben wieder lostrennen könnte, was demselben beigemischt ist! Sich auf die Schrift berufen, würde ein Weg zur Verwirrung und Nichtbefriedigung sein, keineswegs aber die Wahrheit ausfindig machen; denn die Bibel ist allezeit die ergiebige Quelle der Ketzereien und Trennungen gewesen; sie trägt Lehren vor, die augenscheinlich einander entgegengesetzt sind, und die theils die Ehre Gottes schänden, theils den Menschen schadeten.

Daß eine solche Person in der Welt gewesen, wie uns Jesus Christus beschrieben wird, und daß er überhaupt so gehandelt und gelehrt habe, wie von ihm berichtet wird, scheint höchst wahrscheinlich zu sein. Denn man kann nicht glauben, daß das Christenthum auf eine solche Weise und in einem solchen Grade Wurzel geschlagen haben sollte, als es gethan hat oder wenigstens als uns berichtet wird, wenn wir die Geschichte des Lebens und Wirkens Christi für eine Erdichtung halten. Da Jesum bei seiner Wirksamkeit ein solcher Erfolg begleitete, wie uns die Geschichte erzählt; da wir sehen, daß sein Amt und seine Wunderkraft wenigstens überhaupt zum gemeinen Besten abgezielt habe, so ist es wahrscheinlicher, daß Gott die erste wirkende Ursache dieser Wunderkraft gewesen, als ein anderes unsichtbares Wesen.

Es ist auch wahrscheinlich, daß Jesus Christus, von dessen Willen die augenblickliche Ausübung dieser wunderthätigen Kraft abhing, diese Macht nicht mißbraucht haben werde, um die Menschen zu hintergehen oder in Schaden zu bringen; denn wir sehen, daß er diese seine Fähigkeiten doch in andern Verhältnissen wohl angewandt habe, und wir dürfen schließen, daß er seinem Oberherrn wegen des Mißbrauchs derselben hätte Rechenschaft geben müssen. Daraus folgt, wie ich glaube, daß es wahrscheinlich ist, die Sendung Christi sei göttlich gewesen. Er sammelte eine Anzahl von Jüngern und legte damit den Grund zu einer neuen Secte unter den Juden. Das Christenthum war nach der ersten Absicht unsers Erlösers nur zur Ergänzung des Judenthums bestimmt, er hat gewollt, das mosaische Gesetz sollte allezeit in seiner vollen Stärke bleiben; sein Evangelium solle nur den Juden unter allen Völkern, den Heiden aber gar nicht gepredigt werden, aber seine Apostel haben sich nachher von diesem Plane entfernt.

Jesus hat zwar manche eigne Gebote vorgetragen, womit er die Institutionen Mosis zu verbessern schien; aber diese Veränderungen sind schlimm ausgefallen. Diejenigen Gesetze, wodurch er sich vornehmlich Ansehen verschafft hat, waren nicht sowohl vortrefflicher als die Lehren und Gebote anderer Lehrer und Gesetzgeber, sondern vielmehr weit unvollkommener und schlechter, und wenn man sie in ihrem eigentlichen und buchstäblichen Sinne nimmt, so sind sie sogar der Vernunft, der Wohlfahrt und Glückseligkeit des Menschengeschlechts entgegen.

Der eigentliche Inhalt des göttlichen Willens, den uns Jesus Christus bekannt gemacht hat, besteht darin: daß nichts als die Uebereinstimmung der Seele und des Lebens mit der ewigen Regel des Rechten einen Menschen Gott angenehm machen kann; daß, wenn wir von dieser Regel abgewichen sind, wir uns durch Nichts als durch Buße und Besserung der göttlichen Gnade versichern können, und daß Gott die Welt nach Gerechtigkeit richten und einem Jeden nach seinen Werken vergelten wird.

Der erklärte Zweck, zu welchem Christus in die Welt gekommen ist, und für den er gelitten hat, ist kein anderer, als die Seelen selig zu machen, d. h. ihnen die Vorbereitung und Versicherung der Gnade Gottes und ihrer Glückseligkeit in einer andern Welt zu geben. Allerdings ist er demgemäß auch in die Welt gekommen, um das Wohl der Menschen in der Gegenwart zu befördern, sofern das, was Jemanden zu künftiger Glückseligkeit geeignet macht, in der Regel auch dazu dient, ihn hienieden glücklich zu machen, und so kann man auch sagen, das Christenthum diene schon dem gegenwärtigen Wohl der Menschen, es ist aber keineswegs ein Mittel, Hoheit, Macht und Gewalt über seine Nebenmenschen zu erwerben.

Was die Mittel angeht, die Jesus für die von ihm beabsichtigte Seligkeit der Menschen wählte, so betrachtete er die Menschen als freie Wesen und legte denselben zur Erwägung gewisse auf die Voraussetzung des Daseins Gottes gegründete Lehrsätze vor, welche Evangelium d. h. gute Nachricht genannt werden und in der Absicht empfohlen werden, daß eine wohlbegründete Ueberzeugung von denselben für die Menschen die Quelle ihres sittlichen Handelns und dadurch ihrer Glückseligkeit werden möchten. Eine solche Ueberzeugung haben, heißt: das Evangelium glauben.

Die drei Grundwahrheiten aber, die das Evangelium ausmachen, sind die bereits oben erwähnten Sätze. Der erste besteht darin, daß Christus geboten hat, der Mensch solle seine Gedanken und sein ganzes Verhalten nach der ewigen und unveränderlichen Richtschnur einrichten, welche in der Beschaffenheit der Dinge selbst begründet ist, und daß Christus zugleich angedeutet hat, wie diese Uebereinstimmung der einzige Grund des göttlichen Wohlgefallens und der Weg zum ewigen Leben sei. Weil nämlich Christus auf die Frage, was man thun solle, um das ewige Leben zu erlangen, das Gesetz zu halten geboten hat, so muß dieß nothwendig der einzige Weg zum ewigen Leben sein, weil er sonst einen falschen Weg angewiesen haben würde.

Christus hat ferner geboten, wenn Jemand das Gesetz übertreten hat, Buße zu thun und von seinen bösen Wegen abzuweichen, und dieß wird als der einzige Weg hingestellt, um die göttliche Barmherzigkeit und Vergebung der Sünden zu erlangen. Denn Christus sagt selbst, daß er gekommen sei, die Sünder zur Buße zu rufen und sie zu versichern, daß sie, wenn sie nicht Buße thäten, alle verloren würden. Daher ist die Predigt des Evangeliums mit der Predigt der Buße und Sündenvergebung eins, und weil Christus niemals gelehrt hat, daß er durch sein Leiden bei Gott Genugthuung leiste, so kann diese Lehre kein Theil des Evangeliums sein. Zwischen den Sünden und Vergehen der Menschen und dem Leiden Christi findet gar kein Verhältniß statt. Gott hat Christum aus Gnade gesandt, um die Menschen ihre Gefahr kennen zu lernen und ihnen den Weg zu zeigen, wie sie derselben entgehen könnten; in diesem Berufe ist er den Gottlosen in die Hände gefallen und von ihnen getödtet worden, aus welcher Begebenheit einige Anhänger Christi die tiefsten Geheimnisse gezogen haben, die so ungereimt sind, als nur irgend etwas im Heidenthum sein konnte.

Das Evangelium Christi war also die Lehre, die Jesus predigte, keineswegs aber ein historischer Bericht von Begebenheiten, vom Leben, Tod und der Auferstehung Christi, ebensowenig aber die besondere Meinung eines oder des andern Schriftstellers und Apostels oder die Urtheile, Schlüsse und Folgerungen derselben. Man hat aus Ausdrücken, wie Sohn Gottes u. s. w., welche Jesus von sich gebrauchte, die Gottheit Christi gefolgert; allein bei Schlüssen, die man auf solche Aussprüche baut, muß man, weil sich Jesus den Sitten seiner Zeit und seines Vaterlandes gemäß einer erhabnen und bildlichen Sprache bediente, sehr vorsichtig verfahren, denn sonst könnte man aus den Namen Gottes Sohn und Menschensohn, die er sich beilegt, Widersprüche zusammensetzen.

Die evangelischen Geschichtschreiber erzählen manche Dinge,

die viele Jahre früher vorgefallen waren und von denen sie keine persönliche Kenntniß haben konnten, z. B. daß der heilige Geist die Maria überschattet habe, daß wegen der Geburt Christi ein Stern im Osten erschienen sei. Dieß sind Dinge, welche man nur unbefangen und ohne vorgefaßte Meinung für die Erzähler zu erwägen nöthig hat, um einzusehen, daß sie an und für sich weit mehr wie jüdische Fabeln oder poetische Erdichtungen oder papistische Legenden aussehen, als wie wirkliche Thatsachen. Konnten aber diese Geschichtschreiber Dinge, die ihrem Wesen nach Merkmale der Unglaublichkeit an sich tragen, als wirkliche Thatsachen berichten, so mögen sie auch andere Dinge auf sehr schwache und seichte Gründe hin berichtet haben. Jesus war vielmehr ein Mensch, geboren, erzogen und gestorben, wie jeder andere Mensch. Freilich hat er sich auch für einen Sohn Gottes erklärt, aber dieß scheint nur so viel besagen zu wollen, daß er Einer war, zu dem das Wort Gottes kam. In diesem Sinne war er Gott und Mensch in Einer Person, was derselbe Fall bei Allen war, zu denen das Wort Gottes kam, und als solcher war Christus im Stande, allen Zwecken zu genügen, die er auf Erden erfüllen sollte.

Um das Evangelium wirksam zu machen, seinen Endzweck zu erreichen, hat Jesus Wunder verrichtet, bei denen jedoch nicht zu entscheiden ist, ob die Wunderwerke die göttliche Sendung Christi beweisen und Wirkungen Gottes oder eines andern mächtigen Wesens gewesen sind. Durch sein eignes Vorbild aber, das heißt die genaue Uebereinstimmung seiner Lehre und seines Lebens, hat Jesus gezeigt, daß dasjenige, was er von den Menschen fordere, so wenig unvernünftig, als unmöglich sei. Er hat endlich eine Gemeinschaft der Liebe gegründet, worin Alle durch einerlei Bekenntniß vereinigt, durch den Einfluß des Evangeliums ein und dasselbe Leben führen und in beständiger Tugend sich gemeinschaftlich üben sollen, ohne daß indessen diese christliche Gesellschaft durch die Gewaltherrschaft einiger Glieder über andere erhalten werden sollte; denn diese

Herrschaft hat sich Christus selber vorbehalten, sodaß keinem Christen die Macht zukommt, das Verhalten eines Andern zu bestimmen; vielmehr hat ein Jeder die Freiheit, nach eigner Einsicht sein Leben einzurichten.

Um dieß zu befördern, hat Christus einige allgemeine Vorschriften und Anweisungen ertheilt, die ein Jeder sorgfältig erwägen und beobachten muß, um ein Jünger Christi zu werden. Dahin gehört zunächst die Taufe, wodurch nicht allein die Absonderung eines Menschen von der argen Welt, und die Widmung seiner selbst zu einem heiligen Leben, sondern auch die Ueberzeugungstreue und Beständigkeit des Getauften angedeutet wird; ferner gehört hierher das Abendmahl, als Gedächtnißfeier des Leidens Christi und als Ermunterung, seinem tugendhaften Wandel nachzufolgen, und endlich gehört hierher die tiefe Herablassung Jesu, seinen Jüngern zu dienen. Die Kindertaufe ist indessen nicht zu billigen, weil das Christenthum dadurch etwas Erbliches, etwas von freier Wahl Unabhängiges würde, und dieß hieße, die Stiftungen Christi prostituiren, da auf solche Weise ihr Zweck, geeignete Gesinnungen und Handlungen bei denen, die davon Gebrauch machen, zu erwecken, vereitelt würde. Nur moralisch können die Einrichtungen oder Stiftungen Christi auf die Seelen wirken.

Die von Christus zur Beseligung der Menschen angewandten Mittel sind ihrem Zwecke vollkommen angemessen, denn sie waren erstens geeignet, die Welt zu reformiren und namentlich, da in den Menschen das Gefühl der sittlichen Vollkommenheiten Gottes und der sittlichen Weltregierung Gottes schwach geworden war, denselben ein richtiges und würdiges Gefühl von Gott beizubringen. Anfangs wirkte auch das Evangelium Wunder in der Welt; es verwandelte die Neigungen und Handlungen, die Gemüther und Lebensweise der Menschen, sodaß man bildlich von einer neuen Geburt, einer neuen Schöpfung sprechen konnte. Außerdem aber war die Reformation der Welt und die richtige Leitung der Neigungen

und Handlungen des Menschen der einzige mögliche Weg, auf welchem Christus der Erlöser der Menschheit werden konnte.

Wenn sich dieß nun aber so verhält, warum wurde das Evangelium nicht allgemein angenommen, und warum hat es nicht allenthalben, wo es angenommen wird, gleichen Einfluß und gleiche Wirkung auf die Gemüther gehabt? Und wie geht es zu, daß man unter den Christen eben dieselben Laster, wie unter andern Völkern findet?

Allgemein angenommen wurde das Evangelium darum nicht, weil es anerzogenen Vorurtheilen der Menschen schroff entgegentrat, die bestehenden Interessen weltlicher und geistlicher Herrschaft verletzte und auch selbst bald ausartete. Wo es aber angenommen wird, büßt es seine Wirkung ein durch eine Menge von Lehren und Handlungsweisen, welche mittelbar oder unmittelbar den überzeugenden Einfluß der drei christlichen Grundlehren zu schwächen und aufzuheben die Tendenz haben. Von solcher Art ist z. B. die Lehre, daß die Gerechtigkeit, das Leiden und die Fürbitte Christi den Menschen zugerechnet werde. Wenn Christus die Versöhnung für alle Sünden ist, so muß der Boshafte in einem sichern und glücklichen Zustande leben, und es müssen alle Ungläubige und Unbußfertige sehr gut daran sein. Aber eine solche Lehre ist der Wahrheit und den ewigen Gesetzen der Dinge entgegen.

Ebenso hinderlich für die sittlichen Wirkungen des Christenthums ist die Meinung, als ob die Menschen durch Rechtgläubigkeit Gott wohlgefällig werden könnten, und als ob an das Evangelium glauben, so viel sei, als einigen besondern Sätzen beistimmen, die als Mittel zur Erlangung des göttlichen Wohlgefallens empfohlen werden. Diese Meinung hindert aber, daß die Menschen zur Aenderung ihres Lebenswandels geführt werden. Christus sagt: thue das, so wirst du leben; das athanasianische Glaubensbekenntniß mit seinen Lehren von der Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi und dergleichen, sagt dagegen: wer selig werden will, muß vor Allem den ka-

tholischen Glauben haben. Dieß ist die höchste Spitze des Antichristenthums, denn das heißt, sich gerade in dem allerwesentlichsten Punkte Christus entgegensetzen und den Zweck seines Erscheinens geradezu vereiteln.

Am nachtheiligsten für die Wirkung des Evangeliums war die Vermischung der bürgerlichen und christlichen Gesellschaften, aus denen man eins und dasselbe machte, während sie doch ganz getrennte Zwecke haben. Damit hing zusammen, daß man den Kirchen Güter geschenkt hat, wodurch die Geistlichen so große Macht und Ansehen erhielten. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die christliche Religion durch und durch verfälscht und umgewandelt worden; wir haben die Bücher, auf die wir dieselbe stützen, aus der großen Quelle des Verderbens, von der römischen Kirche erhalten, welche die Schrift in den Zeiten der Unwissenheit hat verfälschen müssen, um sich damit in allen andern Verderbnissen und Mißbräuchen zu rechtfertigen. Ja, das Neue Testament war nicht einmal hinreichend, um die Last des päpstlichen Kirchengebäudes zu tragen; daher haben die Gründer desselben klüglich noch die mündliche Ueberlieferung des römischen Stuhles mit zu Hülfe genommen, der in Wahrheit gar nicht auf Petrus gegründet ist, da dieser keineswegs der erste Bischof in Rom war.

Ueberdieß haben die Apostel selbst den Gedanken ausgebreitet, die Christen sollten ihre Güter gemein haben und die Geistlichen Aufseher und Verwalter derselben sein. Daraus kann man sehen, wie unbegründet das Vorgeben ist, als hätten die Apostel und Diener Jesu keinen weltlichen Vortheil im Auge haben können, da sie zuerst anfingen, das Evangelium zu predigen. Nichts ist augenscheinlicher, als daß sie eine schöne Hoffnung und einen guten Vorwand gehabt, großen Reichthum in ihre Hände zu erhalten, da sie den Schatz der Kirchen verwalten sollten.

Aus allem dem — sagt Chubb in seinem Abschied von seinen Lesern — wird man nicht umhin können, die Noth-

wendigkeit einzusehen, wieder zur ersten, natürlichen Regel der Handlungen zurückzukehren, welche der Grund aller sittlichen Wahrheit und Gewißheit ist, nämlich zur Vernunft, als der ewigen und unveränderlichen Regel des Guten und Bösen. Sie ist eine untrügliche Führerin und der feste Grund unsers Friedens, unserer Sicherheit. Lassen wir uns von ihr nicht abwendig machen!

Eilftes Kapitel.

Thomas Morgan.

Besteht nach Morgan die wahre natürliche Religion in der Verehrung des Einen wahren Gottes, als welcher die natürliche und sittliche Welt durch seine stete Gegenwart und unmittelbare Wirkung regiere, in der Erfüllung aller Pflichten der sittlichen Wahrheit und Gerechtigkeit; so wurde durch diesen Freidenker zugleich die deistische Debatte auf ein neues Gebiet versetzt und damit die Entwicklung des Deismus in ein neues Stadium hinübergeführt. Dieses neue Feld war das Alte Testament, seine Geschichte und seine Religion, in ihrem Verhältniß zum Neuen Testament und zum wahren Evangelium Christi.

Indem Morgan an die durch Whiston und Collins angeregte Debatte über die Weissagungen des Alten Testaments und ihr Verhältniß zum Neuen Testament anknüpfte, geht er doch weiter wie Collins, unterwirft den Standpunkt des Alten Testaments einer Kritik, deren Resultat nicht die wesentliche Uebereinstimmung desselben mit dem Neuen, die Einheit von Gesetz und Evangelium im Geiste, sondern der schroffe Gegensatz beider ist, so daß daraus die Consequenz gezogen wird, das Christenthum müsse von allen jüdischen Elementen, die ihm aus seinem Mutterschooße noch anhängen, durch den christlichen Deismus gereinigt werden.

Thomas Morgan war Anfangs Theologe und Pre-

diger einer Dissentergemeinde zu Malborough. Als er sich jedoch später zum Arianismus bekannte, und den Glauben der Arianer in einer im Jahre 1726 unter dem Titel «a collection of tracts relating to the right of private judgement, the sufficiency of scripture and the terms of church-communiod upon christian principles, occasion'd by the late trinitarian controversy» erschienenen Schrift vertheidigte, verlor er seine Predigerstelle und widmete sich der Medizin. Nachdem er zwanzig Jahre lang sich in der afrikanischen Berberey aufgehalten hatte, hielt er sich eine Zeitlang unter den Quäkern in Bristol auf, ohne jedoch als Arzt sonderliches Glück zu machen. Die Noth trieb ihn nach London, wo er als deistischer Schriftsteller lebte und im Jahre 1737 sein Hauptwerk herausgab unter dem Titel: „der Moralphilosoph, in einem Gespräch zwischen Philalethes, einem christlichen Deisten, und Theophanes, einem christlichen Juden, worin die Grundsätze der Religion überhaupt und der christlichen insbesondere, insofern sie von der natürlichen unterschieden ist, in Bezug auf die sittlichen Wahrheiten, sowie die positiven Gesetze, Gebräuche und Ceremonien nebst andern wichtigen religiösen Gegenständen genau und unparteiisch untersucht werden." Morgan starb in London zu Anfang des Jahres 1743, nachdem er noch einige andere deistische Schriften veröffentlicht hatte.

In der Vorrede zu seinem „Moralphilosophen" gibt der Verfasser an, einige Edelleute hätten sich in einer angenehmen Gegend auf dem Lande öfters versammelt, um über Religion und Christenthum sich zu unterhalten, und aus diesen Unterredungen sei diese Schrift entstanden. Als einen der allgemeinen Grundsätze, nach welchen in diesen Unterhaltungen die Wahrheit untersucht worden sei, gibt Morgan diesen an: Die sittliche Wahrheit, als der übereinstimmende Grund der Handlungen, ist in den natürlichen und nothwendigen Gründen der Personen und Dinge begründet, ohne irgend einen positiven Willen oder ein positives Gesetz, kann also auch durch solchen positiven

Willen oder positives Gesetz oder eine positive Autorität nicht geändert werden.

Die christliche Religion — so lehrt Morgan — sofern sie von der natürlichen verschieden ist, ist die geoffenbarte Wahrheit oder die Lehren des Alten und Neuen Testamentes, welche wegen der Zweideutigkeit des Buchstabens der Schrift bei verschiedenen Menschen sehr verschieden aufgefaßt werden. Bei der Auslegung derselben beruft man sich oft auf das Gesetz der Juden. Wenn der Apostel Paulus von Gesetz spricht, so sind drei verschiedene Bedeutungen des Wortes wohl zu unterscheiden: erstens das ins Herz geschriebene Gesetz der Natur, welches als Wille Gottes im Leben befolgt, die Religion der Natur constituirt, und welches, nachdem Juden und Heiden davon abgefallen sind, das Gesetz des Glaubens ist, zu welchem sie durch die Gnade Gottes vermittelst des Evangeliums Christi wieder hingeführt werden sollen.

Zweitens das mosaische Sittengesetz, welches Paulus heilig, gerecht und gut und eine Vorbereitung auf das Evangelium nennt; aber er nennt es auch schwach und unvollkommen. Drittens das Ceremonial- und Ritualgesetz der Juden meint Paulus, wenn er das Gesetz als fleischlich und weltlich und als unerträgliches Joch verwirft und verdammt. Und dieses Gesetz sucht Paulus auf die Seite zu schaffen, sofern es bloß Vorbild des Künftigen sei, welches jetzt durch das Hohenpriesterthum Christi aufgehoben sei. Daß Paulus nur gegen den Mißbrauch und das Mißverstehen des Gesetzes polemisire, ist falsch; er predigte ein Gesetz gegen Moses und die Propheten, eine neue Lehre, und es gibt nicht einen einzigen Zweck oder Nutzen des Ritualgesetzes, gegen den er nicht opponirt. Wenn aber Paulus das Ceremonialgesetz in seinem buchstäblichen Sinne verwirft und für abgeschafft erklärt, während Moses dasselbe als bleibende Ordnung gegeben hatte, so ist dieß eine offene Erklärung, daß das Gesetz keine göttliche Institution sein konnte. Wäre das Ceremonialgesetz eine solche,

d. h. eine unmittelbare Offenbarung von Gott, so hätte es die Gewissen binden müssen und hätte nur direct und förmlich durch eine Offenbarung zurückgenommen werden können.

An eine vorbildliche Bedeutung des jüdischen Gesetzes haben Moses und die Propheten niemals geglaubt, noch daran gedacht, weil sie weder von einem ewigen Leben, noch von ewigen Strafen und Belohnungen etwas wußten. Erst die spätern jüdischen Gesetzesgelehrten, die Kabbalisten, haben die figürliche Bedeutung des Gesetzes ausgesonnen und dadurch diese Lehren beweisen zu können gemeint. Eine göttliche Offenbarung ist überhaupt nur eine Erfindung der römischen Kirche, eine abgeschmackte Einbildung, eine Schwärmerei und Betrügerei, indem von der Wirklichkeit der Offenbarung kein vernünftiger Beweis geführt und dieselbe auch nicht durch das Verhalten der Propheten und Apostel bestätigt werden kann. Allerdings kann zwar Gott, wenn er es für gut hält, seinen Willen durch eine unmittelbare Eingebung oder übernatürliche Erleuchtung mittheilen, und was er auf diese Weise mittheilt, kann bis zur Gewißheit eines mathematischen Beweises gebracht werden; aber es kann nicht bewiesen werden, daß Gott jemals seinen Willen den Menschen auf diese Weise mitgetheilt habe. Offenbarung ist überhaupt jede Entdeckung der Wahrheit, der Mensch möge auf eine Weise, wie er nur immer wolle, selbst durch die Kraft und den Vorzug seiner natürlichen Fähigkeiten dazu gelangen. Es gibt aber nur ein untrügliches Kennzeichen einer göttlichen Wahrheit, einer Lehre oder eines Gesetzes von Gott, und dieses Kennzeichen ist die sittliche Wahrheit der Sache selbst.

Das wahre Christenthum ist ein vollkommenes System moralischer Wahrheiten und Rechte, welche zuerst durch Christus gepredigt sind, damit die Menschen dadurch zur unveränderlichen Tugend, Weisheit und Vernunft gelangen. Wunderwerke beweisen die Wahrheit des Christenthums nicht, weil viele Betrüger und die Teufel selbst dergleichen thun können,

so daß die Menschen leicht hintergangen werden können. Sie können das für Wunder halten, was keine Wunder sind, oder sie könnten sich durch allerlei Künste und durch die Stärke ihrer eignen Einbildungskraft betrügen, daß sie Dinge für geschehen hielten, die niemals geschehen sind; denn die Menschen sind dem Betruge weit mehr ausgesetzt, wenn sie über Dinge urtheilen sollen, die für übernatürlich gehalten werden, als über Dinge, die in dem Lauf der Welt vorfallen. Wenn selbst diejenigen, in deren Gegenwart die Wunder geschehen sein sollen, so hintergangen werden können, so würden solcher Gefahr offenbar diejenigen noch mehr ausgesetzt sein, denen sie nur bloß erzählt werden.

Die Taufe ist eine alte jüdische Gewohnheit, deren Gebrauch nur alsdann rechtmäßig ist, wenn ein Heide Christ wird; bei den Kindern der Christen ist sie gar nicht nöthig. Das Abendmahl ist eine andere Gewohnheit, welche unsere Geistliche schon sehr verfälscht haben, so wie auch jetzt der öffentliche Gottesdienst sehr verdorben ist. Das priesterliche oder politische Christenthum besteht jetzt im Glauben an solche Lehren, die Niemand verstehen kann, und im Gebrauche der Mittel, die mit ihrem Endzweck in keinem natürlichen oder vernünftigen Zusammenhang stehen.

Paulus lehret in einer Stelle des Briefes an die Epheser, daß wir durch Christus, d. h. in Folge seines vollkommenen Gehorsams und Todes, durch die überschwängliche Liebe Gottes, welche uns durch Christus im Evangelium geoffenbaret worden ist, von der Herrschaft und Verdammniß der Sünde frei gemacht worden sind.

Die Lehre von der Versöhnung der Sünden durch Blut beruhet auf den Opfern. Man opferte jederzeit das Beste in seiner Art, damit die Priester desto besser dadurch versorgt würden; man erlangte durch dieselben nur Vergebung geringer Verbrechen, die von der Kirche bestraft werden sollten. Wenn nun der Priester das Blut des Opfers sprengte, so versöhnte

er damit die Sünde; dieß war aber in der That nur ein Betrug. Es gab unter den Juden eine doppelte Heiligung und Gelobung gewisser Dinge, eine allgemeine und eine besondere. Was nach der letzten Art gelobt ward, mußte mit Feuer verbrannt werden, und darum ward auch Jephtha's Tochter ein Brandopfer, wie denn überhaupt zu damaliger Zeit die Brandopfer als Gott wohlgefällig galten, weshalb auch Abraham seinen Sohn opfern wollte. Hierher gehört auch der Vorbehalt der Erstgeburt als eines Opfers, welche dadurch Eigenthum der Priester wurde.

Was nun die christliche Erlösung oder Befreiung von der Sünde durch den Tod Christi angeht, so geschieht dieselbe durch das helle Licht, die kräftigen Beweggründe und den starken Beistand, den wir durch den Segen des Evangeliums erhalten, wie denn die Lehre Christi nur eine Auslegung des Naturgesetzes ist. Weil nun Gott einen Jeden richten wird, je nachdem er gehandelt hat in seinem Leben, es sei gut oder bös, und also Alle, die da Böses gethan haben, verdammen wird, sie mögen soviel an Christum geglaubt haben, als sie wollen; so kann Gott nicht den Unschuldigen strafen, um für Andere genug zu thun, zumal da dieß dem Sündigen ungemein vielen Vorschub leisten würde. Ueberdieß hat Gott bezeugt, daß er um der Reue und Besserung willen Sünde vergeben will, weßhalb es falsch ist, wenn man sagt, es werde zur Versöhnung der Sünden eine göttliche Genugthuung erfordert; ohne dieß hat ja auch Christus Alles, was er gelitten hat, auf seine eigne Rechnung gelitten, und wenn die Menschen von der Gewalt des Teufels hätten erlöst werden sollen, so hätte nicht Gott, sondern dem Teufel als dem Herrn und Besitzer der Menschen, das Lösegeld bezahlt werden müssen.

Der Ausdruck vom Versöhnungstode Christi gehört zu den sinnbildlichen und allegorischen Bezeichnungen, und bezieht sich auf das allgemeine Vorurtheil der Juden, daß keine Versöhnung ohne Blut geschehen könne; es ist darin eben nur die

Thatsache angedeutet, daß Christus durch seinen Tod die Wahrheit seiner Lehre bestätigt habe. Insbesondere waren die Ursachen dieses Todes erstens, die Größe seines Gehorsams zu beweisen, zweitens die wahre Religion zu vertheidigen und das göttliche Ansehen zu erweitern, drittens uns eines gleichen Beistands von Seiten Gottes in gleichen Fällen zu versichern, und viertens uns zu lehren, daß man sich ganz dem Willen Gottes überlassen müsse in Betreff des künftigen Lebens.

Nach allem diesem kann man einen festen Unterschied zwischen Aberglauben und Religion machen, indem zu ersterem alle priesterliche Vergebung der Sünden, Ablaß und Absolution, so wie die vermeintliche Zurechnung der Gerechtigkeit Christi gehört. Zu den falschen und erdichteten Mitteln der Religion gehören auch die Sakramente, die von den jetzigen Priestern in mechanische Mittel des ewigen Lebens verwandelt worden sind.

Die anfängliche Religion bestand in dem unmittelbaren Dienste Gottes und in der gänzlichen Ergebung in seinen Willen. Diese ursprüngliche reine Religion wurde durch die Verehrung der Engel entstellt und verdorben; die Engel fielen ab, noch ehe der Mensch vorhanden war. Es waren diese erhabnen Geister mit verschiedenen Fähigkeiten und Kräften geschaffen, und Gott hatte ihnen zum Wohl des Ganzen in verschiedenen Stufen des Rangs und der Ordnung ihr Geschäft in der Weltregierung angewiesen, so jedoch, daß er die Oberherrlichkeit ungetheilt behielt, und daß man sich an ihn unmittelbar wenden sollte. Bald aber fingen die Engel niederen Ranges an, sich nicht mehr unmittelbar an Gott, sondern an Lucifer oder Satan zu wenden.

Dieß gab den Erzengeln Veranlassung, sich eine Art von Souveränetät anzumaßen, eine vermittelnde Stellung zwischen Gott und der übrigen Schöpfung. In Folge dessen entstand ein Krieg im Himmel der Geisterwelt, die Engel wurden gestürzt, auf ewig aus dem Reich des Himmels verbannt, und

zum Aufenthalt auf der Erde verurtheilt. Hier begannen sie von Neuem dasselbe Spiel, verleiteten die bisher unschuldig gebliebenen Menschen zum Abfalle, beredeten dieselben zum Glauben an die Göttlichkeit der Engel, als welche auf Erden eine aristokratische Regierung zu gründen im Stande seien, die weit besser sei, als die Monarchie des Himmels, weßhalb sich die Menschen nicht direct an Gott, sondern an die Engel als Vermittler und Fürsprecher bei Gott wenden sollten.

Bald jedoch brachten es diese Dämonen dahin, daß man sie selber für göttliche Wesen und für unabhängig in ihren Bezirken ansah, und in Folge dessen den wahren Gott von der religiösen Verehrung und dem Gehorsam der Menschen gänzlich ausschloß. Zuletzt aber stellten die Menschen zwischen sich und diese neuen Götter noch neuerfundene Mittler und Fürsprecher, indem man Helden und große Männer nach ihrem Tode vergötterte, bis man es endlich zum Bilderdienst brachte. Dieß war der Ursprung der Abgötterei.

Die Verehrung der Götter geschah durch Opfer, welche ursprünglich nichts anders als feierliche Feste waren, zu deren Ordnung und Leitung sich allmählich ein Priesterstand bildete; die Priester wurden bei öffentlichen Festen angenommen, um die Versammlung ordentlich zu bewirthen und einzurichten; nicht lange aber dauerte es, so machten sie sich unabhängig und zu Oberherren. Das erste wohleingerichtete Priesterwesen fand in Aegypten statt, wo Joseph, nachdem er das ganze Land unter das Joch der Knechtschaft gebracht hatte, nur allein die Priester von aller Beherrschung und Abhängigkeit frei erhielt, weil er des Hohenpriesters Schwiegersohn war. Dadurch entstand in Aegypten eine Hierarchie, und das Volk wurde beredet, daß sie nur durch Opfer sich Gott wohlgefällig machen könnten.

In Aegypten war es nun, wo die Israeliten während eines mehr als zweitausendjährigen Aufenthaltes an Zauberei und Aberglauben gewöhnt wurden und sich ganz der Herrschaft

der Priester und des Aberglaubens unterwarfen. Da nun Moses und die Propheten das Volk nicht neu schaffen konnten, so mußten sie sich seiner abergläubischen Weise accomodiren. Deßwegen bedienten sie sich in ihren Reden und Schriften solcher Worte, die zwar an sich einen vernünftigen Sinn haben, aber der buchstäblichen Auslegung nach mit den eingewurzelten Vorurtheilen und dem Aberglauben des Volkes übereinstimmten; die Geschichtschreiber waren Redner und Dichter, welche ihre Erzählungen mit Wunderwerken, Zaubereien, Erscheinungen und Träumen ausschmückten. So ist die ganze israelitische Geschichte im Geschmacke Homers geschrieben, und wollte man sie buchstäblich verstehen, so wäre Moses ein größerer Fabel- und Romanschreiber, als Homer, Aesop und Ovid.

Die Plagen, welche auf wunderbare Weise und beinahe augenblicklich durch das Schwingen eines Zauberstabes hervorgebracht worden sein sollen, sind von jeher bis auf den heutigen Tag das gewöhnliche Unglück Aegyptens gewesen, indem sie aus natürlichen Ursachen entstehen, während der hebräische Geschichtschreiber dieß Alles mit Umständen berichtet, unter denen diese Unglücksfälle sammt und sonders so übernatürlich und wunderbar aussehen, als ob sie ohne irgend eine natürliche Mittelursache durch die Hand Gottes unmittelbar veranlaßt wären. Dieß kann aber denjenigen nicht mehr überraschen, welcher erwägt, daß die hebräischen Geschichtschreiber beständig in diesem Tone reden, indem sie die gewöhnlichsten und natürlichsten Ereignisse übernatürlichen Ursachen und dem unmittelbaren Eingreifen Gottes zuschreiben.

Sie lebten und schrieben in einer Zeit großer Unwissenheit und Finsterniß, wo man in die allgemeinen Gesetze der göttlichen Regierung der natürlichen und sittlichen Welt wenig oder gar keine Einsicht hatte; überdieß richteten sie sich stets in allen ihren Schriften nach der Unwissenheit, dem Aberglauben und den plumpen Vorstellungen des Volkes, welches sich durch Nichts leiten ließ, als durch Wunder, Zeichen, Weissagungen, Offen-

barungen und ähnliche starke Eindrücke übernatürlicher Mächte. Sie wußten Nichts von der ewigen unveränderlichen Güte oder von der innern Angemessenheit der Handlungen, sondern hatten sogar ihre Sittengesetze nur als positive Anordnungen der Autorität überkommen.

Wollten wir nun diese Geschichtschreiber gar zu buchstäblich, nach den Grundsätzen der jetzt herrschenden Theologie und Philosophie auslegen, so müßten wir den Schluß machen, daß es in jenem Kreis kaum etwas der Art, wie natürliche Ursachen oder gewöhnliche Vorsehung gegeben habe, sondern daß Alles, was sich auf dieses Volk bezog, durch Wunder, übernatürliche Kräfte und unmittelbares Eingreifen viele hundert Jahre lang geschehen sei. Da aber doch Gott immer derselbe ist, und seine allgemeinen Gesetze, nach denen er regiert, stets dieselben bleiben, so ist es eine auffallende Erscheinung, daß so viele gelehrte Männer zu dieser Tageszeit immer noch alle diese allgemeinen Gesetze der Natur und Vorsehung umkehren und sich so mühsam abarbeiten, um uns zum altägyptischen und jüdischen Aberglauben und zu der alterthümlichen Unwissenheit zurückzubringen. Doch all das hellere Licht der Wahrheit und der gewisseren Einsicht in die göttlichen Gesetze und die Vorsehung, dessen sich die neuern Zeiten erfreuen, scheint jetzt als Irreligiosität und Unglaube bei denen gelten zu müssen, welche dazu berufen sind, unsere Seelen den Weg des Heils zu leiten.

Die Erzähler sind, wie gesagt, Redner und Dichter gewesen, und diese poetischen Schönheiten und dramatischen Darstellungen können demjenigen keine Schwierigkeiten machen, der in den Geist und Plan der Verfasser einzudringen und den Redner und Dichter vom Geschichtschreiber zu unterscheiden weiß. Im ursprünglichen Alterthum nahm man bei dem ursprünglichen Vertrauen auf Gott alle bemerkenswerthen Beweise göttlicher Vorsehung als ebensoviele Erklärungen und Erinnerungen Gottes; man sprach von jedem bedeutenden Vorfall in einer eigenthümlichen Ausdrucksweise. Hatten sie zufällig

Fremde und Reisende bewirthet, die ihnen eine Einsicht von Gewicht brachten, so sprach man von ihnen wie von Engeln des Herrn oder Boten Gottes.

Das israelitische Volk hatte alle ägyptische Irrthümer eingesogen, alle wahre Erkenntniß Gottes verloren und glaubte Nichts ohne Wunderwerke, Träume und Gesichte; es hielt sich für ein eignes Volk Gottes, verließ sich zu viel auf den durch Bedingungen eingeschränkten Bund mit Abraham und legte die Prophezeihungen für sich zu vortheilhaft aus. Die Propheten waren nicht untrüglich in ihren Lehren, gaben sich auch nicht dafür aus und waren um der Vortheile des Volkes willen genöthigt, sich der rednerischen und dichterischen Schreibart zu bedienen. Es ist durchaus nothwendig, daß in jeder Gesellschaft eine letzte Instanz ist. Mit dem Urim und Thummim, welches Moses als solche oberste Instanz eingesetzt hatte, ging es ebenso zu, wie mit dem Orakel des Jupiter Ammon in der libyschen Wüste; es war nichts anders als ein lebendiger Ausspruch des Hohenpriesters und gab oft sündliche Dinge als Gottes Willen gemäß an. Wie es sich nun zeigte, daß das Ansehen dieses Orakels nicht unfehlbar war, so fiel es bald wieder, zugleich mit dem Ansehen der Priester.

Darum gründete Samuel ein neues Institut, den Prophetenstand, für welchen er eine eigne Bildungsschule gründete. Hier studierten sie Geschichte, Rhetorik, Poetik und Naturwissenschaften, vor Allem aber Moralphilosophie oder die Wissenschaft von Gott, Vorsehung und menschlicher Natur, was bei den Alten vorzugsweise Weisheit genannt wurde. Die Propheten sollten aller Ungöttlichkeit und Ungerechtigkeit die göttlichen Gerichte ankündigen, und in diesem ihrem Beruf gegen Fürsten so rückhaltlos auftreten, als gegen Sklaven. Das war nun gewiß eine äußerst weise und ausgezeichnete Anordnung; nur war das Volk durch die Thätigkeit der Priester schon so tief in Aberglauben und Laster versunken, daß die Propheten mit all' ihrer Kunst und Gewandtheit es nicht mehr heraus-

zureißen vermochten, vielmehr selbst verfolgt wurden. Dem gemeinen Volke erschienen sie als wundervolle übernatürliche, mit Gott und den Engeln in unmittelbarem Umgang stehende Wesen, als Wahrsager, statt als Prediger der Gerechtigkeit.

Das Ansehen derselben fiel endlich auch, theils durch die Sorgfalt und Bemühung der Könige, gegen welche sie eingesetzt waren und auch gebraucht wurden, als sich Samuel an Saul dafür rächte, daß er ihn vom Hohenpriesteramte abgesetzt hatte. Samuel war ein Mann, der durch viel Betrug, falsche Eide, Verstellung, Undankbarkeit u. s. w. die Herrschaft von Israel auf Juda gebracht. David hat, nachdem er durch die Propheten auf den Thron gesetzt worden, die Priester in sein Interesse gezogen. Er war ein großer Genius in Poesie, Musik und Verstellungskunst, treulos in der Freundschaft, unversöhnlich in der Feindschaft; er schonte nie einen Mann in seinem Zorn, noch ein Weib in seiner Lust. Während er seine Siege dem Joab verdankte, war er selbst feig und weibisch; im höchsten Fluge seiner Andacht, wenn er Hymnen für die Tempelmusik schuf, streute er die fürchterlichsten Flüche und Verwünschungen gegen seine Feinde ein.

Die große Gottlosigkeit, die den Königen von Israel von den Propheten vorgeworfen wird, besteht in ihrer Toleranz gegen Götzendienst und in der Gewissensfreiheit, die sie Eingebornen und Fremden gewährten, so daß ein Jeder auf seine Weise Gott verehren durfte, sei es nun durch Vermittlung und Fürsprache der noch lebenden hohen Priester Israels oder der Todten, Heiligen und vergötterten Heroen der heidnischen Völker. Ihr Verbrechen in den Augen der Propheten war, daß sie die Götzendiener nicht mit Feuer und Schwert vertilgten, was der religiöse Eifer der Propheten und deren Sorge für den Herrn der Heerschaaren wünschte. Jesabel hielt jedoch diese Methode für widersprechend dem Gesetze der Natur und dem Völkerrecht. Kurz, das Volk Israel und später dessen Ueberbleibsel, Juden genannt, sind ein höchst verkehrtes, gröblich unwissendes,

abergläubisches und verzweifelt gottloses Geschlecht von Menschen gewesen. Der Gott Israels konnte nicht der Gott des Himmels und der Erde sein, sondern bloß ein lokaler, sichtbarer und hörbarer Schutzgott, bloß der Gott und Beschützer dieser Nation. Ja, wenn der mosaische Jehovah nicht ein Idol gewesen ist, in der Weise von Aegypten, so hat es gar nie ein Idol in der Welt gegeben.

Als nun endlich Jesus kam und dergleichen Enthusiasterei, Aberglauben und Irrthümer der Juden bestritt, tödtete man ihn, und doch war er allein ein Prophet, der das wahre Wohl der Juden suchte, aber freilich kein Wiederhersteller des Reiches Davids oder des Messias in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes; denn die Weissagungen der Propheten beweisen dieses gar nicht, da sie von allen Lehren des Neuen Testaments Nichts wußten.

Das menschliche Geschlecht war zur Zeit der Ankunft Christi in einem Stande der gröbsten Unwissenheit und Dunkelheit hinsichtlich der wahren Erkenntniß Gottes, ihrer selbst und aller moralischen Verhältnisse und Verpflichtungen gegen das höchste Wesen und gegen einander; zugleich waren sie in großer Ungewißheit wegen ihres künftigen Zustandes und wegen der göttlichen Vorsehung in der Regierung der Welt, und dabei doch mit einer stolzen und eiteln Einbildung von ihren eignen natürlichen Fähigkeiten eingenommen gewesen. Die Lehren des Erlösers über diese Gegenstände waren von der Art, wie das Volk vorher niemals etwas hörte, woran es vorher nie dachte und die es niemals ohne einen solchen Unterweiser, ohne solche Mittel, ohne solche Gelegenheit eingesehen haben würde.

Nichtsdestoweniger waren die Lehren Jesu keine andern, als die eigentlichen und ächten Grundwahrheiten der Natur und Vernunft, was jetzt deutlich in die Augen fällt, seit Jesus sie in ihr rechtes Licht gesetzt hat. Wer von der Kraft und Würde der menschlichen Vernunft in den Angelegenheiten der Moral und der Religion richtig urtheilen will, muß sie nach

den Theilen der Welt beurtheilen, welche niemals die Wohlthat einer Offenbarung genossen haben; dadurch wird er vielleicht seinen Dünkel verlieren und in Bezug auf das Licht des Evangeliums Gott dankbarer sein; denn die menschliche Vernunft ist schwach und das Gesetz der Natur in dem gegenwärtigen verderbten Zustande nicht mit so großer Ueberzeugungskraft und Klarheit den Menschen in das Herz geschrieben.

Ist aber dieß der Fall, warum konnte denn nicht ebensogut ein Chinese oder Hindu ein ebenso vortreffliches System der Natur entwerfen, als ein Christ? und warum treffen wir nirgends ein solches an? Laßt uns einen Confucius, Zoroaster, Platon, Socrates oder den größten Sittenlehrer, der jemals ohne das Licht der Offenbarung lebte, nehmen, so werden wir finden, daß ihre Systeme der Sittenlehre mit so viel Aberglauben und groben Ungereimtheiten vermischt waren, daß sie den Hauptzweck ganz und gar verfehlen mußten.

Viele Anhänger Jesu sind nur durch die schwärmerischen Messiaserwartungen ihrer Zeitgenossen bewogen worden, sich an Jesus anzuschließen, und verließen ihn wieder, da sie fanden, daß er keine ehrgeizigen Absichten hatte. Die Judenchristen der apostolischen Zeit nahmen mit dem Christenthum nichts Neues an, als den einzigen Artikel, daß Jesus der Messias sei in dem buchstäblichen Sinne der nationalprophetischen Erwartungen. Die Jünger Christi stellten sich die Dinge nach ihren jüdischen Vorurtheilen vor, man kann darum von ihnen keine richtigen Nachrichten weder von Lehren, noch von Thatsachen erwarten. Das Neue Testament ist von Juden nachgesehen, verbessert und bekannt gemacht worden, und diese haben es nach ihren Vorurtheilen und falschen Meinungen geändert, so daß es nunmehr ein System des Judenthums und ein Gemisch von entgegengesetzten religiösen Elementen geworden ist. Niemals haben überdieß die Apostel vorgegeben, daß sie unter der untrüglichen Führung und Eingebung des heiligen Geistes ständen. Sie waren in den wichtigsten Stücken der Offenbarung sehr von einander unterschieden und haben

verschiedenartige und sogar einander widersprechende Evangelien gepredigt. Alle Apostel, mit alleiniger Ausnahme des Paulus, haben das jüdische Evangelium, nämlich die Erlösung durch Jesus Christus als den jüdischen Messias oder den nationalen König und Erretter der Juden ausgebreitet. Paulus allein war der große Freidenker seiner Zeit, der kühne und tapfere Vertheidiger der Vernunft gegen die Autorität, im Gegensatz gegen diejenigen, welche ein gottloses System des Aberglaubens, der Blindheit und der Sklaverei unter dem schlimmen Vorgeben göttlicher Offenbarung gegen alle gesunde Vernunft und Verstand aufgestellt hatten. Als Gegner des Judenchristenthums ist Paulus der Repräsentant des reinen und wahren Christenthums.

Durch die Verfolgungen der Christen ist es gekommen, daß Juden- und Heidenchristen sich bald zu einer allgemeinen christlichen Kirche zusammenthaten und vereinigt eine dem Geist des Christenthums zuwiderlaufende Hierarchie in derselben errichteten, und sich katholische Kirche nannten. Auf ihre Majorität gründeten sie den Anspruch allgemeiner Herrschaft über die Gewissen; diejenigen, welche gegen diese Ansprüche auf geistige Macht protestirten, waren die ursprünglichen Christen, welche mit Paulus die Gewissensfreiheit und das Recht des Privaturtheils behaupteten.

Die Reformation hatte keinen so glücklichen Erfolg, als man hätte wünschen mögen, weil sie die Schrift als Ganzes ohne Ausnahme, mit Weissagungen, Geschichte und Moral, als unfehlbare Regel aufstellte, und weil die Reformatoren ein seltsames Lehrsystem einführten, indem sie Manches ohne neue Prüfung von der Autorität der Kirche aufnahmen, Anderes selbst erfanden und sich dafür auf die Unfehlbarkeit der Schrift beriefen. Alles Unchristliche im Christenthum der modernen, wie der alten Zeit kommt aus dem Judenthume, ist eine ungehörige Vermischung des Jüdischen und Christlichen, die durch den christlichen Deismus zu negiren und beseitigen ist.

Zwölftes Capitel.

Viscount Bolingbroke.

Was Chubb für die niedere, gewerbtreibende Klasse, das war Heinrich St. John Vicomte Bolingbroke für die höhere, vornehme Gesellschaft; er wurde der Vertreter der deistischen Grundsätze im Gewande der feinen Weltbildung durch das Mittel geistreicher und leichterer Reflexion, in deren Elemente er die Resultate der bisherigen deistischen Errungenschaft. An Morgan schließt sich dieser Freidenker in der Beziehung an, daß er gleich jenem den Standpunkt des Judenthums als einen äußerst beschränkten und untergeordneten faßt.

Henry St. John war im Jahre 1672 zu Battersea in der Grafschaft Surry geboren und stammte aus einer alten vornehmen Familie, aus deren Schooße seit den Zeiten Wilhelms des Eroberers ausgezeichnete Helden, Patrioten und Staatsmänner hervorgingen. Er wurde in der Familie seines Großvaters erzogen und erhielt seinen ersten Unterricht von dem presbyterianischen Hausgeistlichen seiner Großmutter. Er sagt selbst später von diesem Unterricht: Da ich noch ein kleiner Junge war, ward ich genöthigt, die Commentare des Puritaners Thomas Manton durchzulesen, dessen Stolz es war, hundertundneunzehn Predigten über den hundertundneunzehnten Psalm zu machen.

Später besuchte er die Schule zu Eaton und darauf das Collegium der Christkirche zu Oxford, wo sein heller Kopf und

großer Verstand große Bewunderung fanden. Außerdem kamen ihm eine schöne Gestalt und einnehmendes Wesen, das sich durch eine glückliche Mischung von Würde und Milde auszeichnete, sowie sein außerordentliches Gedächtniß in Verbindung mit einer glänzenden Beredsamkeit sehr zu Statten, um eine glänzende Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Zunächst freilich ergab er sich den Genüssen des Weins und der Liebe und that es in allen Ausschweifungen Andern zuvor. Doch bekannte er später von sich: Obgleich mein Genius, nicht so wie der Dämon des Sokrates, so leise sprach, daß ich ihn in dem Getümmel der Leidenschaften, von denen ich hingerissen wurde, nicht hörte, so gab es doch auch ruhigere Stunden, in denen ich auf ihn achtete. Versuche in der Dichtkunst waren es damals, worin seine geistigen Beschäftigungen bestanden.

Erst in seinem achtundzwanzigsten Jahre machte ein besonneneres Streben dem wüsten und wilden Leben des jungen Mannes ein Ende. Im Jahre 1700 verheirathete er sich mit einer Tochter des Ritters Heinrich Winchescomb, welche ein großes Vermögen und großen Geist besaß. Diese Ehe war jedoch, da er seine Ausschweifungen noch fortsetzte und seiner Gattin Veranlassung gab, über die Schamlosigkeit seiner Untreue zu klagen, keineswegs glücklich und sie trennten sich nach einiger Zeit wieder von einander. Fortan trat bei St. John an die Stelle der Genußsucht der Ehrgeiz; durch die Fürsorge seines Vaters wurde er als Repräsentant des Burgfleckens Wotton-Basset in der Grafschaft Wiltshire in das Unterhaus gewählt; er schloß sich der Tory-Partei an, deren Führer und Sprecher damals der nachmalige Graf von Orford, Robert Harley, war. Als dieser im Jahre 1704 zum Staatssekretär erhoben worden war, wurde St. John unter der Königin Anna Kriegssekretär.

Nach Harley's Sturz, im Jahre 1708, nahm er seine Entlassung, und da er bei der Wahl eines neuen Parlaments, wobei die Whigs den Sieg davon trugen, nicht wieder zum

Parlament gewählt wurde, so lebte er zwei Jahre lang eifrig den Studien. Als jedoch im Jahre 1710 das Whigparlament aufgelöst wurde und Harley zum Kanzler und Unterschatzmeister des Schatzkammergerichts ernannt worden war, erhielt St. John die Stelle eines Staatssekretairs. Im Jahre 1712 wurde er von der Königin Anna zum Baron von St. John und von Trepoze und zum Vicomte Bolingbroke ernannt; in demselben Jahre wurde er auch zum Lord-Lieutenant der Grafschaft Essex erhoben. Seitdem entfremdete er sich von seinem bisherigen Freunde, dem Grafen von Oxford, immer mehr, und es kam zwischen beiden zu offenen Feindseligkeiten, die beider Sturze vorangingen.

Nach dem Tode der Königin und der Thronbesteigung des Königs Georg des Ersten ward er seines Amtes entsetzt und die Siegel wurden ihm abgenommen; er war bei dem Könige, der sich den Whigs in die Arme geworfen hatte, in Ungnade gefallen und begab sich darum aufs Land. Im Jahre 1715, da man ihn des Hochverraths beschuldigte, flüchtete er Nachts unter Verkleidung über Dover nach Frankreich, und alsobald wurde im Unterhause eine Anklage der Vergehen, die er sich in der Staatsverwaltung sollte zu Schulden gemacht haben, vorgebracht, welche im Oberhaus bestätigt wurde, so daß er nunmehr des Hochverraths für schuldig erklärt ward. Er sah sich sofort seiner Titel und Würden und des größten Theils seines Vermögens beraubt, und hielt sich in der Dauphine einige Zeit auf, bis er im Jahre 1723 von König Georg begnadigt wurde und nach England zurückkehren durfte, ohne jedoch wieder zu seinem Familienerbtheile und seinen Würden zu gelangen.

Als ihm später sein Familienerbtheil wieder erstattet worden war, kaufte er sich einen Landsitz in Middlesex, wo er sich mit seiner zweiten Frau, die er nach dem Tode der ersten, in der Person der Wittwe eines französischen Marquis, einer Nichte der berühmten Madame Maintenon, geheirathet hatte, nieder-

ließ, um seine Zeit den Studien und dem Landleben zu widmen. Er lebte damals in häufigem Verkehr mit dem Dichter Pope und dem berühmten Swift, an welchen letztern er selbst über sein ländliches Leben schrieb: Ich bin jetzt in meinem Meierhofe und hier schieße ich starke und feste Wurzeln, ich habe mich, um mich eines Gärtnerausdrucks zu bedienen, in der Erde festgesogen, und weder meine Feinde, noch meine Freunde werden es leicht finden, mich zu verpflanzen.

Nochmals warf er sich indessen in das politische Treiben, indem er durch politische Flugschriften und Zeitungsartikel sich an den politischen Debatten des Unterhauses betheiligte. Auch diesmal in seinen Erwartungen getäuscht, entschloß er sich abermals, von Freunden und Feinden sowie von seinem Vaterlande Abschied zu nehmen und begab sich im Jahre 1736 nach Frankreich, um sich bloß literarischen Studien und Arbeiten zu widmen. Im sechszigsten Jahre stand er bereits, als er sich dorthin begab und in der Touraine seinen Aufenthalt nahm. Dort schrieb er seine „Briefe über das Studium und den Nutzen der Geschichte", welche im Jahre 1738 durch seinen Freund Pope, wenn gleich nur in wenigen Exemplaren, herausgegeben wurden. Erst im Jahre 1752 erschienen sie in zweiter, verbesserter Auflage, vollständig.

Der Wunsch, in seinem Vaterlande zu sterben, rief Bolingbroke wieder nach England zurück; er starb in Folge eines Krebsschadens an der Wange, im fast zurückgelegten achtzigsten Lebensjahre, seinem Willen gemäß, von keinem Geistlichen in den letzten Augenblicken seines Lebens beunruhigt. Seine irdischen Ueberreste wurden in der Kirche zu Battersea bei seinen Vorfahren beigesetzt und ein Marmordenkmal zu seinem Andenken errichtet, worauf die Inschrift stand: „Hier liegt Henry St. John, unter der Königin Anna Kriegssekretär, Staatssekretär und Vicomte Bolingbroke, unter den Regierungen des Königs Georgs des Ersten und des Zweiten etwas Mehreres und Besseres. Seine Anhänglichkeit an die Königin

Anna setzte ihn einer langen und harten Gerichtsverfolgung aus, die er mit standhaftem Gemüth ertrug. Er brachte die letzte Zeit seines Lebens in seinem Vaterlande zu, der Feind von keiner Volkspartei, der Freund keiner Fraction. Unter der Wolke der Achtserklärung, die nicht gänzlich aufgehoben ward, zeichnete er sich durch seinen Eifer aus, die Freiheit Großbritaniens zu behaupten und dessen alte Wohlfahrt wieder herzustellen. Er starb den 12. Dezember 1751, 79 Jahre alt."

Der schottische Dichter David Mallet gab aus dem literarischen Nachlaß Bolingbroke's im Jahre 1754 dessen „philosophische Werke" in fünf Bänden heraus. Hatte sich Bolingbroke schon in einigen seiner Briefe über das Studium der Geschichte über die biblische Geschichte, das Christenthum und die Theologie ausgesprochen, so kommen in diesen nachgelassenen „philosophischen Werken" Abhandlungen vor: über die Fortpflanzung des Irrthums und Aberglaubens; über die einseitigen Versuche, die zur Verbesserung der menschlichen Vernunft geschehen sind; über den Ursprung und Fortgang des Monotheismus, dieses ersten und großen Grundsatzes der natürlichen Religion oder der ersten Philosophie; über das Ansehen in Sachen der Religion und ähnliche Gegenstände.

Der Verfasser nennt diese Abhandlungen Versuche, worin er sich ganz in der Weise mündlicher Unterredungen bewege. Wenige Menschen, sagt er, hätten Andere, Lebende und Todte, mit weniger Uebereilung und größerer Lernbegierde zu Rath gezogen, als er, der weit mehr Mißtrauen in sich selbst, als in seine alten und neuen Lehrer gesetzt habe; endlich aber habe er doch gefunden, daß es sicherer sei, sich selbst, als ihnen zu trauen, und vielmehr dem Lichte seines eigenen Verstandes, nicht aber den Irrlichtern der Weltweisheit zu folgen. Er begnüge sich, von den Grundsätzen der Vernunft geleitet zu werden, und sei darum weder in Gefahr, ein Atheist, noch ein abergläubischer Mensch, noch ein Zweifler zu werden. Nur ein bescheidner, keineswegs aber unverschämter Mensch könne

bei einer anzustellenden Untersuchung die göttliche Wahrheit wirklich und ungehindert entdecken, und es sollten jederzeit Redlichkeit und Erkenntniß mit einander verbunden sein, um bei der Entdeckung der Wahrheit vortheilhafte Dienste zu leisten. Und weil ein Mensch das Recht habe, für sich selbst zu denken und zu urtheilen, so habe er auch ein Recht, nach der völligen Freiheit, wie er denkt, zu reden; diese Freiheit stehe ihm als einem vernünftigen Wesen zu.

Die metaphysischen Theologen und Philosophen haben sich selbst und einen großen Theil der Menschen in ein solches unauflösliches Labyrinth von Hypothesen und Schlußfolgerungen verwickelt, daß nur Wenige auf der Straße der Wahrheit ihren Weg rückwärts, Keiner aber vorwärts finden kann. Die natürliche Theologie und Religion ist so verderbt, daß es längst ebenso nöthig geworden ist, die Sache Gottes wider die Theologen, als wider die Atheisten zu vertheidigen und wider Beide seine Vorsehung zu retten. Die eine Art unsinniger Menschen sind die Atheisten, die andere die Deisten; die Ersteren verläugnen Gott, die Andern verlästern ihn, was schlimmer ist als jenes. Sie nehmen ihre Zuflucht zu nichtswürdigen Unterscheidungen und dreisten Versicherungen, als den letzten Schanzpfählen ihrer Hartnäckigkeit.

Unter allen Narren sind die metaphysischen Theologen und Philosophen die unverschämtesten und zugleich die nichtswürdigsten; sie bekennen das Dasein Gottes bloß deswegen, um die Werke und Wege seiner Vorsehung zu tadeln. Sie haben mit den Atheisten ein Bündniß gemacht; sie verrathen die Sache Gottes an sie und wandten mit diesen ihren Verbündeten ihr Aeußerstes an, um Gottes Güte und Gerechtigkeit aufzuheben. Wer ihnen folgt, kann Unverschämtheit und Gottlosigkeit nicht vermeiden und muß gar sehr auf seiner Huth sein, um nicht in Gotteslästerung zu verfallen. Alle diejenigen, die eine natürliche und geoffenbarte Religion predigen, haben die Vorsehung am heftigsten bestritten und weiter Nichts ge-

than, als nur dasjenige wiederholt, was Atheisten gesagt; sie suchen zu beweisen, daß das höchste Wesen der Tyrann der Welt sei, die er regiere.

Wahrheit und Irrthum, Erkenntniß und Unwissenheit, Offenbarungen des Schöpfers und Erfindungen der Geschöpfe, Lehrsätze der Vernunft und Einfälle der Schwärmerei, sind in den Systemen der Theologen so lange unter einander gemischt worden, daß es für gefährlich gehalten werden kann, sie von einander abzusondern. Es ist Zeit, den ächten und reinen Gottesglauben auszuscheiden von den eingeschlichenen falschen Lehren menschlicher Einbildung und den Irrthum auszurotten, der unsere Neugierde reizt, unsern Hochmuth unterstützt, unsere Vorurtheile befestigt und dem Betrug einen Schein gibt; es muß die wahre Beschaffenheit der menschlichen Erkenntniß entdeckt werden, wie weit sie wirklich sei, und wo und wie sie anfange, grillenhaft zu werden, damit nach Vertreibung der glänzenden Träume des Irrthums sich der Mensch an die Einfalt der Wahrheit gewöhne.

Ich will, sagt der Verfasser, die ungeheuren Werke der Altväter, der Concilien, der Scholastiker, der Casuisten und derer, die von den Streitigkeiten der Kirche geschrieben haben, bei Seite legen und die ächte christliche Religion mit derjenigen Einfalt, mit welcher sie von Christo selbst im Evangelium gelehrt worden ist, untersuchen, und mein Führer sollen die Werke und das Wort Gottes sein. Lieber wollte ich gar nicht schreiben, als mich durch irgend etwas abhalten lassen, die Wahrheit der Dinge, wie ich sie einsehe, zu entdecken. Uebrigens verdienen auch offenbar falsche Dinge eine äußerliche Ehrfurcht, wenn sie mit dem System der Regierung in einer Verbindung stehen; an solcher äußerlichen Ehrfurcht wird ein jeder rechtschaffene Unterthan es in solchem Falle nicht fehlen lassen; er wird solche Irrthümer zwar nicht fortpflanzen, er wird aber auch vorsichtig sein, wie er die denselben entgegenstehende Wahrheit ausbreitet.

Zwischen der Tyrannei, welche die Maske des Eifers für die Religion annimmt, und der unverschämten aufrührerischen Gesinnung, die sich unter der Maske der Freiheit verbirgt und allen durch die Erziehung gelegten Grund der Religion umstoßen, allen Einfluß derselben auf das Leben aufheben möchte, gibt es eine Mittelstraße, die jeder vernünftige Mensch und gute Bürger betreten kann. Findet Ihr, lehren die Weltweisen in Persien, keine Ursachen, die Meinungen eurer Väter in Zweifel zu ziehen; so behaltet sie; sie werden für Euch hinreichend sein; findet ihr aber Ursache, an denselben zu zweifeln, so suchet die Wahrheit ruhig, hütet euch aber, daß Ihr andere Menschen irre macht. Denn kommt auch Jedem, als vernünftigem Wesen, die Freiheit zu denken zu; so ist er doch als Glied der bürgerlichen Gesellschaft durch Gesetze eingeschränkt.

Ueber das Gesetz der Natur haben viele gelehrt und scharfsinnige Männer geschrieben; sie haben aber mehr ihre Gelehrsamkeit und ihren Scharfsinn zeigen, als die Sache selbst in ein deutliches Licht setzen wollen; statt dieses zu thun, verwirren sie nur die allerdeutlichste Sache in der Welt. Das Gesetz der Natur ist das Gesetz der Vernunft; ein rechter Gebrauch dieser uns von Gott verliehenen Fähigkeit schließet aus der Natur der Dinge, wie sie Gott selbst geordnet hat, auf das Gesetz, das Gott allen Menschen gegeben und in der Einrichtung ihrer Naturen begründet hat, und das auch von ihnen durch den rechten Gebrauch der ihnen verliehenen Kräfte erkannt werden kann.

Dieses Gesetz der Natur ist die Offenbarung des göttlichen Willens in seinen Werken; und was der Wille Gottes ist, das ist eine leicht zu beantwortende Frage. Wir dürfen nur auf die sittlichen Verpflichtungen sehen, die uns unsere eigene natürliche Einrichtung lehrt. Die Natur oder wesentliche Einrichtung des Menschen hängt nicht von ihm selbst ab, und doch ist er verpflichtet, die Regeln seines Verhaltens da-

raus herzuleiten. Gebrauchen wir unsere Vernunft, um den Willen Gottes aus dem Grunde unserer physischen und moralischen Natur herzuleiten; betrachten wir oft und ernstlich die Gesetze, die daraus ganz deutlich und nothwendig erkannt werden können; so gelangen wir dadurch nicht allein zu einer genauen Erkenntniß dieser Gesetze, sondern auch zu einer allgemeinen und gewissermaßen habituellen Einsicht der Art und Weise, wie Gott seine Macht in diesem System ausgeübt hat; und dieß allein ist es, worauf wir unsere Sorgfalt zu richten haben.

Natürliche Offenbarung schaffet eine von den ersten Grundsätzen bis auf die letzten Schlußfolgerungen genau zusammenhängende, anschauende Erkenntniß; was wir in der Natur wahrnehmen, sind die ersten Grundsätze; und in der Vernunft erleuchtet uns eine wirkliche göttliche Erleuchtung von einer nothwendigen Offenbarung zur andern; und in allen diesen Fällen ist unsere Erkenntniß eine Wissenschaft, kein Glaube; wir erkennen auf diese Art den Willen Gottes weit gewisser, als wir auf irgend eine andere Art vermögend sind. Die Gesetzestafeln der Natur sind in den Werken Gottes aufgehangen, und stehen vor den Augen aller Menschen; sie sind so sichtbar, daß Jedermann, wer nur die deutlichsten Züge lesen kann, sich nicht irren kann. Darum ist der durch das Gesetz der Natur eröffnete und durch seine Werke geoffenbarte Wille Gottes eine Offenbarung, die keinem Zweifel unterworfen ist und allen Menschen den Weg zur Glückseligkeit zeigt.

Der Mensch ist im Stande, in dieser ursprünglichen Offenbarung alle Pflichten, die wir Gott als unsern Schöpfer und den Menschen als unsern Mitgeschöpfen schuldig sind, zu erkennen. Dieses System der Gesetze ist von der unendlichen Weisheit vollkommen so eingerichtet, wie es der Zustand der Menschen, und der Zweck desselben, die menschliche Glückseligkeit erforderte. Diese natürliche Religion ist darum verhältnißweise vollkommen; sie ist unveränderlich, so lange Gott und

Menschen bleiben, was sie sind, und ihre Verhältnisse gegen einander fortdauern. Folget daraus auch nicht nothwendig, so folget doch mit Wahrscheinlichkeit, daß Gott sich selbst und seinen Willen dem Menschen auf keine andere Weise geoffenbaret habe.

Ob das Wort Gottes wirklich Gottes Wort sei, kann bestritten werden und ist von den Deisten bestritten worden; ob aber die Werke Gottes seine Werke seien, kann von Keinem bestritten werden. Da sich also die natürliche Religion auf die menschliche Natur, die das Werk Gottes ist, gründet und die nothwendigen Bedingungen der menschlichen Glückseligkeit enthält, welche durch die ganze wesentliche Einrichtung der Menschen ihnen auferlegt werden; so nimmt jeder Mensch, der das Gesetz der Natur annimmt, dasselbe um seiner selbst willen an, nicht aber um anderer bekannter oder unbekannter Menschen willen, die in ihrem natürlichen Zustande ebensowohl, wie er selbst, irren können. Es wird ihm dasselbe nicht bloß durch mündliche Ueberlieferung oder durch die Geschichte mitgetheilt, sondern es ist eine beständig fortdauernde Offenbarung, die allezeit gegeben ist und gegeben wird und noch jetzt, gleichwie zu den Zeiten Adams, allen Nachkommen desselben widerfährt. Ueberdieß ist der Inhalt der Gesetze der Natur mit derjenigen Gewißheit begleitet, welche der Urheber der Natur ihnen allein hat mittheilen können.

Freilich ist das Gesetz der Natur durch die vielfarbigen Wolken der bürgerlichen Gesetze und Gewohnheiten vor unserm Gesichte verborgen, und man kann nur noch einen kleinen, durch dieselben hervorleuchtenden Schimmer des wahren Lichtes sehen, dadurch wird es aber zu einem zweifelhaften Lichte, und auch denen, welche das schärfste Gesicht haben, kann es nicht besser gehen, als bis diese Hindernisse gehoben sind. Ohnedieß bleiben eben gar Viele ungeschickt, aus den Gesetzen ihrer eignen Natur richtig und gewiß herzuleiten, was diese von ihnen erfordern, und was gut oder böse, recht oder unrecht für sie ist.

Der Urheber unserer Natur hat uns eine natürliche Vernunft eingepflanzt; diese aber würde nicht regsam genug sein, das Verhalten des Menschen zu ordnen, wenn nicht der allweise Schöpfer uns noch ein anderes Prinzip, die Selbstliebe, in's Herz gepflanzt hätte. Diese wird zuerst durch den Trieb und nachmals durch die Vernunft geleitet, und ist das erste Triebwerk der menschlichen Handlungen. Dieser Trieb und diese Vernunft machet uns, jedes in seiner besondern Art, eben dasselbe Gesetz bekannt. Selbstliebe erweckt nothwendig eine Neigung zum gesellschaftlichen Leben; der Trieb leitet uns zu demselben durch die Empfindung des Vergnügens, und die Vernunft bestätigt uns darin durch die Empfindung der Glückseligkeit.

Geselligkeit ist der Grund der menschlichen Glückseligkeit; Geselligkeit aber kann nicht bestehen ohne Zuneigung zu andern Menschen, ohne Gerechtigkeit und andere gesellige Tugenden; diese sind darum der Grund der Gesellschaft. Und so leiten uns die Gesetze, die auf den Trieb sich gründen, auf solche, die durch Vernunft erkannt werden; Selbstliebe liegt hier überall zu Grunde; — sie bildet bei allen verschiedenen Pflichten den Mittelpunkt. Sie ist der Grund der Vereinigung zwischen Mann und Frau, die Ursache der Verbindung zwischen Eltern und Kindern; sie vereinigte mehrere Familien zu einer Gesellschaft und dehnte endlich unsere Zuneigung auf alle Menschen aus, so daß man auch sagen kann, die allgemeine Zuneigung gegen alle vernünftige Wesen sei das große Grundprinzip des Naturgesetzes. Die Geselligkeit entsteht daher, daß wir durch die Selbstliebe angetrieben werden, unser Vergnügen und unsern Nutzen in der Gesellschaft zu suchen. Hat man diese Absichten hinlänglich erreicht, so hört die natürliche Neigung zur Gesellschaft auf, und eine natürliche Abneigung gegen dieselbe nimmt ihren Anfang. Weiter hat die Selbstliebe keinen Einfluß; sind Menschen einmal in Gesellschaft unter einander getreten, so werden solche Gesellschaften wieder getrennt,

und die Selbstliebe, die unter den Menschen Vereinigung anrichtete, richtet nun Uneinigkeit unter ihnen an.

Eine außerordentliche Einwirkung Gottes auf den menschlichen Verstand, was man unter göttlicher Eingebung zu verstehen pflegt, ist nicht unbegreiflicher als die ordentliche Wirkung der Seele auf den Leib und des Leibes auf die Seele; und es ist ungereimt das Dasein einer Sache bloß deßwegen zu leugnen, weil wir die Art und Weise, wie sie geschieht, nicht erklären können. Ebenso thöricht würde es aber sein, wenn man aus der bloßen Möglichkeit einer solchen geheimnißvollen und uns unbegreiflichen Einwirkung Gottes auf den menschlichen Verstand sofort auf die Wirklichkeit einer göttlichen Eingebung schließen wollte.

Die metaphysische und physische Wirkung der Geister, die Eingebung und geheime Erweckung der Ideen kann ich nicht begreifen; solche Wirkungen in der Geisterwelt kann man sich nicht vorstellen, ohne daß man die natürliche Ordnung, wie der Verstand seine Begriffe bildet, und die Freiheit des Willens aufhebt. Obgleich nun aber der Mensch nicht verpflichtet werden kann, wider seine Vernunft etwas zu glauben, so muß doch, wenn eine Offenbarung ein völlig glaubwürdiges menschliches Zeugniß für sich hat, wenn sie in allen ihren Theilen mit sich selbst übereinstimmt und Nichts enthält, was mit unserer Erkenntniß vom allervollkommensten Wesen und der natürlichen Religion streitet, eine solche allerdings mit der tiefsten Ehrfurcht, mit der innigsten Unterwerfung und ungeheucheltem Dank angenommen werden. Ich will indessen zwar nicht schlechterdings läugnen, daß Gott seinen Willen auf eine solche außerordentliche Art geoffenbart habe; wollen wir aber nach den Begriffen urtheilen, die wir uns von einer unendlichen Weisheit bilden, so ist es weit glaublicher, daß Gott eine solche Offenbarung nicht gegeben habe, als daß wir sie von ihm empfangen haben sollten.

Gott hat seinen Willen auf keine andere Weise, als durch

das Gesetz der Natur geoffenbart. Obgleich das höchste Wesen dieses natürliche System geschaffen und folglich alle in demselben sich findenden Verhältnisse angeordnet hat, so ist es doch nicht sowohl der göttliche Wille, sondern allein die Einrichtung dieses Systems, welche dem Menschen diese Gesetze von Anfang an auferlegt hat, es mag dasselbe von welcher Macht es auch sei, geschaffen sein. Die Sittlichkeit der Handlungen besteht nicht darin, daß sie durch den Willen, ja selbst durch den Willen Gottes vorgeschrieben worden sind, sondern darin, daß sie Mittel sind, um eine unserer Natur gemäße Glückseligkeit, es mag sie nun vorgeschrieben haben, wer da will. Und es ist falsch, zu glauben, es könne kein Gesetz der Natur sein, wenigstens für kein solches gehalten werden, das eine strenge Verpflichtung mit sich führe, wenn es keinen Gott gäbe; mag immerhin auch derjenige, welcher an einen Gott glaubt, durch die Verpflichtung desselben stärker bewegt und angetrieben werden, als ein Verläugner des Daseins Gottes.

Die Religion und das Gesetz der Natur lehrt uns, daß das in allen seinen Werken sich offenbarende höchste Wesen einzig und allein von uns angebetet werden müsse; es lehrt uns, daß wir ihm im Geist und in der Wahrheit, das heißt innerlich und aufrichtig zu dienen schuldig sind. Unser Dasein, das uns Gott gegeben, und die Wohlthaten, die uns sehr nachdrücklich mit ihm verbinden, treiben uns an, ihn als das Wesen anzusehen, welchem wir den ersten und höchsten Dank schuldig sind. Aus der festen Ordnung der Dinge, welche bei aller mannichfaltigen Abwechslung doch immer beständig bleibt, belehrt uns die Religion, es sei vernünftig und nothwendig, uns in den Willen Gottes zu ergeben. Und endlich in allem Unglück, Elend und Noth, in die wir oft gerathen können, sind wir verpflichtet, unsere Hoffnung auf ihn allein zu setzen, in welcher Hoffnung wir, wie die Religion der Natur uns belehrt, unsere Zukunft ohne Bedenken mit einer gänzlichen Ergebung in seinen Willen zu dem Allmächtigen nehmen können.

So gewiß die ersten Menschen wußten, daß die Welt da sei, so gewiß wußten sie auch, daß sie einen Urheber habe; aber die Größe dieses Werkes, die Verwunderung, die Unwissenheit und Unerfahrenheit der Menschen hat desto mehr Zweifel erwecken müssen, wer dieser Urheber sei. Die Mannichfaltigkeit der Dinge, welche sie sahen, verleitete die Menschen zu glauben, daß es mehrere Ursachen gebe; Vielgötterei und Götzendienst nahmen deßwegen aller Orten überhand, und man sollte fast glauben, daß, solange der Mensch nach dem äußern Schein der Dinge urtheilt, ehe er seine Vernunft hat ausbilden und seinen Verstand aufklären lassen, er geneigter sei, mehrere Götter, als nur ein einziges höchstes Wesen anzunehmen.

Die Gesetzgeber und Weisen des Alterthums vertheidigten und lehrten die Vielgötterei und Abgötterei, welche jene nach sich zog; sie fanden auch leichtern Eingang bei den Menschen, weil sie den natürlichen Begriffen der menschlichen Seele gemäßer waren, als die Ansicht, daß nur Eine erste denkende Ursache, ein einziger Schöpfer, Erhalter und Regierer aller Dinge da sei. Als die Menschen gesitteter und weise Regierungsformen angeordnet wurden, konnte den Menschen diese große Grundlehre freilich nicht unbekannt bleiben; nichts desto weniger aber glaubte der gemeine Mann unter den Griechen und Römern, wie auch unter allen gebildeten Völkern des Orients, an viele Gottheiten, welchen man alles Gute, aber auch alle Mängel zuschrieb, die man in der menschlichen Natur bemerkte. Indessen hob die Vielgötterei bei denen, die ihr anhingen, die Ueberzeugung, daß es ein höchstes Wesen gebe, nicht auf; nur kannten sie den wahren Gott nicht und erwiesen eingebildeten Göttern den ihm allein schuldigen Dienst, und die Gesetzgeber hielten es für gefährlich, den Aberglauben des Volkes zu verbessern; sie sahen es für nützlich an, es darin zu bestärken.

Nur in den Mysterien wurde das System der Vielgötterei

umgestürzt und nichts weiter davon beibehalten, als was mit der Lehre, daß es nur Ein höchstes selbständiges Wesen gebe, bestehen konnte. Die Weltweisen der Heiden wußten ebensogut, wie wir selbst, daß es ein denkendes Wesen gebe, welches der Urheber aller Dinge sei, und daß die unendliche Weisheit und Macht dieses Wesens die Welt erschaffen habe, sie erhalte und durch ihre Vorsehung regiere. Aber sie verehrten dasselbe nicht, ob sie gleich den Lehren der Vielgötterei nicht beipflichteten. Sie wurden durch den allgemeinen Beifall, den die Vielgötterei fand, überwältigt und mußten sich fügen, denn damals wurde derjenige, welcher einen einzigen Gott glaubte, für einen Gottesleugner gehalten. Die besten und weisesten Heiden billigten die politischen Anordnungen eines äußerlichen Gottesdienstes, weil dadurch eine lebhafte Erinnerung an die Pflichten der Menschen verbunden war und solche äußerliche Gebräuche und Anordnungen passende Mittel abgaben, die Beobachtung der sittlichen Obliegenheiten zu befördern.

Es gibt keine Tugend, welche von den heidnischen Weltweisen nicht entweder beiläufig oder umständlich gelehrt, erläutert und bewiesen worden wäre. Sie behaupteten einstimmig, daß die Verpflichtung zur Ausübung der Tugend nothwendig und unauflöslich sei und daß die Glückseligkeit aller Menschen davon abhänge. Auch stimmten sie vollkommen mit einander darin überein, was Tugend und Laster sei, und es gibt keine einzige Pflicht im ganzen Evangelium, die nicht auch von den heidnischen Weltweisen gelehrt worden wäre. Indessen wenige einzelne Personen zwar die einem Jeden obliegenden sittlichen Pflichten auffinden, erläutern und anempfehlen, ohne daß die Menschen dadurch im geringsten tugendhafter würden. Darum sind bürgerliche Regierungsformen angeordnet, Gesetze gemacht, Sitten eingeführt, und die Menschen durch die verschiedenen Strafen, welche die menschliche Gerechtigkeit vollzieht, von den Lastern abgeschreckt worden.

Und so oft auch einzelne Personen das Gesetz der Natur

übertreten haben mögen, so hat man doch niemals solche Handlungen, die man wirklich für Uebertretungen hielt, zu einem Gesetz gemacht und zur herrschenden Sitte erhoben; die Tafeln des Naturgesetzes, die in den Werken Gottes aufgehängt sind, stehen allen Menschen vor Augen, und darum sind noch niemals in einem Staate solche Gesetze gegeben worden, welche ihnen geradezu und offenbar widersprechen, womit freilich nicht in Abrede soll gestellt werden, daß in die bürgerlichen Gesetze und Gewohnheiten sich mannichfaltige Irrthümer und Abweichungen vom Gesetz der Natur eingeschlichen haben.

Die eifrigsten Vertheidiger des Daseins eines höchsten Wesens und die muthigsten Verfechter seiner Vorsehung und selbst diejenigen, die am meisten überzeugt waren, daß die Religion zur Erhaltung der bürgerlichen Ordnung durchaus nothwendig sei, verwarfen entweder die Lehre von einem künftigen Leben oder gaben dieselbe nur halb zu, d. h. sie glaubten keine künftigen Bestrafungen. Die heidnischen Weltweisen sahen diese ganze Lehre als ein bloßes Problem an, und der gemeine Mann achtete gar nicht darauf. Es muß sich diese Lehre auf eine Offenbarung stützen, sonst hat sie gar keinen Halt, und die Belohnungen und Strafen eines künftigen Lebens sind die großen Ursachen, warum viele Menschen eine geoffenbarte Religion suchen und annehmen.

Die berühmten Gesetzgeber und Weltweisen des Alterthums, welche Religionen einführten und Staaten gründeten, schärften ihre Lehren und Gesetze dadurch ein, daß sie sich auf eine göttliche Offenbarung beriefen und die Lehren der bloßen Vernunft und der Weltweisheit auf ein höheres Prinzip gründeten. Das war nothwendig um der Autorität willen. Wer sich aber in Wahrheit einbildet, der Mensch könne keine vollständige Erkenntniß der natürlichen Religion und Theologie ohne Offenbarung erlangen, der beraubt uns der Würde unsers menschlichen Wesens selbst und läugnet, daß Jemand unter uns auf derjenigen Stufe der Vernunft stehe, die uns wesentlich von

andern Geschöpfen unterscheidet und hinreicht, um uns zu belehren, daß es nur ein einziges höchstes Wesen gebe, das der Urheber aller Dinge ist.

Wären die vermeinten Offenbarungen wirklich wahr und nicht bloß erdichtet gewesen; hätte eben diejenige Weisheit, welche das Dasein und den Willen Gottes in seinen Werken offenbart, den Menschen eine besondere Einrichtung des Gottesdienstes vorgeschrieben und ihnen geoffenbart, wie die allgemeinen Gesetze Gottes auf besondere Fälle angewendet werden sollten; so würde in der ganzen Welt nur eine einzige Religion und Regierungsart geherrscht haben, diese würde der Vernunft und Natur gemäß gewesen sein, und der Zustand der Menschen würde seine Vollkommenheit erreicht haben. Hätte Gott eine übernatürliche Religion eingeführt, so hätte die göttliche Allmacht nothwendig alle Menschen zur Annahme derselben anhalten müssen; sie hätte selbst die Ueberzeugung erzwingen und sogar die Möglichkeit des Zweifels aus dem Wege räumen müssen.

Wäre z. B. der ursprüngliche Glaube und Gottesdienst der Natur durch eine solche Religion von Offenbarungen und Wundern, wie sie dem jüdischen Volke zu Theil geworden sein sollen, wiederhergestellt und erhalten worden, so würde es unnöthig gewesen sein, bei irgend einem andern Volke darauf noch weiter bedacht zu sein. Denn sie würde vollkommen hinreichend gewesen sein, die unverfälschte Reinigkeit dieses Glaubens und Gottesdienstes in der ganzen Welt, nicht nur bis auf die Berufung Abrahams oder bis auf die Ankunft des Messias, sondern bis auf diese Stunde und bis an das Ende der Welt zu erhalten. Wären die im Alten Testament erzählten Wunder wirklich alle geschehen, so würde es das allergrößte Wunder gewesen sein, wenn diese Wunder unwirksam geblieben wären; keine vernünftige, menschliche Creatur würde solchen Wundern und Ueberlieferungen, wie sie dort erzählt werden, widerstehen können; der verwegenste Mensch hätte dadurch in Schrecken gesetzt, der ungläubigste überzeugt werden müssen.

In der mosaischen Geschichte werden nicht etwa hin und wieder oder nur gelegentlich ganz unglaubliche Nachrichten gemeldet, sondern die ganze Geschichte beruht auf dergleichen Dingen und enthält fast Nichts anders. Wenn ich diese Geschichte lese, kommt es mir fast vor, als ob ich in ein Land der Hexen versetzt wäre, worin alles durch Zauberei und Beschwörung geschieht, wo das Wesen der Dinge ganz anders, wie bei uns eingerichtet ist, und wo Alles, was mir vorkommt, meiner Erfahrung und meinen klarsten und deutlichsten Begriffen widerspricht. Fast jede Begebenheit ist entweder um ihrer Ursachen oder ihrer Folgen willen unglaublich, und ich muß sie entweder annehmen oder ganz verwerfen.

Obgleich die Juden als abtrünnige Kinder vorgestellt werden, so werden sie doch allezeit als besondere Lieblinge Gottes angesehen; ungeachtet aller ihrer Empörungen hält sie Gott als sein auserwähltes Volk, durch welches er die Erkenntniß seines Namens und den ihm zu leistenden Dienst bewahren will, seiner vorigen Liebe werth und erneuert ihnen stets seine Verheißungen der künftigen Herrlichkeit und des Sieges; er wiederholt Alles, was er versprochen hatte, ihnen einen Messias zu geben und ein Königreich aufzurichten, welches die übrigen alle überwinden, selber aber ewig dauern werde. Fand es Gott für gut, die wahre Erkenntniß und Verehrung seines Namens einem auserwählten Volke anzuvertrauen, damit es das Anvertraute bis auf die Ankunft des Messias bewahre, so war, man mag die Sache betrachten, wie man will, kein Volk ungeschickter dazu, wie die Israeliten, welche die ihnen anvertrauten Vorrechte beständig verletzten. Die ihnen gegebenen Offenbarungen wurden in einem kleinen Winkel der Welt unter einem Volke, welches von allem Umgang mit den übrigen Völkern abgesondert leben mußte, eingeschlossen gehalten. Ein so wenig bekanntes und bei Allen, die es kannten, so sehr verachtetes Volk war sehr ungeschickt und untüchtig, um die Lehre von der Einheit Gottes in der Welt fortzupflanzen.

Zu welchem Ende wurde ihm also dieses Gut anvertraut? Vor der Ankunft Christi nützte es andern Völkern Nichts, gereichte ihnen auch zu keiner Vorbereitung, das Evangelium anzunehmen, und nach seiner Ankunft war es hierzu selbst den Juden wenig nütze.

Uebrigens würde auch die Erkenntniß des Einen wahren Gottes in der Welt erhalten worden sein, wenn auch niemals ein solches Volk, wie die Juden, gelebt hätte. Nichts kann ungereimter sein, als die Vermuthung, daß dieses Volk, das um vieler Ursachen am wenigsten hätte auserfehen werden können, zur Bewahrung jener Erkenntniß erwählt wurde. Die heidnischen Weltweisen bewahrten diese Erkenntniß auch ohne die Juden, und die in den uns unbekannten Ländern wohnenden Völker, ja selbst solche, welche wieder in Unwissenheit fielen, konnten diese Lehre schon erkannt und angenommen haben; ja vermuthlich erkannten sie dieselbe wirklich, ob wir gleich jetzt nicht die geringste Nachricht davon haben.

Obgleich sich nun in der heiligen Schrift allerdings viele Stellen finden, worin mit erhabnen Worten von der Majestät des höchsten Wesens geredet wird; obgleich ihre Psalmisten und Propheten die erhabensten Gedanken von Gott, von seinen Werken und seiner Vorsehung in den lebhaftesten Worten auszudrücken sich bemühten, so ist dieß doch nicht durchweg im Alten Testament der Fall. Moses stellt das höchste Wesen als einen Schutzgott Abrahams, Isaaks, Jakobs dar und eignet ihm unter diesem Charakter Handlungen zu, welche ein verständiger Heide, der sich nicht durch verwegene, eigenmächtig ersonnene Begriffe und thörichte Schwärmerei fortreißen ließ, für allzugering würde gehalten haben, solche einem seiner geringeren Götter oder Dämonen zuzuschreiben.

Der mosaische Aberglaube enthielt etwas ganz Absonderliches, dessen man kein heidnisches Volk beschuldigen könnte, ja was den ungereimtesten Aberglauben dieser Völker noch übertraf. Dieß bestand darin, daß das höchste Wesen einen

Namen hatte, der zwar sehr prächtig war und sich für dasselbe wohl schickte, aber doch ein solcher Name blieb, wodurch es sich selbst für einen Schutzgott einer einzigen Familie und nochmals eines einzelnen Volkes, mit Ausschließung aller übrigen Völker, erklärte. Nach der jüdischen Geschichte und dem ganzen Lehrbegriffe der Religion dieses Volkes ist Gott als ein an einem gewissen Ort eingeschränkter Schutzgott anzusehen, der in einem Kasten umhergetragen wurde und in einem Tempel wohnte. Man muß ihn für einen Bundesgenossen halten, der mit den Vätern dieses Volkes einen Bund gemacht hatte; für einen König, welcher sie wirklich beherrschte und regierte. Für eine emsige Obrigkeit, welche selbst die kleinsten und geringsten Stücke ihrer kirchlichen und bürgerlichen Verfassung anordnete.

Hierdurch wurden die Juden gewöhnt, mit dem höchsten Wesen allzuvertraulich umzugehen und sich einzubilden, daß dasselbe solches auch wiederum mit ihnen thue. Sie glaubten von demselben, es nehme ihre Opfer an und erhöre wenigstens öfters ihr Gebet. Die Schrift sagt, Gott gehe mit den Menschen und besonders mit seinen Auserwählten und den dazu vorbereiteten gereinigten Seelen oft unmittelbar und ganz vertraut um. Die ganze heilige Schrift redet fast von Nichts anders, als von den häufigen Unterredungen des höchsten Wesens mit seinen Geschöpfen, von den Bündnissen und Kaufverträgen, die Gott mit den Menschen und der Mensch mit Gott schließe. Gott nehme die Sprache der Menschen an, er urtheile, denke, er beklage sich, wie Menschen zu thun pflegen, er lasse sich durch menschliche Leidenschaften beherrschen und berufe sich auf menschliche Erkenntniß.

Die heiligen Schriften der Juden melden, daß Gott in einem Körper erschienen sei und Handlungen vorgenommen habe, die nur durch den Körper geschehen können, daß er Augen, Ohren, Mund und Füße habe; damit bringen sie die Leser auf die Gedanken, sich Gott als einen alten Mann vor-

zustellen, der aus den Wolken heraussieht. Die von körperlichen Substanzen, von Handlungen der Körper und den Werkzeugen derselben hergenommene Bilder können uns keine nur einigermaßen anständige Begriffe von Gott und der unbegreiflichen Kraft geben, durch welche er alle seine Handlungen vornimmt; sie können unsere Begriffe vom höchsten Wesen nicht erhöhen, sie müssen dieselben vielmehr verschlimmern und das Gemüth unvermerkt gewöhnen, sich Gott unter dem Bilde eines Menschen vorzustellen.

Die heiligen Schriften der Juden eignen Gott solche Dinge zu, welche bei Menschen ganz unangemessen sein würden; es werden in der jüdischen Offenbarung Beispiele von parteiischer Liebe und von Haß, von wüthendem Zorn, von unerbittlicher Rache angeführt, die sonst kein Volk, ich sage nicht Gott, sondern nicht einmal dem ärgsten Ungeheuer zugeschrieben haben würde, das etwa von Gott gesandt wäre, um die Bosheit der Menschen zu bestrafen. Ebenso redet die Schrift von parteiischer Liebe und Barmherzigkeit Gottes, die er ganz willkürlich gegen die Menschen beweist. Wenn sich aber der Sünder bekehrt, so gereuet ihn wieder seine Strenge. Was ist dieß für eine Beschreibung des allervollkommensten Wesens!

In Bezug auf den Befehl, den Gott den Juden gab, die Kannaniter auszurotten, muß man sagen: wer solche Grausamkeiten, unter welchem Vorwande es auch sei, rechtfertige, muß ein böses Herz und verrückte Sinne haben; und wer dergleichen dem höchsten Wesen zuschreibt, ist ärger als ein Atheist, wenn er auch für einen Heiligen gehalten sein will. Gott kann bei besondern Gelegenheiten nicht gebieten, was er überhaupt verboten hat; wer es uns als ein Grundgesetz unserer Natur anbefahl, gegen alle vernünftige Geschöpfe wahre Liebe zu beweisen, kann niemals befehlen, Andere zu berauben und zu ermorden, sich der Rechte seiner Mitgeschöpfe zu bemächtigen und ganze Völker auszurotten.

Freilich sprachen die ersten Grundsätze und der ganze In-

halt der jüdischen Gesetze dieses Volk von allen Verpflichtungen gegen die übrigen Völker los. Die Israeliten sollten sich für ein besonderes, vor allen übrigen Völkern auserwähltes Volk halten, welches nicht verpflichtet wäre, andern Menschen dasjenige zu leisten, was diese ihm schuldig wären und überhaupt jeder Mensch gegen den andern sonst zu beobachten hat. Daher kam es, daß sie selbst nach Vorschrift ihrer Gesetze sich Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten gegen andere Völker zu schulden kommen ließen. Ihre Gesetze berechtigten sie dazu, und ihre Priester und Propheten munterten sie dazu auf.

Was nun die christliche Offenbarung angeht, so ist noch nie eine Religion in die Welt gekommen, durch welche der Friede und die Wohlfahrt der Menschen sogut, als durch das Christenthum befördert worden ist. Kein Religionssystem kann ungekünstelter und deutlicher sein, als das der natürlichen Religion, wie es uns im Evangelium vorgetragen wird. Außer der natürlichen Religion begreift aber die christliche Lehre noch zweierlei in sich, nämlich Lebenspflichten, welche sie jener hinzufügt, und Glaubensartikel, welche die Vernunft nicht erkennen, noch begreifen kann. Die Lebenspflichten, deren Ausübung erfordert wird, und die Glaubenswahrheiten, die man mit Beifall annehmen soll, werden in dem eigentlich sogenannten ursprünglichen Evangelium, welches Christus selbst lehrte, und welches von den Evangelisten aufgezeichnet wurde, kurz und deutlich genug vorgetragen. Durch die Theologie aber ist sowohl das Eine, als das Andere verfälscht worden.

Man kann sich keine Stiftungen denken, welche ungekünstelter und einfacher waren, als die beiden christlichen Sakramente, die Taufe und das Abendmahl, wenn sie nach ihrer ersten Einsetzung betrachtet werden; sie waren nicht allein unschuldige, sondern auch nützliche Ceremonien, dazu ganz passend, in den Gemüthern der Menschen einen lebhaften Eindruck von der christlichen und dadurch von der natürlichen Religion hervorzubringen und die Ausübung der sittlichen Pflichten der

Menschen zu befördern. Keineswegs macht dieß allein die Menschen zu Christen, wenn sie Jesus für den Messias halten; sondern es enthält die Offenbarung ohne Zweifel viele andere, mit dieser Lehre in der genauesten Verbindung stehende Wahrheiten, die wir mit allem Beifall annehmen müssen, wofern nicht unser Christenthum mangelhaft bleiben soll. Die von Christus verkündigte Lehre, wie sie in den Evangelien aufgezeichnet ist, enthält ein ganz vollkommenes System der natürlichen und geoffenbarten Religion; sie enthält alle Pflichten, die jene uns vorschreibt, und schärft solche nachdrücklich ein, indem sie uns versichert, daß ihr Urheber vom Himmel herab gesandt sei und Alles, was er gelehrt habe, durch seine Wunder bestätigt habe. Und in Bezug auf die Glaubenslehre ermuntert sie die Menschen zur Annahme des Glaubensgesetzes durch die verheißenen Belohnungen und gedrohten Strafen, die Jesus bei seiner Erscheinung zum Gericht über die Welt austheilen werde.

Indem die im Evangelium vorgetragene christliche Lehre in Wahrheit das System der natürlichen Religion selbst ist, würde sie dieß auch zum Besten der Menschen geblieben sein, wenn sie mit der Einfachheit, mit der sie Jesus anfänglich verkündigte, beständig wäre fortgepflanzt worden. Und gesetzt auch, es wäre die christliche Religion eine menschliche Erfindung gewesen, so wäre es doch die liebenswürdigste und nützlichste Erfindung gewesen, wodurch die Menschen jemals zu ihrem eignen Besten hintergangen worden wären. Die christliche Lehre war, sowie sie aus den Händen Gottes kam, daß ich mich dieses Ausdruck bediene, eine ungekünstelte und verständige Regel des Glaubens, der Gottesverehrung und der Sitten, und eine solche Regel verstehe ich unter dem Namen einer Religion.

Sobald aber die Menschen anfingen, ihre eignen Erfindungen mit einzumischen, zerrütteten sie durch diesen menschlichen Zusatz das ganze göttliche System, sodaß dieses nunmehr eine

eitle, verwirrte und zänkische Wissenschaft wurde. Der Kaiser Konstantin führte die christliche Religion in seinen Reichen ein, um die Herzen seiner Unterthanen für sich und seine Nachfolger desto stärker zu gewinnen und die verschiedenen Völker durch das Band einer ihnen allen gemeinschaftlichen Religion untereinander zu verbinden, die Unbändigkeit der Armeen zu bezähmen, die in den Provinzen herrschende Ruchlosigkeit zu verbessern und durch die Mäßigung und Unterthänigkeit gegen die Regierung, wozu er sie gewöhnte, die Grundsätze der Habsucht, des Hochmuthes, der Ungerechtigkeit und der Gewaltthätigkeit auszurotten, wodurch bisher so viele Parteien entstanden, und der Friede des Reiches sehr oft gebrochen worden war.

Keine Religion war zu allen diesen Absichten jemals so geeignet und so geschickt, als die christliche; sie flößte zwar keine solche Liebe zum Vaterlande, auch keinen solchen Eifer für die Ehre und Größe desselben ein, wie er zu den Zeiten der freien Republik in dem Herzen eines jeden römischen Bürgers brannte. Sie pries aber Liebe, Geduld, Demuth und alle solche Tugenden, welche auf Mäßigung der heftigen Leidenschaften der Seele abzielen. Das Evangelium dringt in allen Fällen auf die strengste Ausübung der Tugend, der Freundlichkeit und der Liebe gegen alle Menschen, und ermuntert Jeden zu liebreicher Wohlthätigkeit.

Die Glaubensartikel haben allerdings sowohl zu Zeiten der Apostel, als auch nachmals zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben und den grausamen Grundsatz unterstützt, der in der vorchristlichen Welt ganz unbekannt war, daß man nämlich Jemanden seiner Meinungen wegen verfolgen dürfe. Aber nicht das Evangelium selbst, sondern das daraus hergeleitete Lehrgebäude, nicht die Offenbarungen Gottes selbst, sondern die Erfindungen der Menschen haben solches verursacht. Kein vernünftiger Mensch hat, wenn er die christliche Offenbarung nach hinlänglicher Prüfung ihrer äußerlichen und innerlichen Beweisgründe angenommen hat, darin etwas gefunden, was

mit sich selbst streitet oder irgend einer göttlichen Wahrheit, wie sie die Vernunft und die Werke Gottes überzeugend genug lehren, widerspricht. Er wird daher niemals vorgeben, daß solche Dinge, welche in derselben deutlich geoffenbart sind, darum der Vernunft widersprechen, weil sie etwa in ihrer Art und Weise unbegreiflich bleiben. Thäte er dieß, so würde seine Vernunft falsch sein und sich betrügen; er würde aufhören, ein vernünftiger Mensch zu sein.

Denn wenn irgend eine Offenbarung in Wahrheit etwas enthielte, was die Vernunft übersteigt, d. h. was nicht sowohl in der Art und Weise, wie die Dinge da sind, sondern an sich selbst unbegreiflich ist; so hat man allerdings kein Merkmal, um zu beurtheilen, ob es der Religion der Natur und der Vernunft gemäß oder widersprechend ist, in welchem letztern Falle es nicht angenommen werden muß. Jeder Freund der christlichen Religion muß zugeben, daß das christliche Gesetz nichts anders ist, als das durch eine neue Offenbarung bestätigte Gesetz der Natur; und dieß läugnen auch die ärgsten Feinde der christlichen Lehre nicht, ob sie gleich die Offenbarung verwerfen.

Die in unserer heiligen Schrift vorgetragene Lehre ist so wahrscheinlich, daß man dadurch ohne Zweifel vernünftiger Weise zur Anerkennung derselben gezwungen wird, obgleich auch manche Umstände, welche der Eine oder Andere aus Leichtgläubigkeit annahm und die man bei Betrug vortheilhaft anzuwenden verstand, diesen Beifall in andern ähnlichen Fällen auch erzwungen haben. Die christliche Religion hat alle diejenigen Beweisgründe für sich, welche die Art und Weise ihrer Offenbarung und ihre Beschaffenheit nur verstattete. Gesunde Vernunft erfordert, daß Alles was unserm Verstande vorgelegt wird, mit den in der Natur der Sache liegenden Beweisthümern begleitet sei. Wer mehr fordert, handelt ungereimt; wer mit weniger zufrieden ist, ist unbedachtsam. Die christliche Religion wurde durch Wunder bekräftigt und dieser Beweis

war ohne Zweifel zur Ueberzeugung aller derer hinlänglich, welche die verkündigte Lehre hörten und die Bekräftigung durch Wunder sahen. Nur darüber muß man sich wundern, daß unter denselben Jemand unüberzeugt blieb.

Es ist indessen kaum möglich, daß uns die Ueberlieferung seit den ältesten Zeiten des Christenthums Begebenheiten und Lehren mit der erforderlichen Glaubwürdigkeit und Richtigkeit sollte aufbewahrt haben; es müßte denn sein, daß ein beständiges Wunder die Natur der Dinge verändert und Wirkungen hervorgebracht hätte, welche ihren Ursachen widersprachen. Keine Zeiten und keine Länder waren freilich geeigneter, jeden theologischen und metaphysischen, ja selbst den ungereimtesten und unverständlichsten Lehrbegriff anzunehmen, als diejenigen, worin die christliche Religion zuerst gepredigt und ausgebreitet wurde. Ueberdieß machten es die Apostel in den ersten Zeiten der Predigt des Evangeliums zu einem Grundsatze ihres Verhaltens, den Juden und Heiden etwas nachzusehen, um sie zu gewinnen; und durch dieses kluge Benehmen wurde das Evangelium nach und nach ausgebreitet, und viele Bekehrte begaben sich aus der jüdischen und heidnischen Religion schnell in die Gemeinschaft der christlichen Kirche. Es wurden große Kollekten veranstaltet, und die Kirche hatte eine gemeinschaftliche Kasse, wodurch sie ihre Armen unterhielten; und da ein Jeder, der die christliche Religion annahm, wußte, daß es ihm an Brot nicht fehlen würde, so wurde das Evangelium weit stärker ausgebreitet und Viele aus der niedrigen Volksmenge bewogen, die christliche Lehre anzunehmen.

Uebrigens trug Christus keine völlig zusammenhängende, vollständige Sittenlehre vor; das Evangelium ist kein Codex aller Lebenspflichten; vielmehr werden die sittlichen Pflichten nur bei Gelegenheit angepriesen, und wenn alle im Neuen Testament zerstreut vorgetragene Gebote gesammelt und mit den Worten der heiligen Schriftsteller selbst vorgetragen würden; so würden sie ein sehr kurzes, wenig zusammenhängendes

System der Sittenlehre ausmachen, während ein aus den Schriften der heidnischen Sittenlehrer zusammengestelltes System ausführlicher, vollständiger und zusammenhängender sein würde.

Die Bergpredigt unsers Erlösers enthält ohne Zweifel eine vortreffliche Sittenlehre; und wenn allerdings darin einige Pflichten zu hoch getrieben werden, so thue dieß Jesus darum, weil die Menschen diejenige Stufe der Tugend, die ihnen vorgestellt wird, nie erreichen werden, wenn man ihnen dieselbe nicht in der höchsten nur möglichen Vollkommenheit vor Augen stelle. Einige Gebote Christi passen sich auch gar wohl für gewisse Religionssekten, wie die jüdischen Essener waren, und konnten mit allem Recht von denen gefordert werden, welche Gefährten Christi und seine eigentlichen Jünger waren. Betrachtet man sie jedoch als allgemeine Pflichten, so können sie nicht in Ausführung gebracht werden, da sie sowohl mit den natürlichen Trieben, als mit dem Naturgesetze streiten und die Gesellschaft ganz aufheben würden.

Was die christliche Lehre von Christus als Mittler zwischen Gott und Menschen angeht, so war die Ansicht von einem Mittler zuerst in der heidnischen Theologie aufgekommen, und die Christen nahmen eine solche Vermittlung gleichfalls an. Jene können indessen noch eher darum entschuldigt werden; denn der Christ glaubt, daß er zu allen Zeiten einen Zugang zum Thron der Gnade habe; der arme Heide aber durfte vor Schrecken, welchen ihm seine Religion einjagte, sich nicht getrauen, vor den göttlichen Monarchen anders als durch Vermittlung seiner Minister zu treten.

Bei der christlichen Erlösung liegt der Fall Adams zu Grunde; die Erzählung davon läßt sich überall nicht mit der Wahrheit, Gerechtigkeit und Güte des höchsten Wesens vereinigen. Will man die bei allen Völkern eingeführte Weise der Opfer als einen Beweis für die allgemeine Ueberzeugung der Menschen von der Nothwendigkeit einer Versöhnung der

Menschen anführen, oder die Unmöglichkeit geltend machen, Gottes Zorn zu stillen, wenn er nicht die Strafe vollziehe oder eine Genugthuung empfange; so beurtheilt man das Verhalten Gottes gegen die Menschen nach den ungereimtesten Meinungen, die der Aberglaube wider das Gesetz der Natur und wider alle Vernunft erdacht und ausgebreitet hat.

Es ist eine ganz ungereimte Meinung, daß Gott seinen eingebornen Sohn, der nicht gesündigt hatte, für die Menschen, die ihn beleidigt hatten, aufgeopfert haben wolle, um seinen Zorn zu stillen. Ist es recht, daß eine unschuldige Person mit dem äußersten Elende belegt werde, die doch von demselben frei sein sollte? Und kann die Unschuld des Lammes Gottes mit dem Leiden und schimpflichen Tod Christi vereinigt werden? Der Tod Christi verhütet keineswegs den Uebermuth der Menschen, schreckt sie auch nicht vor der Wiederholung ihrer Uebertretungen ab, bringt denselben keinen Abscheu vor ihren begangenen Sünden bei. Man setze den Fall, daß ein großer Fürst ein boshaftes und aufrührerisches Volk regiere; nun steht es zwar in seiner Macht, dasselbe zu strafen, er beschließt aber doch, es zu begnadigen und läßt darum seinen einzigen und geliebten Sohn tödten, um ihre Sünde zu versöhnen und seine königliche Rache zu befriedigen. Würde ein solches Verfahren in den Augen der Vernunft und vor dem durch keine Vorurtheile geblendeten Lichte der Natur für weise, gerecht und gütig gehalten werden? Nur ein Theologe kann so etwas behaupten!

Die Lehre von unserer Versöhnung durch den Tod Jesu widersprach allem dem, was die Heiden Ordnung, Gerechtigkeit und Güte nannten, ja selbst ihrer Erkenntniß, die sie von Gott und ihren Eigenschaften hatten. Die in dieser Erlösung entdeckte Liebe ist Parteilichkeit, und die darin geoffenbarte Gerechtigkeit ist Ungerechtigkeit. Ungerechtigkeit und Grausamkeit muß man es nennen, daß die Juden deßwegen, weil sie Christum gekreuzigt hatten, von Gott bestraft und verworfen

wurden, da doch die Menschen nicht würden erlöst worden sein, wenn die Juden solches nicht gethan hätten, mögen sie immerhin dadurch nicht das Werk der Versöhnung, sondern einen Mord im Sinne gehabt haben. Gegen den römischen Landpfleger stellte sich Christus so, daß derselbe ihn für unschuldig hielt; vor den Juden aber nahm er ein solches Verhalten an, daß sie ihn für schuldig erklären und Werkzeuge seines Todes werden mußten. Sie wurden verworfen, weil sie ihn nicht für den Messias hielten; und er unterhielt sie in dem Irrthume, damit sie ihn kreuzigen und die Erlösung der Menschen vollziehen möchten, wobei ihnen verborgen blieb, daß dieß mit ihrer eignen Gefahr verbunden war.

Das wahre Wissen ist noch gar zu jung, das rechte Forschen nach Wahrheit eine gar zu späte Entdeckung; man verdankt einem Bacon, Cartesius, Gassendi, Locke, daß sie die menschliche Vernunft von den Ketten der Autorität befreit haben; die menschliche Gattung würde aber auch den Charakter der Vernünftigkeit verscherzen, wenn die Menschen nicht durch freien Gebrauch ihrer Vernunft allmählig die Täuschungen entdecken würden, welche ihnen durch Heiden, Juden und Christen aufgebunden worden sind. Was die Verwirrung betrifft, welche durch vage Begriffe und Systeme reiner Einbildung nothwendig herbeigeführt wird, so hat es niemals eine größere gegeben, als die, welche in Methaphysik und Theologie entstand, nachdem man angefangen hatte in den Schulen von Alexandrien und in denen des Christenthums den Platonismus dogmatisch vorzutragen. Die Philosophie hat einen Strom chimärischer Erkenntniß vom heidnischen und christlichen Alterthum bis auf das gegenwärtige Zeitalter herabgewälzt.

Durch die natürliche Theologie werden wir angewiesen, die unendliche Weisheit und Macht Gottes, welche sich in allen Werken der Schöpfung offenbart, zu verehren und ihm Güte und Gerechtigkeit überall da zuzuschreiben, wo er selbst die Absicht hatte, daß sie ihm zugeschrieben werden sollten, d. h.

wo entweder seine Werke oder die Wege seiner Vorsehung unsern Verstand ebenso nothwendig auf die Erkenntniß derselben leiten, als wir durch dieselbe beiderseits von seiner Weisheit und Macht überzeugt werden. Finden sich Stücke, woraus wir sie nicht zu erkennen glauben, so mögen wir vernünftiger Weise annehmen, daß Gott dennoch nach solchen Beweggründen, die allen seinen Vollkommenheiten ganz gemäß sind, gehandelt habe, ob wir gleich solches nicht wissen, weil oft viele Umstände, auf welche die göttliche Vorsehung bei Allem, was sie thut, hat sehen können, verborgen bleiben.

Wollen wir solches nicht thun, so müssen wir Alles aus der Weisheit Gottes herleiten und uns nicht unterfangen, solche Dinge nach den sittlichen Vollkommenheiten Gottes zu erklären. Die ganze Reihe der Dinge in ihrem Zusammenhange ist dem göttlichen Verstande zu allen Zeiten wirklich gegenwärtig; Gott kennt die Dinge, weil sie ihm wirklich gegenwärtig sind. Die Welt wird durch die Gesetze regiert, welche der Schöpfer machte, als er den natürlichen und sittlichen Zusammenhang aller Dinge bei der Schöpfung anordnete, und welche ihre Gültigkeit behalten müssen, so lange dieser Zusammenhang fortdauert; und alle Veränderungen in denselben würden eine Veränderung in dem Zusammenhang selbst sein. Diese Gesetze sind unveränderlich, sie sind aber allgemein, und von dieser Allgemeinheit rühren die sogenannten zufälligen Begebenheiten her. Nachdem die erste bewegende Ursache den Lauf der Natur in Bewegung gesetzt; so geht derselbe nach der Lenkung einer allgemeinen Vorsehung in einer unendlichen Verschiedenheit zufälliger Begebenheiten fort. Die unvernünftigen Thiere folgen ihren Trieben; zur natürlichen und sittlichen Glückseligkeit der Menschen aber hat Gott den Stoff in die natürliche und sittliche Einrichtung der Dinge gelegt; er hat ihnen Vermögen und Kräfte gegeben, diesen Stoff zu sammeln und zu gebrauchen und dadurch ihr eignes Beste zu befördern.

Dieß hat der Schöpfer um unserer Willen gethan; was wir nun selbst thun sollen, hat er der Freiheit unserer Wahl überlassen. Im Uebrigen haben wir keine nähere Einsicht von den Wegen der Vorsehung, aus deren ganzem Laufe erhellt, daß er zwar auf ganze Völker und Geschlechter der Menschen, nicht aber auf jeden Einzelnen insbesondere seine Aufmerksamkeit richtet, so würdig sich auch ein Jeder halten mag, ein besonderer Gegenstand der göttlichen Vorsorge zu sein. Zwar sieht Gott die zufälligsten Begebenheiten, die sich im Laufe seiner allgemeinen Vorsehung zutragen, zuvor und weiß dieselben; seine Vorsehung wollte aber nicht in jedem einzelnen Falle eingreifen, und das wirkliche Dasein eines jeden einzelnen Menschen hängt auch nicht von derselben ab. Die göttliche Vorsehung hat nur für die Mittel gesorgt, einzelne Menschen zu bestrafen, indem sie die Menschen dahin lenkte, Gesellschaften zu errichten und Gesetze zu geben, in deren Vollziehung die bürgerlichen Obrigkeiten die Stellvertreter der Vorsehung sind.

Wenn die göttliche Vorsehung Alles leistete, was ein jeder gottselige Mensch, der sich des göttlichen Wohlgefallens versichert hält, verlangt oder bedarf, so würde die ganze Ordnung der Natur umgekehrt und die Angelegenheiten der Menschen in die größte Verwirrung gesetzt werden; die Welt würde durch lauter Wunder regiert, bis Wunder ihren Namen verloren. Ebenso kann man sich auch die Macht der Geister, die Eingebungen und dergleichen, was lauter außerordentliche Wirkungen der göttlichen Vorsehung sind, nur so vorstellen, daß man in jedem einzelnen Falle die natürliche Ordnung verändert, wie der menschliche Verstand sich sonst thätig zeigt.

Schon in den ältesten Zeiten fing man an, die Unsterblichkeit der Seele und einen Stand künftiger Belohnungen und Strafen zu lehren und diese Lehre den Menschen ernstlich einzuschärfen, wobei die Unsterblichkeit der Seele zum Grunde liegt. Diese Lehre, die ohne Zweifel die Bosheit der Men-

schen gar sehr einschränkt, wurde von den alten Gotteslehrern und Weltweisen ersonnen, um die Verpflichtungen des Gesetzes der Natur zu verstärken, und wer sie glaubt, muß dadurch bewogen werden, für seine verborgenen und öffentlichen Handlungen eine Belohnung zu erwarten oder nach Umständen Strafe zu befürchten. Die Annahme eines künftigen Lebens hatte einen doppelten Zweck: einmal nämlich wollte man dadurch die Einwürfe der Atheisten, die sie aus der ungleichen Austheilung des Guten und Bösen in dieser Welt hernehmen, beantworten. Außerdem aber wollte man die Menschen dadurch zur Tugend ermuntern und vom Laster abschrecken.

Kann nun auch die Vernunft eine solche Lehre nach den Gründen der natürlichen Gottesgelehrtheit nicht erweisen, so ist dieselbe doch nach den Regeln einer guten Politik als eine höchst nützliche nicht zu verwerfen; und wenn sie also auch nur aus der Offenbarung zu beweisen ist, so kann doch ein Deist, der keine Offenbarung glaubt, gegen diese Lehre keine Abneigung haben, zumal sie für das Gemüth sehr tröstlich ist. Ich würde mich nicht lange bedenken, was ich wählen sollte, wenn man mir freistellte, ob ich nach dem Tode fortleben oder gänzlich sterben wollte. Aber diese Lehre ist denn doch immer bloß eine Vermuthung und Einbildung, die in der Vernunft keinen Grund hat; man schmeichelte durch dieselbe den Menschen, die in der Einbildung über die Körperwelt erhoben und mit der Hoffnung beglückt wurden, in der Gesellschaft der Götter ewig zu leben.

Es ist nicht der geringste Grund vorhanden, der uns zu dem Schluß berechtigte oder verpflichtete, daß wir aus einer doppelten, einer materiellen und inmateriellen Substanz beständen. Inmaterielle Geister, als besondere Substanzen betrachtet, sind Geschöpfe der Metaphysik und Theologie. So lange wir leben, behalten wir das Vermögen zu denken, sowie wir das Vermögen, uns zu bewegen, nebst den übrigen unserm Körper zukommenden Kräften behalten; sterben wir, so sterben

alle diese Kräfte mit uns; und man könnte mit gleichem Grunde sagen, daß wir ewig gehen, als daß wir ewig denken werden; und zu behaupten, daß die Seele eine besondere, mit dem Leibe vereinigte, inmaterielle Substanz sei, ist gerade soviel, als wenn man sagen wollte, daß zweimal zwei fünf mache.

Will man die Gewißheit eines mit gerechter Vergeltung verbundenen künftigen Lebens daraus erweisen, daß die Unordnungen und Ungleichheiten des gegenwärtigen Lebens nothwendig in einem andern aufgehoben und das Verhalten der Vorsehung endlich gerechtfertigt werden müsse; so heißt dieß so viel, als behaupten, daß Gott wider die Eigenschaften und Vollkommenheiten seiner Natur handle, bloß um denselben in einer andern Welt desto gemäßer handeln zu können. Es ist aber gottlos, zu behaupten, daß das Verhalten Gottes gegen die Menschen in diesem Leben ungerecht sei; ganz abgesehen davon, daß es ungereimt wäre, zuzugeben, solche Ungerechtigkeit könne in einem andern Leben aufgehoben werden oder aufhören, Ungerechtigkeit zu sein; denn die Allmacht kann geschehene Dinge nicht ungeschehen machen.

Dreizehntes Kapitel.

Dodwell und Hume.

War von den bisherigen Vertretern der deistischen Geistesrichtung die Einheit des Glaubens und der Vernunft oder die Uebereinstimmung der geoffenbarten und der natürlichen Religion behauptet und die Ansicht ausgesprochen worden, daß die geoffenbarte Religion, um als wahr erkannt zu werden, der Vernunft bedürfe, so war doch die natürliche oder Vernunftreligion, auf welche sich die Deisten beriefen, noch keineswegs wissenschaftlich begründet worden. Der nächste Schritt, den darum die deistische Richtung jetzt that, war darum der Zweifel an jener vorausgesetzten Einheit von Vernunft und Offenbarung und die scharfe Trennung beider.

Dieser Zweifel wird zum Erstenmale in klassischer und epochemachender Weise ausgesprochen durch einen Advokaten Heinrich Dodwell in einer Schrift, die im Jahre 1742 anonym unter dem Titel erschien: „Das Christenthum nicht auf Beweis gegründet." Damit beginnt der englische Deismus sich in Skepticismus aufzulösen. Dodwell erklärt den Begriff eines vernünftigen Glaubens, d. h. einer auf freie Ueberzeugung begründeten Zustimmung zur Offenbarung, geradezu für falsch und widersprechend und legt demjenigen den größten Glauben bei, der sich wegen desselben niemals die geringste Frage vorlegt und mit dem Beweise der Vernunft niemals etwas zu thun hat.

Gott — so lehrte Dodwell — hat niemals die Absicht gehabt, daß wir unsere Vernunft oder unser Denkvermögen beim Glauben gebrauchen sollten oder daß unser Glaube auf einen Beweis gegründet sein sollte, der uns überzeugen oder es als vernünftig darstellen könne zu glauben. Die Vernunft wankt beständig und ist in keiner Sache fähig, zu einiger Gewißheit zu kommen; Wahrheit und Unwahrheit können gleich stark durch sie bewiesen werden. Dem großen Haufen der Menschen geht ganz das Vermögen ab, richtig zu urtheilen, und selbst die geschicktesten und fähigsten Menschen sind wegen ihrer natürlichen Vorurtheile ebenso unvermögend, richtig zu schließen. Diese Vorurtheile kommen immer früher, als die ersten Kräfte der Vernunft, und machen die Menschen zu unparteiischer Untersuchung ebenso unfähig, als das größte natürliche Unvermögen.

Prüfung und Untersuchung setzt ein Aufgeben oder Beiseitestellen der Ueberzeugung voraus; wenn also die Religion überhaupt Prüfung zuläßt, so muß sie nothwendig ebensogut einstweilen Unglauben zulassen; folglich muß der vernünftige Christ, wer er auch sei, ursprünglich als Skeptiker angefangen und eine Zeit lang gezweifelt haben, ob das Evangelium wahr oder falsch sei. Kann aber das Zweifeln auch nur einen Augenblick gestattet werden, wer will dann die Zeit genau bestimmen, wo der Spruch gethan werden soll. Und wenn wir doch längere Zeit nöthig haben zur Prüfung, und also der Mensch so lange ohne religiöse Entscheidung leben muß, so könnte dieselbe auch zu spät kommen, um seine Handlungen zu leiten und die Welt zu überwinden. Ist sie aber auch da, die Entscheidung, so steht Abgeschlossenheit gegen neue Gründe der Vernunft übel an, und es wird also ein vernünftiger Glaube stets dem Wechsel ausgesetzt sein. Außerdem aber hat eine auf Raisonnement gegründete Ueberzeugung nicht Kraft genug, unsere Leidenschaften zu beherrschen.

Doch gesetzt auch, es hat sich der Vernunftgläubige zu einer zweifellosen Ueberzeugung glücklich durchgearbeitet, wird ein

solcher auf Gründe und Schlüsse gebauter Glaube jemals die Wirkungen thun, die dem wahren Glauben zugeschrieben werden? Kann ein solcher einen neuen Lebenslauf voll Selbstverleugnung erzeugen? kann er zum Märtyrer machen? Ueberdieß hat sowohl Jesus, als auch die Apostel niemals Zeit zur Prüfung und zum Zweifel gegeben, sondern sie haben bereitwillige Anerkennung ihrer Lehren gefordert und durch ein einziges Wort Bekehrte machen wollen.

Nach der heiligen Schrift wird der Glaube in einem Augenblick vollkommen und hat gar keine Stufen; der Geist treibt alle Gläubigen, einander völlig gleich zu denken, er hebt sie über alle Möglichkeit des Irrthums. Der heilige Geist erleuchtet die Seelen derer, die da glauben sollen, mit einem unwiderstehlichen Lichte vom Himmel, welches bei uns in einem Augenblick die vollkommenste Ueberzeugung hervorbringt; der stärkste und unbeweglichste Glaube wird, mit einem Male, ohne langweiligen Fortgang durch Schlüsse gewirkt. Und diese Eingebung des heiligen Geistes ist von der Art, daß sie alle äußerliche Unterweisung, ja selbst die heilige Schrift ganz unnütz macht. Wer durch den Geist gelehrt ist, braucht sich nicht um die Glaubwürdigkeit alter Wunder, noch um die Richtigkeit entfernter Urkunden zu bekümmern. Wir können uns auf ein bleibendes Wunder berufen, auf den lebendigen Zeugen in unserer Brust, der alle Wechsel überdauert und mit uns verharrt bis zum Ende der Welt, sodaß wir keinen Augenblick der Möglichkeit einer Täuschung ausgesetzt sind.

Der Glaube der Gnade und der Glaube der Vernunft widerstreiten sich schon in den ersten Grundsätzen; die Grundlage der Philosophie ist ganz Zweifel und Verdacht, die Grundlage der Religion ganz Ergebung und Zuversicht. Von jeher standen die Bekenner beider als feindliche Parteien einander gegenüber; der Philosoph verspottet übermüthig den Gläubigen, und dieser ächtet seinerseits ebensoeifrig den Philosophen. Der erleuchtete Schüler des Kreuzes verachtet mit Recht alle nie-

drigen Studien, die ihn zerstreuen können; der Philosoph dagegen ist eingenommen gegen Alles, was nicht in den Bereich der Naturgesetze fällt; sittliche Verhältnisse sind sein Prüfstein für alle Lehren, und die Offenbarung selbst steht oder fällt in seiner Meinung, je nachdem sie mit dieser vorausangenommenen Norm übereinstimmt oder nicht. —

Das Resultat dieses Skepticismus Dodwell's nahm David Hume auf, um es wissenschaftlich durchzuführen und dadurch die Auflösung des Deismus in Skepticismus zu vollenden.

David Hume war im Jahre 1711 zu Edinburg geboren und stammte aus der altadeligen Familie der Grafen Home oder Hume. Er hatte seinen Vater früh verloren und sollte, auf den Wunsch der Mutter, Jurisprudenz studieren, welches Studium ihm jedoch so wenig zusagte, daß er sich lieber mit Literatur und Philosophie beschäftigte. Nachher sollte er sich dem Kaufmannsstande widmen, der ihm aber noch weniger zusagte, so daß er sich im Jahre 1734 nach Frankreich begab, wo das Leben wohlfeiler war, und drei Jahre lang in der Champagne und in Anjou den Studien lebte. — Die Abhandlung „über die menschliche Natur," welche in den Jahren 1738 bis 1740 zu London, in drei Bänden, erschien, war die Frucht dieser Muße, womit er jedoch kein Glück machte.

Darauf entschloß er sich, seine philosophischen Ansichten in einer veränderten Gestalt, nämlich in der Form von kleineren Abhandlungen, die er „Versuche" nannte, zu veröffentlichen. Er gab im Jahre 1742 den ersten Band dieser Versuche heraus, die schon günstiger aufgenommen wurden. Nachdem er eine Zeitlang Hauslehrer gewesen und sich ohne Erfolg um eine Professur der Moralphilosophie in Edinburg beworben hatte, brachte er kurze Zeit in Turin und Wien zu und gab im zweiten Band seiner „Versuche," der im Jahre 1748 erschien, seine Abhandlung über den menschlichen Verstand in umgearbeiteter Gestalt heraus. Als im Jahre 1751 der dritte Band erschien, zeigte sich eine größere Aufmerksamkeit des

lesenden Publikums auf die Arbeiten Hume's, die von jetzt an mehrere Angriffe hervorriefen, worauf jedoch Hume nicht antwortete.

Im Jahre 1752 wurde derselbe Bibliothekar der juristischen Fakultät zu Edinburg, wo er im Jahre 1754 den ersten Band seiner „Geschichte Großbritanniens" herausgab, die jedoch Anfangs gar keinen Anklang fand; erst beim zweiten Bande mehrte sich das Interesse des Publikums an dem Werke. das dem Verfasser eine königliche Pension eintrug. In den Jahren 1752 und 1754 erschienen auch der vierte und fünfte Band der „Versuche". Auf einer Reise nach Frankreich im Jahre 1763 lernte er Jean Jacqes Rousseau kennen, mit welchem er einige Jahre eng verbunden war, bis sich ihr Freundschaftsverhältniß, nicht ohne Hume's Schuld, wieder auflöste. Im Jahr 1767 wurde Hume Unterstaatssekretär und im Jahr 1769 zog er sich mit einem gesicherten Einkommen nach Edinburg zurück, um ganz seiner Muße zu leben. In Folge eines Unterleibsleidens starb er hier im Jahre 1776, nachdem er kurz vorher seine Selbstbiographie herausgegeben hatte.

Nach seinem Tode erschien ein nachgelassenes Werk von ihm, im Jahre 1779, unter dem Titel: „Gespräche über die natürliche Religion", welche sich als ein ergänzendes Seitenstück zu einer früher, im vierten Bande der „Versuche" erschienen Abhandlung „über die natürliche Geschichte der Religion" darstellen.

Seinem philosophischen Standpunkte nach tritt Hume in seinen Versuchen ausdrücklich als Skeptiker auf. Er sagt nämlich: Der Skeptiker gilt überall für den gefährlichsten Feind der Religion, von welchem sich eben sowohl alle gläubige Menschen, wie alle tiefere Philosophen mißbilligend abwenden müssen. Aber es ist noch die Frage, ob es wirklich jemals Jemanden gegeben hat, der im Ernst jede Gewißheit bestritt. Man fragt also ganz natürlich, was unter einem

Skeptiker zu verstehen sei. Es gibt eine Art von Skepticismus, wo der Zweifel aller Philosophie vorausgeht und ein Schutzmittel gegen jedes übereilte Urtheil, sowie gegen daraus folgende Irrthümer sein soll; es wird nämlich hierbei ein allgemeiner Zweifel empfohlen und ein Mißtrauen nicht nur gegen unsere Meinungen und Grundsätze, sondern sogar gegen unsere geistigen Fähigkeiten, gefordert. Dieser Skepticismus aber widerspricht sich selbst, da es keine solche Principien gibt, und auch wenn aus solchen etwas gefordert wird, dieß nur durch dieselben geistigen Thätigkeiten geschehen kann, gegen welche ein Mißtrauen angerathen wird.

Von dieser Weise des Skepticismus ist ein anderer unterschieden, wo der Zweifel das Resultat der Urtersuchungen ist, indem diese zeigen sollen, daß sowohl die Thätigkeit des Verstandes keine Sicherheit gewähre, noch auch den Sinnen eine solche zukomme. Dieser übertriebene Skepticismus ist durch kein Raisonnement zu widerlegen, findet aber seine stete Widerlegung am Leben, das ihn immer wieder zu Schanden macht. Es gibt aber auch einen Skepticismus, welcher den Zweifel mit den Aussagen des gesunden Menschenverstandes und der Reflexion über sich selbst in Einklang bringt, und welcher nicht ungefährlich ist, sondern vielmehr mannigfachen Nutzen gewährt. Dieser gemäßigte Skepticismus hat kein anderes Ziel als dieß: unsere Untersuchungen auf das Bereich dessen zu beschränken, was die Fassungskraft des menschlichen Verstandes nicht überschreitet, und dadurch wirkt er vortheilhaft.

Glauben ist, nach Hume, eine Gewißheit, welche sich auf eine unmittelbare Wahrnehmung gründet und durch die Gewohnheit vermittelt ist; das Glauben ist eine Thätigkeit der Einbildungskraft, begleitet von einem unwillkührlichen Gefühle der Sicherheit und begründet durch eine größere Lebendigkeit dessen, was Gegenstand des Glaubens ist, vor dem, was nur in der Einbildung sich findet. Weil das Glauben von Raisonnement und Vernunftbeweisen unabhängig ist und

auch nur der niedern Natur des Menschen angehört, so gibt dasselbe eigentlich auch nur Wahrscheinlichkeit, nicht Gewißheit.

Um uns von der Wahrheit der christlichen Religion zu überzeugen, dazu reicht bloße Vernunft nicht hin; sie ist auf Glauben gegründet. Die christliche Religion war nicht bloß von Wundern begleitet, sondern kann selbst heute noch von keinem Vernünftigen ohne ein Wunder geglaubt werden. Wer durch den Glauben bewogen wird, der christlichen Religion beizustimmen, nimmt an seiner eignen Person ein fortdauerndes Wunder wahr, welches alle Grundsätze seiner Erkenntniß umstößt und ihn bestimmt, zu glauben, was der Erfahrung und Gewohnheit ganz und gar entgegen ist.

Ein Wunder ist die Ueberschreitung des Gesetzes der Natur, welche entweder von der Gottheit selbst nach einem besondern Schluß seines Willens oder von der Wirkung eines unsichtbaren Wesens abhängt. Und wenn nun auch das Wesen, dem das Wunder zugeschrieben wird, in diesem Fall allmächtig ist, so wird das Wunder darum doch nicht im geringsten wahrscheinlicher; denn wir können die Eigenschaften oder Handlungen eines solchen Wesens nicht anders als aus der Erfahrung erkennen, die wir von seinen Wirkungen im gewöhnlichen Lauf der Dinge haben.

Kein Zeugniß ist hinreichend, ein Wunder zu beweisen, es müßte denn dieses Zeugniß also beschaffen sein, daß die Unwahrheit desselben ein größeres Wunder wäre, als das Wunder selbst ist, das dadurch bestätigt werden soll. Und selbst in diesem Falle hebt ein Beweisgrund den andern auf, und der eine allein, der vor dem andern das Uebergewicht behält, schafft bei uns eine Ueberzeugung. Jedoch diese kann nur eine solche Stufe erreichen, als es die Richtigkeit der Gründe zuläßt, die es vor dem andern voraus hat. Wenn mir Jemand erzählt, er habe gesehen, daß ein todter Mensch wieder erweckt worden sei, so überlege ich alsobald bei mir selbst, ob es wahrscheinlicher sei, daß entweder diese Person mich

hintergehe oder auch vielleicht selbst hintergangen worden sei, oder daß die erzählte Begebenheit sich wirklich zugetragen habe; ich wäge das eine Wunder gegen das andere ab und gebe nach dem Uebergewicht, das ich entdecke, meine Entscheidung, und verwerfe allezeit das größere Wunder.

Man trifft in der ganzen Geschichte kein einziges Wunder an, welches durch die Aussagen einer hinreichenden Anzahl solcher Menschen bestätigt worden wäre, die entweder unläugbar Verstand, Bildung und Gelehrsamkeit genug besaßen, um uns zu überzeugen, daß sie selbst nicht haben betrogen werden können, oder die von solcher unbezweifelter Redlichkeit waren, daß nicht der geringste Verdacht auf sie fiel, andere betrügen zu wollen. Sie standen dabei in keiner besonders großen Achtung bei den Menschen, welche sie zu verlieren hätten befürchten müssen, im Falle man sie auf einer Lüge ertappte; und sie erzählten endlich auch keine ganz öffentlich geschehene und an keinem so berühmten Orte der Welt verrichteten Wunder, da die Entdeckung des Betrugs unvermeidlich geblieben wäre. Alle diese Umstände werden unumgänglich erfordert, wenn wir dem Zeugniß der Menschen vollkommen Glauben schenken sollen.

Ueberdieß halten weise und gelehrte Männer beim Auftreten neuer Religionen die Sache gemeiniglich nicht für so wichtig, um ihre genauere Aufmerksamkeit darauf zu richten. Und wenn sie gleich später gerne den Betrug aufgedeckt hätten, um das hintergangene Volk von seinem Irrthume zu befreien, so war die günstige Gelegenheit verschwunden, und die Thatsachen und Zeugen, die der Sache ein Licht hätten geben können, waren nicht mehr herbeizuschaffen. Wenn man bei einer neuen Religion sich auf ein Wunder berufen wollte, so würde, da die Menschen zu allen Zeiten durch dergleichen lächerliche Geschichten hintergangen worden sind, dieß hinlänglich sein, um sie zu überzeugen, daß es ein Betrug sei; ja es würde hinreichend sein, alle vernünftige Menschen zu bewegen, dieses

Wunder nicht einmal zu verwerfen, sondern auch gar keiner weitern Prüfung werth zu halten. Man sollte darum überhaupt den Entschluß fassen, niemals einige Aufmerksamkeit auf ein solches Wunder zu richten, so scheinbar es auch immer gemacht und erzählt werden möchte.

Wir nehmen in der menschlichen Natur einen gewissen Grundsatz wahr, welcher, wenn er genau geprüft wird, die aus einem menschlichen Zeugniß zu erlangende Gewißheit in allen Arten ungewöhnlicher Begebenheiten durchaus vermindert. Wenn wir auch meistentheils geneigt sind, eine ungewöhnliche und unter gewöhnlichen Verhältnissen unglaubliche Begebenheit zu verwerfen, so ist doch das Gemüth, wenn eine äußerst ungereimte und wunderbare Sache behauptet wird, gerade um dieses Umstandes willen, der alle Glaubwürdigkeit derselben aufheben müßte, vielmehr geneigt, sie zu glauben und anzunehmen. Die Bewegung der Bestürzung und Verwunderung, in die wir durch Wunder versetzt werden, macht die Menschen nur allzusehr geneigt, solche Begebenheiten, welche die Veranlassung dazu waren, zu glauben. Vereinigt sich nun die Religion mit der Liebe zu Wundern, so höret die gesunde Vernunft auf, und auch menschliches Zeugniß verliert unter solchen Umständen alle Glaubwürdigkeit. Da unsere allerheiligste Religion sich auf den Glauben, nicht auf die Vernunft gründet, so ist es der geradeste Weg, sie lächerlich zu machen, wenn man sie einer solchen Prüfung aussetzt, die sie doch in keiner Weise bestehen kann.

Die ursprüngliche Religion der Menschen ist die Vielgötterei; denn es läßt sich nicht denken, daß die Menschen vor Ausbildung der Künste und Wissenschaften, so lange sie noch unwissend waren, die Wahrheit des Theismus gefunden haben sollten; und ebenso wenig läßt es sich denken, daß der Theismus, wenn er ursprünglich vorhanden gewesen wäre, in Polytheismus hätte übergehen können, da eben dieselben Grundsätze der Betrachtung, die Anfangs den Glauben an ein höchstes

Wesen hervorbrachten und unter den Menschen verbreiteten, sich noch weit leichter hätten erhalten müssen.

Wäre der Mensch durch die Betrachtung der Werke der Natur auf die Ahnung einer unsichtbaren verständigen Macht geleitet worden, so mußte er nothwendig auf die Idee eines einzigen höchsten Wesens kommen, welches diese große Maschine schuf und einrichtete und alle ihre Theile nach einem gewissen Plane ordnete. Alle Dinge in dieser Welt gehören unverkennbar zu Einem Ganzen, durch welches nur Ein Endzweck herrscht; und diese Uebereinstimmung leitet zur Anerkennung Eines Urhebers. Von der andern Seite aber, wenn wir die Werke der Natur verlassen und die Spuren der unsichtbaren Macht in den mannichfaltigen und widersprechenden Begebenheiten des menschlichen Lebens verfolgen, so werden wir nothwendig zum Polytheismus und zur Anerkennung mehrerer eingeschränkter und unvollkommener Gottheiten geführt.

Sturm und Ungewitter zerstören, was die Sonne ernährt; die Sonne zerstört, was die Feuchtigkeit des Thau's und Regens ernährt hatte; Krieg mag vortheilhaft für eine Nation sein, welche durch eine ungünstige Witterung mit Hungersnoth geschlagen ist; Krankheiten und Pest können ein Reich mitten im größten Ueberflusse entvölkern; dieselbe Nation ist nicht zu gleicher Zeit zu Land und zur See glücklich; eine Nation, die jetzt über ihre Feinde triumphirt, muß sich vielleicht unter deren glücklichere Waffen beugen; kurz, die Leitung der Begebenheiten oder was wir den Plan einer besondern Vorsehung nennen, ist so voll Veränderung und Ungewißheit, daß wir bei der Voraussetzung, derselbe hänge unmittelbar von verständigen Wesen ab, etwas Entgegengesetztes in ihren Zwecken und Absichten, einen beständigen Streit feindseliger Mächte und selbst bei einer und derselben Macht Reue oder Aenderung der Absichten aus Ohnmacht oder Leichtsinn annehmen müssen.

Jede Nation hat ihre Schutzgottheit; jedes Element ist seiner unsichtbaren Macht oder wirkenden Ursache unterworfen;

das Gebiet eines Gottes ist von dem Gebiet eines andern abgesondert; auch die Wirkungen desselben Gottes sind nicht immer gewiß und unveränderlich; heute beschützt er, morgen verläßt er uns; Gebete und Opfer, gottesdienstliche Gebräuche und Ceremonien sind die Quellen seiner Gunst oder seiner Feindschaft und bringen alles Glück oder Unglück hervor, das sich unter den Menschen findet. Daraus können wir schließen, daß bei keinem Volke, das den Polytheismus annahm, die ersten Religionsideen aus der Betrachtung der Werke der Natur entstanden sind, sondern vielmehr aus einem Interesse in Rücksicht auf die Begebenheiten des Lebens und aus den unaufhörlichen Hoffnungen und Besorgnissen, welche die menschliche Seele in Bewegung setzen. Nicht Wißbegierde oder Wahrheitsliebe haben den Menschen zuerst auf Etwas jenseits des gegenwärtigen Laufes der Dinge aufmerksam gemacht, und ihn auf ein höheres verständiges Wesen schließen lassen; dieser Beweggrund ist zu fein für seine grobe Fassungskraft und der Gegenstand zu groß für seine beschränkten Fähigkeiten; sondern nur Leidenschaften und Gemüthsbewegungen konnten seine Aufmerksamkeit und sein Nachdenken auf die Religion richten, und zwar mußten es die gewöhnlichen Leidenschaften des menschlichen Lebens sein: das ängstliche Interesse an Glückseligkeit, die Furcht vor künftigem Elend, die Schrecken des Todes, der Durst nach Rache, der Hunger nach Speise und andere Bedürfnisse. Von solchen Hoffnungen und ängstlichen Besorgnissen, vorzüglich aber von den letztern hin und hergetrieben, forscht der Mensch mit zitternder Neugierde dem Lauf zukünftiger Ursachen nach und untersucht die mannichfaltigen und widersprechenden Begebenheiten des menschlichen Lebens; in diesem verwirrten Schauspiele sieht er mit immer mehr verwirrtem und erstauntem Blick die ersten dunkeln Spuren der Gottheit.

Wir sind in dieser Welt auf einen Schauplatz gestellt, wo die wahren Triebfedern und Ursachen jeder Begebenheit ganz

vor uns verborgen sind; wir haben weder Weisheit genug, die Uebel vorherzusehen, die uns beständig drohen, noch Kraft genug, sie abzuwenden; wir schweben in beständiger Ungewißheit zwischen Leben und Tod, zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen Ueberfluß und Mangel, die durch unbekannte Ursachen, deren Wirkungen oft unerwartet und stets unerklärlich sind, unter das Menschengeschlecht ausgetheilt werden. Eben diese unbekannten Ursachen werden dann der beständige Gegenstand unserer Furcht und Hoffnung, und indem unsere Leidenschaften durch eine ängstliche Erwartung der Begebenheiten in ewiger Unruhe erhalten werden, so streugt sich zugleich die Einbildungskraft ebensosehr an, um Ideen von den Mächtigen zu bilden, von denen wir ganz abhängen.

Die Neigung der Menschen, alle Wesen sich selbst ähnlich zu denken, und auf alle Gegenstände die Eigenschaften zu übertragen, die er an sich selbst entdeckt und deren er sich bewußt ist, bewirkt, daß er jenen unbekannten Ursachen Empfindung und Verstand und menschliche Leidenschaften und Schwächen zuschreibt. Je mehr Zufällen das Leben eines Menschen ausgesetzt ist, desto abergläubischer wird er sein; der rohe Mensch, der unwissend ist in der Astronomie und Anatomie der Pflanzen und Thiere, und nicht Wißbegierde genug besitzt, die bewunderungswürdige Einrichtung der Endursachen zu beobachten, bleibt stets unbekannt mit dem Einen und höchsten Schöpfer, jenem unendlich vollkommenen Geist, der allein durch seinen allmächtigen Willen Ordnung in den ganzen Zusammenhang der Natur brachte. Eine so erhabne Idee ist zu groß für seine beschränkte Fähigkeit, welche weder die Schönheit des Werkes beobachten, noch die Größe seines Urhebers fassen kann.

So denkt er sich denn seine Gottheiten, obgleich mächtig und unsichtbar, doch bloß als eine Art menschlicher Geschöpfe, die vielleicht von Menschen zu Göttern erhoben wurden, aber dabei alle menschliche Leidenschaft und Begierden, sammt kör-

perlichen Gliedern und Organen beibehielten. Da unter solchen eingeschränkten Wesen, wenn sie gleich Herrn über das menschliche Schicksal sind, doch keines fähig ist, seinen Einfluß überall zu verbreiten, so muß ihre Zahl ungeheuer vervielfältigt werden, um den mannichfaltigen Ereignissen in der Natur zu entsprechen. So wurde jeder Ort mit einer Menge von Lokalgottheiten bevölkert, und so hat der Polytheismus die Oberhand bekommen, die er noch fortwährend unter einen großen Theil der uncultivirten Menschen besitzt.

Zwar konnte Hoffnung sowohl, als Furcht, Dankbarkeit sowohl, als Kummer den Menschen auf die Idee einer unsichtbaren verständigen Macht führen; wenn wir aber unser eignes Herz untersuchen, oder wenn wir beobachten, was rund um uns vor sich geht; so werden wir finden, daß Melancholie weit häufiger, als angenehme Gemüthszustände den Menschen auf die Knie niederwirft. Wir nehmen das Wohlergehen so gern als etwas an, was uns gebührt, und fragen kaum nach der Ursache oder dem Urheber desselben; es erweckt höchstens Freudigkeit, Thätigkeit, Munterkeit und einen lebhaften Genuß jedes geselligen und sinnlichen Vergnügens. Während dieses Gemüthszustandes haben die Menschen wenig Zeit oder Neigung, an unbekannte, unsichtbare Regionen zu denken. Von der andern Seite versetzt uns jeder unglückliche Zufall in Unruhe und ruft bei uns Untersuchungen hervor über die Grundsätze, aus denen er entsprang. Besorgnisse wegen der Zukunft steigen auf, und die Seele, in Mißtrauen, Schrecken und Schwermuth versunken, nimmt ihre Zuflucht zu jedem Mittel, um diese geheimen verständigen Kräfte, von denen unser ganzes Schicksal abhängen soll, zu versöhnen.

Kein Gemeinplatz ist bei unsern geistlichen Volkslehrern so gewöhnlich, als die Vortheile des Leidens zu entwickeln, insofern es den Menschen zum Gefühl der Religion bringt und das Selbstvertrauen und die Sinnlichkeit des Menschen demüthigt, die ihn im Glücke die göttliche Vorsehung vergessen

läßt. Dieser Gemeinplatz ist den neuen Religionen nicht eigen, schon die Alten gebrauchten ihn. Und welches Lebensalter ist dem Aberglauben am meisten ergeben? Das schwächste und furchtsamste. Welches Geschlecht? Das schwächste und furchtsamste; die Weiber sind immer die Urheberinnen, Leiterinnen und Beispiele des Aberglaubens gewesen.

Aus dem Polytheismus ist der Theismus entstanden. Die Lehre von einem einzigen höchsten Gott und Weltschöpfer ist sehr alt, hat sich über große und zahlreiche Nationen verbreitet und wurde unter denselben von Leuten jedes Standes und Alters angenommen. Wer aber denkt, daß sie ihren glücklichen Fortgang der überwiegenden Stärke derjenigen unüberwindlichen Beweise verdanke, auf welche sie ohne Zweifel gegründet ist, der verräth, daß er nur wenig mit der Unwissenheit und Dummheit des Pöbels und mit seinen unheilbaren Vorurtheilen und seiner Anhänglichkeit an seine abergläubischen Meinungen bekannt ist. Fragt doch noch heutzutage und in Europa Jemanden aus dem Pöbel, warum er an einen allmächtigen Weltschöpfer glaube, so wird er nie die Schönheit der Endursachen anführen, worin er ganz unwissend ist; er wird auch seine Hand nicht vorhalten und euch bitten, die Biegsamkeit und Verschiedenheit der Gelenke an seinen Fingern, die Beugung aller nach einer Seite, das Gegengewicht, das sie vom Daumen erhalten, die Weichheit und die fleischigen Theile der innern Seite der Hand, nebst allen andern Umständen, wodurch dieses Glied zu dem bestimmten Gebrauche so geschickt wird, zu betrachten. An solche Dinge ist er längst gewöhnt und betrachtet sie träg und ohne Interesse. Er wird euch von dem plötzlichen, unerwarteten Tode des Einen und von dem Fall und Unglück eines Andern, von der außerordentlichen Trockenheit der einen Jahreszeit und von der Kälte und dem Regen einer andern sprechen; denn er schreibt dieß Alles der unmittelbaren Wirkung der Vorsehung zu; und solche Begebenheiten, die bei guten Raisonneurs die Hauptschwierigkeiten

sind, eine höchste Intelligenz anzunehmen, sind für Jenen die einzigen Beweise für dieselbe.

Aufregungen in der Natur, Unordnungen, Zeichen, Wunder, wenn sie gleich dem Plane eines weisen Aufsehers am meisten entgegenstehen, prägen gleichwohl den Menschen die lebhaftesten religiösen Empfindungen ein, indem alsdann die Ursachen der Begebenheiten am meisten unbekannt und unerklärlich scheinen, Wahnsinn, Raserei, Wuth und erhitzte Einbildungskraft, wenn sie auch den Menschen zum Thier herabwürdigen, sind aus derselben Ursache oftmals für die einzigen Stimmungen gehalten worden, in denen wir eine unmittelbare Gemeinschaft mit der Gottheit haben könnten. Wir können also überhaupt schließen, daß seit ganze Nationen die Lehre des Theismus angenommen haben, sie denselben immer auf unvernünftige und abergläubische Prinzipien bauten, daß sie nie durch Schlußfolgerungen zu dieser Meinung kamen, sondern durch eine gewisse Denkart, die ihrer Individualität und Fähigkeit gemäßer war.

Es kann bei einer abgöttischen Nation wohl geschehen, daß sie unter ihren vielen Göttern einen einzigen zum Hauptgegenstand ihrer Anbetung macht; entweder glaubt man, daß bei der Austheilung der Macht und des Gebietes unter die Götter, sie selbst der Jurisdiction dieser besondern Gottheit unterworfen wurde; oder man mißt himmlische Gegenstände nach irdischen ab und stellt sich Einen Gott als den Fürsten oder die höchste Obrigkeit der übrigen vor, welcher zwar von derselben Natur wie die andern, diese doch mit einer ähnlichen Autorität beherrsche, wie sie ein irdischer König über seine Unterthanen und Vasallen ausübt.

Mag also dieser Gott als ihr besonderer Schutzpatron oder als der allgemeine Herrscher des Himmels angesehen werden, so werden sich seine Anbeter bemühen, sich durch alle mögliche Kunst bei ihm einzuschmeicheln. In der Voraussetzung, daß ihm Schmeicheleien und Lobeserhebungen, wie

ihnen selbst, gefallen, so sparen sie solche nicht bei ihren Reden an die Gottheit. Sowie die Besorgnisse oder Leiden der Menschen dringender werden, erfinden sie stets neue Schmeichlerswendungen, und selbst derjenige, welcher seine Vorgänger in der Anschwellung der Titel seiner Gottheit übertrifft, wird sicherlich von seinen Nachfolgern in neueren und noch prächtiger klingenden Lobpreisungen übertroffen.

So schreiten sie immer fort, bis sie zuletzt bei der Unendlichkeit selbst anlangen, jenseits welcher kein Fortschritt mehr möglich ist; und es geht noch gut, wenn sie in dem Bestreben, weiter zu gehen und sich so ein erhabnes, einfaches Wesen vorzustellen, nicht in ein unerklärliches Geheimniß verfallen, und die verständige Natur ihrer Gottheit zerstören, auf welche allein eine vernünftige Anbetung sich stützen kann. Wenn sie aber bei dem Begriffe eines vollkommenen Wesens und Weltschöpfers bleiben, so stimmen sie durch Zufall mit den Grundsätzen der wahren Philosophie und der Vernunft überein, wenn sie sich gleich zu diesem Begriffe nicht durch Vernunft, der sie beinahe ganz unfähig sind, sondern durch Schmeichelei und die Schrecknisse des gemeinsten Aberglaubens geleitet worden sind.

Wir finden oft unter barbarischen Nationen, zuweilen aber auch unter civilisirten, daß wenn jede Kunst der Schmeichelei gegen Despoten erschöpft und jede menschliche Eigenschaft nun auf's Höchste gepriesen ist, die sklavischen Höflinge sie zuletzt als wahre Gottheiten vorstellen und sie dem Volk als Gegenstände der Anbetung auszeichnen. Wie viel natürlicher ist es also, daß eine beschränkte Gottheit, die man Anfangs bloß als die unmittelbare Urheberin der besondern Güter und Uebel des Lebens ansieht, zuletzt als der unumschränkte Schöpfer und Herrscher des Weltalls vorgestellt wird! Und selbst da, wo der Begriff einer höchsten Gottheit sich bereits festgesetzt hat, wo er natürlich jeden andern Gottesdienst verdrängen, jeden Gegenstand der Anbetung vom Throne stoßen sollte, geschieht es doch, daß eine Nation, die ihre Meinungen von einer untergeordneten

Schutzgottheit, einem Heiligen oder Engel beibehalten hat, die Anrede an dieselbe gradweise steigen läßt und Eingriffe in die Anbetung thut, die ihrer höchsten Gottheit gebührt.

Diese Neigung zur Schmeichelei hat die religiösen Menschen aller Zeiten zu den gröbsten Widersprüchen und Abgeschmacktheiten geführt, indem die Menschen die widersprechendsten Eigenschaften in ihren Gottheiten vereinigten. Man sehe nur den Homer, den Hesiod, den Koran. Nichts würde in der That den göttlichen Ursprung einer Religion strenger erweisen, als wenn man fände — und glücklicherweise ist dieß mit dem Christenthum der Fall — daß sie keinen der Widersprüche enthält, welche der menschlichen Natur so gewöhnlich sind.

Es scheint gewiß zu sein, daß das gemeine Volk, obgleich es sich die Gottheit als ein beschränktes Wesen vorstellt und sie bloß als die besondere Ursache von Gesundheit oder Krankheit, Glück oder Unglück betrachtet, gleichwohl für gefährlich hält, erhabenern Ideen, die ihm vorgehalten werden, Beifall zu versagen. Sagt man zu ihnen, ihre Gottheit sei endlich und beschränkt in ihren Vollkommenheiten, könne durch eine größere Kraft überwunden werden, sei menschlichen Leidenschaften, Leiden und Schwachheiten unterworfen, habe einen Anfang und werde auch wohl ein Ende haben; so wagen sie es nicht dieß zuzugeben, sondern halten es für das Sicherste, in höhere Lobsprüche mit einzustimmen, und geben sich Mühe, sich durch eine erzwungene Entzückung und Andacht bei ihrem Gott in Gnaden zu setzen. Aber solche Beistimmung des Pöbels ist bloß in Worten, und er ist unfähig, die erhabnen Eigenschaften zu begreifen, die er dem Scheine nach seiner Gottheit beilegt; seine wahre Idee von der Gottheit ist ungeachtet seiner pompösen Sprache immer doch arm und unwürdig.

Nach allem diesem bleibt der eigentliche Ursprung der Religionen ein Räthsel, ein unerklärliches Geheimniß; Zweifel, Ungewißheit, Susspension des Urtheils sind das einzige Resultat unserer genauen Untersuchungen über diesen Gegenstand.

Jedoch so groß ist die Schwäche der menschlichen Vernunft, und so unwiderstehlich die ansteckende Kraft der Meinungen, daß selbst dieser überlegte Zweifel nicht aufrecht erhalten werden könnte, würden wir nicht unsern Gesichtskreis erweitern, und indem wir eine Art von Aberglauben der andern entgegensetzen, sie in Streit mit einander bringen, indessen wir selbst während ihrer Wuth und ihres Zwistes uns glücklich retten in die ruhigen, aber dunkeln Regionen der Philosophie.

Alle Volksreligionen, alle positive Religionen — lehrt Hume in seinen nachgelassenen „Gesprächen über die natürliche Religion“ — sind gemeiner Aberglaube; die wahre und ächte Religion ist allein die philosophische oder Vernunftreligion; sie allein ist von den Schwierigkeiten und Ungereimtheiten frei, die nur dazu dienen, dem Skeptiker Triumphe zu bereiten.

Wenn vernünftige Männer sich über Gott miteinander unterreden, so kann die Frage niemals vom Dasein, sondern allein von der Natur der Gottheit sein. Denn jenes ist gar nicht zu bezweifeln und von selbst einleuchtend, denn Nichts ist ohne Ursache vorhanden, und die ursprüngliche Ursache des Weltalls, von welcher Beschaffenheit sie auch sein mag, nennen wir Gott und schreiben ihm jede Art von Vollkommenheit zu. Wer diese Grundwahrheit bezweifelt, verdient jede Strafe, die unter Philosophen auferlegt werden kann, nämlich Spott, Verachtung, Mißbilligung.

Der vornehmste oder einzige Beweis der Philosophen vom Dasein Gottes ist aus der Ordnung der Natur hergenommen, in welcher sie solche Merkmale einer mit Vernunft und zu weisen Absichten gemachten Einrichtung derselben entdecken, daß sie es für ungereimt halten, entweder ein Ungefähr oder die blinde Kraft der Materie zur Ursache derselben zu machen. Dieß ist ein Beweis, der von der Wirkung auf die Ursache schließt. Wenn wir nun das Dasein einer besondern Ursache aus einer Wirkung herleiten wollen, so müssen wir annehmen, daß eins dem andern vollkommen gleich sei, und dürfen uns

niemals erlauben, der Ursache irgend andere Eigenschaften beizulegen, als solche, die vollständig hinreichen, um die Wirkung hervorzubringen. Schreiben wir ihr andere Eigenschaften zu oder behaupten wir, sie sei vermögend, andere Wirkungen hervorzubringen, so hängen wir bloßen Muthmaßungen ohne Grund nach.

Geben wir daher zu, Gott sei der Urheber des Daseins oder der Ordnung der Welt, so folgt, daß er lediglich einen solchen Grad der Macht, Weisheit und Güte besitze, wie aus seinen Werken hervorleuchtet. Etwas Weiteres kann nicht dargethan werden. Diejenigen sind also leere Schwätzer und kehren die Ordnung der Natur um, welche dieses gegenwärtige Leben und den jetzigen Schauplatz der Dinge nicht als den einzigen Gegenstand ihrer Betrachtung ansehen, sondern daraus weitere entlegene Wahrheiten entdecken und herleiten wollen. Die Gottheit kann freilich Vollkommenheiten besitzen, die wir niemals in ihrer Aeußerung gesehen haben; sie kann von solchen Grundsätzen, nach denen sonst freie Handlungen vorgenommen werden, sich leiten lassen, ohne daß wir entdecken können, daß sie wirklich solchen Grundsätzen gefolgt sei. Aber wir haben nie Grund, einige Vollkommenheiten oder Grundsätze ihrer Handlungen daraus herzuleiten, als nur insofern wir geäußert sehen oder wahrnehmen, daß sie solchen wirklich gefolgt sei.

Findet man die geringsten Spuren einer belohnenden oder bestrafenden Gerechtigkeit in der Welt? Wollen wir sagen, die Gerechtigkeit Gottes äußere sich hier nur zum Theil, und nicht in ihrem ganzen Umfange; so werde ich antworten müssen, daß wir gar keinen Grund haben, ihr überhaupt einen besondern Umfang zu geben, außer soweit wir sehen, daß sie sich gegenwärtig wirklich äußere. Freilich wenn wir sehen, daß ein Werk von der Kunst und Bemühung eines Menschen, den wir durch die Erfahrung kennen, und dessen Natur uns nicht unbekannt ist, verfertigt sei; so können wir hundert Folgerungen

machen, was wir von ihm weiter erwarten dürfen; und alle diese Folgerungen sind auf Erfahrung gegründet.

Allein da uns die Gottheit bloß aus ihren Werken bekannt ist, da sie das einzige Wesen ihrer Art in der Welt ist, das unter keine Gattung oder Geschlecht anderer Dinge eingeordnet werden kann; so können wir nur solche Vollkommenheiten und einen solchen Grad der Eigenschaften Gott zueignen, als sich in der Wirkung genau entdeckt, die wir untersuchen. Aber weitere Eigenschaften oder höhere Stufen derselben anzunehmen, sind wir durch keine Regeln einer begründeten Schlußfolgerung berechtigt.

Die große Quelle unserer Irrthümer in diesem Stück ist diese: wir stellen uns unvermerkt an den Platz dieses obersten Wesens und schließen, es werde bei jeder Gelegenheit ebenso handeln, wie wir in denselben Umständen nach der Vernunft würden gehandelt haben. Es ist aber offenbar allen Regeln der Aehnlichkeit entgegen, von den Absichten und Plänen der Menschen auf diejenigen zu schließen, welche ein von ihnen so verschiedenes, so unendlich erhabnes, entferntes und unbegreifliches Wesen hat, das mit allen übrigen Wesen in der Welt ebensowenig, wie die Sonne mit einer Wachskerze, Aehnlichkeit hat.

Gleichwie jede Vollkommenheit nur beziehungsweise gedacht werden kann, so sollten wir uns niemals einbilden, die Eigenschaften dieses göttlichen Wesens zu begreifen, noch glauben, daß seine Vollkommenheit irgend eine Aehnlichkeit mit den Vollkommenheiten menschlicher Geschöpfe habe. Weisheit, Bewußtsein, Absicht, Einsicht schreiben wir ihm mit Recht zu, weil dieß rühmliche Worte sind und wir keine andere Sprache, keine andern Begriffe haben, durch welche wir unsere Verehrung desselben ausdrücken können. Aber hüten wir uns, etwa zu glauben, daß unsere Begriffe auf irgend eine Weise mit seinen Vollkommenheiten zusammentreffen oder daß seine Eigenschaften irgend eine Aehnlichkeit mit diesen Beschaffenheiten

unter den Menschen besitzen. Er ist unendlich über unsern eingeschränkten Blick erhaben und ist mehr der Gegenstand der Verehrung in den Tempeln, als des Wortwechsels in den Schulen.

Wollen wir die materielle Welt auf eine Idealwelt zurückführen, haben wir dann nicht denselben Grund, diese Idealwelt wieder auf eine andere Idealwelt oder ein neues verständiges Grundwesen zurückzuführen; wollen wir aber stille stehen und nicht weiter gehen, warum bleiben wir dann nicht bei der materiellen Welt stehen? Wenn die materielle Welt auf einer ähnlichen ideellen ruht, so muß diese ideelle Welt wieder auf einer andern ruhen, und so weiter in's Unendliche; es wäre also besser, lieber gar nicht über die gegenwärtige materielle Welt hinauszublicken, um nicht einen unruhigen Forschungstrieb zu erwecken, der niemals befriedigt werden kann.

Zu behaupten, daß die verschiedenen Ideen, die den Begriff des göttlichen Wesens ausmachen, von selbst und kraft ihrer eignen Natur sich zusammenordnen, heißt etwas Gedankenloses sagen; oder wenn wirklich diese Behauptung einen Sinn enthält, so möchte ich wohl wissen, warum es nicht ebenso vernünftig sein soll zu behaupten, daß die Theile der materiellen Welt von selbst und kraft ihrer eignen Natur sich zusammenordnen? Kann die eine dieser Behauptungen unverständlich sein, so lang es die andere nicht auch ist? Wenn gefragt wird, welches die Ursache der Ordnung in den Begriffen des höchsten Wesens sei, welchen andern Grund wird man angeben, als den, daß es eine vernünftige Kraft sei und die Natur der Gottheit es so mit sich bringe? Aber warum will man denn eine solche Antwort nicht ebensowohl in Rücksicht auf die Ordnung der Welt gelten lassen, ohne auf irgend einen solchen vernünftigen Schöpfer zurückzukommen, den man uns aufdringen will? Dürfte man ja nur sagen, es liege einmal in der Natur der materiellen Wesen, daß sie alle eine

ursprüngliche Kraft der Ordnung und des Verhältnisses haben. Es sind dieß immer nur gelehrtere und künstlichere Wege, unsere Unwissenheit zu bekennen, und die eine Erklärungsart hat vor der andern außer ihrer größern Verträglichkeit mit den gemeinen Vorurtheilen keinen wirklichen Vorzug.

Außerdem aber ist diese Welt in Vergleich mit einem höhern Maßstabe sehr gebrechlich und unvollkommen. Sie war nur der erste rohe Versuch einer noch jugendlichen Gottheit, welche nachher dieselbe aus Scham über die mißlungene Arbeit im Stiche ließ; sie ist vielleicht nur das Werk irgend einer abhängigen Untergottheit und der Gegenstand des Hohngelächters höherer Wesen; vielleicht ist sie die Geburt des Alters und der Schwachheit, einer der Last der Jahre unterliegenden Gottheit und hat seit dem Tode derselben, nach dem erhaltenen ersten Anstoß, sich auf gut Glück fortbewegt.

Wäre ich verbunden, irgend ein besonderes Lehrgebäude zu vertheidigen, was ich indessen niemals gerne thun möchte, so halte ich keines für so wahrscheinlich, als das, welches der Welt eine ewige innere Grundkraft der Ordnung zuschreibt, wenn diese auch mit fortwährenden großen Veränderungen verbunden ist. Hierdurch lösen sich alle Schwierigkeiten auf einmal, und ist diese Auflösung, weil sie so allgemein ist, nicht ganz vollständig und befriedigend, so ist sie doch wenigstens eine Erklärungsart, zu der wir früher oder später unsere Zuflucht nehmen müssen, welches Lehrgebäude wir auch wählen mögen. Wie könnten die Dinge so sein, wie sie sind, wenn es nicht im Verstande oder in der Materie irgend eine ursprüngliche bleibende Grundkraft der Ordnung gäbe? Und es ist sehr gleichgültig, welchem von beiden wir den Vorzug geben wollen; der Zufall kann bei keiner skeptischen oder religiösen Hypothese Platz finden; Alles wird zuverlässig durch bleibende und unverletzliche Gesetze beherrscht; und wenn das innere Wesen der Dinge sich uns eröffnete, dann würden wir ohne Zweifel einen Anblick entdecken, von welchem wir gegenwärtig

keinen Begriff haben können. Anstatt die Ordnung der Wesen in der Natur zu bewundern, würden wir deutlich sehen, daß es schlechterdings für sie unmöglich sei, auch in der unbedeutendsten Rücksicht irgend eine andere Beschaffenheit jemals anzunehmen.

Indessen sind alle religiöse Lehrgebäude großen und unübersteiglichen Schwierigkeiten unterworfen. Jeder Streiter triumphirt seinerseits, weil er immer die angreifende Partei ist und die Ungereimtheiten, groben Irrthümer und verkehrten Behauptungen seines Gegners lächerlich zu machen sucht. Am Ende aber bereiten sie allesammt dem Skeptiker einen vollen Triumph, der ihnen sagt, daß man über dergleichen Dinge auf keine Weise ein gewisses System annehmen solle, weil man niemals in Ansehung irgend eines Gegenstandes einer Ungereimtheit seinen Beifall geben soll; eine gänzliche Zurückhaltung unsers Urtheils ist hier der einzige vernünftige Ausweg.

Der einzige Weg, um uns zu einem wahren Gefühl der Religion zu bringen, ist kein anderer, als eine richtige Vorstellung des Elendes und der Schwäche der Menschen; und hierzu wird mehr Fähigkeit der Beredsamkeit und starke Einbildungskraft erfordert, als Scharfsinn und Nachdenken. Was braucht es eines Beweises für dasjenige, was jeder in sich selbst fühlt? Es braucht weiter Nichts, als dieses Gefühl wo möglich in uns zu verstärken und unsere Aufmerksamkeit auf dasselbe zu richten. Man bemerke nur die sinnreichen Bemühungen der Natur, das Leben jedes fühlenden Wesens qualvoll zu machen. Und ist nicht der Mensch selbst der größte Feind des Menschen? Unterdrückung, Ungerechtigkeit, Verachtung, Schande, Gewaltthätigkeit, Aufruhr, Krieg, Verläumdung, Verrätherei, Trug sind es, durch welche sie einander wechselsweise quälen, und gerne würden die Menschen die eingegangene Gesellschaft wieder aufheben, wenn sie nicht die Furcht vor noch größern Uebeln, die darauf folgen könnten, davon zurückhielte. Die Leiden der Menschen wachsen noch durch die

Uebel, die in ihnen aus dem verderbten Zustande ihres Körpers und ihres Gemüthes, sowie durch die Gespenster der Einbildungskraft entstehen, die jeden frohen Genuß des Lebens stören. Und sogar der Tod, diese Zuflucht bei jedem andern Uebel, bietet dem Menschen nur die schreckenvolle Aussicht endloser und unbeschreiblicher Leiden dar; so daß auch den des Lebens Ueberdrüssigen doch des Todes Grauen schreckt. Dieß ist die geheime Kette, die uns an das Leben fesselt.

Ich gebe zu, daß die Macht der Gottheit unendlich ist; was sie nur will, das geschieht; aber weder der Mensch, noch irgend ein anderes Thier ist glücklich, also will Gott nicht, daß sie glücklich sein sollen. Seine Weisheit ist unendlich; er kann niemals in der Wahl der Mittel zur Erreichung seiner Endzwecke fehlen; aber der Lauf der Natur zielt nicht auf menschliche oder thierische Glückseligkeit ab, mithin ist er nicht zu dieser Absicht eingerichtet. In welcher Rücksicht gleicht denn nun die behauptete Güte und Liebe Gottes dem Wohlwollen und der Güte der Menschen? Will Gott das Uebel hindern, aber vermag es nicht, dann ist er ohnmächtig; vermag er es, aber will es nicht, dann ist er übelwollend; hat er aber beides, den Willen und das Vermögen, woher dann das Uebel? Warum gibt es überhaupt Elend in der Welt? Sicherlich nicht von ungefähr, also aus irgend einer Ursache. Rührt es von der Absicht Gottes her? Aber er ist vollkommen gütig. Ist es seiner Absicht zuwider? Aber er ist allmächtig. Nichts kann die Gründlichkeit dieser Schlüsse erschüttern, außer wenn wir behaupten, daß diese Dinge alle menschliche Fassungskraft übersteigen und daß unser gewöhnliche Maßstab des Wahren und Falschen bei ihnen nicht anzuwenden ist. Es gibt keine Betrachtung des menschlichen Lebens, oder des Zustandes der Menschheit überhaupt, woraus sich ohne den größten Zwang, die moralischen Eigenschaften Gottes herleiten oder jene behauptete unendliche Güte, Macht und Weisheit erkennen ließe, die wir bloß mit den Augen des Glaubens entdecken müssen.

So groß meine Verehrung gegen wahre Religion ist, so groß ist mein Abscheu vor gemeinem Aberglauben, und wenn man dessen Nutzen für die Masse der Menschen geltend machen will, wie kömmt es dann, daß die Geschichte jedes Volkes so unzählige Beispiele von den nachtheiligen Einflüssen desselben auf die öffentlichen Angelegenheiten vorlegt? Aufruhr, bürgerliche Kriege, Verfolgungen, Umsturz der Staaten, Unterdrückung, Knechtschaft sind die schrecklichen Folgen, von welchen die Herrschaft des Aberglaubens über die Gemüther der Menschen begleitet ist. Wird in irgend einer Geschichtserzählung des Religionseifers gedacht, so können wir darauf rechnen, bald darauf ein Gemälde von Elend und Unglück, das ihm zur Seite geht, aufgestellt zu finden; und kein Zeitraum ist glücklicher und wohlthätiger, als diejenigen, in welchen von jener Gemüthsstimmung keine Spur angetroffen wird.

Und der Schluß, den man zu machen pflegt, weil endliche und zeitliche Belohnungen so großen Einfluß auf die Menschen ausüben, so müßten auch unendliche und ewige, wie sie die gemeine Religion in Aussicht stellt, noch größere Kraft äußern, — dieser Schluß ist keineswegs richtig. Man erwäge nur unsere Anhänglichkeit an das Gegenwärtige und die geringe Aufmerksamkeit, die wir für so entfernte und ungewisse Gegenstände bezeigen. Wenn die Geistlichen gegen das gewöhnliche Verhalten der Welt eifern, so stellen sie jedesmal diesen Hang unserer Denkungsart als außerordentlich mächtig vor, wie er es auch in der That ist, und schildern uns fast das ganze Menschengeschlecht als von dem Einflusse desselben beherrscht und in die tiefste Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit in Bezug auf die Angelegenheiten der Religion versunken. Wenn jedoch ebendieselben Geistlichen ihre speculativen Gegner widerlegen, so geben sie die Beweggründe der Religion für so mächtig aus, daß die bürgerliche Gesellschaft unmöglich ohne sie bestehen könne, und sie schämen sich keineswegs, sich so handgreiflicher Widersprüche schuldig zu machen.

Es ist aber aus der Erfahrung gewiß, daß der kleinste Funke natürlicher Rechtschaffenheit und Gutherzigkeit mehr Einfluß auf das menschliche Verhalten hat, als die prächtigsten Aussichten, welche theologische Theorien uns vorhalten. Die nätürliche Stimmung eines Menschen wirkt unablässig auf ihn, ist seiner Seele immer gegenwärtig, und schließt sich an jede Aussicht und Betrachtung an. Da hingegen die religiösen Beweggründe, wenn sie überhaupt sich thätig beweisen, immer nur abgesetzt und unterbrochen und innerhalb gewisser Grenzen wirken, und es nicht leicht möglich ist, daß sie der Seele immer gegenwärtig bleiben und zur Fertigkeit werden.

Noch ein anderer Vortheil innerer Neigungen ist der, daß sie allen Witz und Scharfsinn des Geistes auf ihre Seite zu ziehen und, wenn sie mit religiösen Gründsätzen in Widerspruch gerathen, sich jeder Kunst und Feinheit zu bedienen wissen, um ihnen auszuweichen. Und dieß gelingt ihnen fast jedesmal. Wer kann das menschliche Herz erforschen oder jene seltsamen Ausflüchte und Entschuldigungen erklären, durch welche sich die Menschen oft selbst beruhigen, wenn sie ihren natürlichen Neigungen, im Gegensatz ihrer religiösen Obliegenheiten nachhängen. Es ist dieß in der Welt eine bekannte Sache, und Niemand, als ein Thor, setzt darum weniger Vertrauen auf Jemand, wenn er hört, daß er durch Nachdenken und Philosophie einige speculative Zweifel in Bezug auf theologische Gegenstände hat; und wenn man mit einem Manne zu thun hat, der aus seiner Frömmigkeit und Religion viel Wesens macht, so hat dieß bei den Klugen keine andere Wirkung, als daß sie desto mehr auf ihrer Hut sind, um nicht von ihm hintergangen und betrogen zu werden.

Wir müssen ferner betrachten, daß Philosophen, welche sich mit Ausbildung ihrer Vernunft und ihres Nachdenkens beschäftigen, solche Beweggründe, um sie unter dem Zügel der Moral zu halten, weniger bedürfen, und daß der gemeine Theil der Menschen, die derselben am nöthigsten haben, einer so

reinen Religion gänzlich unfähig sind, welche uns die Gottheit als ein Wesen vorstellt, das durch nichts als durch rechtschaffenes Verhalten verehrt werden will. Die Verwendungen an die Gottheit erscheinen gemeiniglich entweder als unbedeutende Gebräuche, oder schwärmerische Entzückungen oder frommer Aberglaube. Und selbst in unsern Zeiten haben sich Manche des Aberglaubens schuldig gemacht, mit deutlichen Worten gegen die Moralität zu eifern, und haben es als ein sicheres Zeichen verlorner göttlicher Gnade vorgestellt, wenn man das geringste Vertrauen oder Gewicht auf die Grundsätze der göttlichen Gnade legt.

Aber selbst wenn Aberglauben und Schwärmerei sich der Moral nicht geradezu entgegenstellen, so muß doch schon die bloße Entfernung der Aufmerksamkeit, die Aufstellung einer neuen und unbedeutenden Art von Verdienst, die dem Aberglauben eigne verkehrte Austheilung von Lob und Tadel, die nachtheiligsten Folgen haben und die Anhänglichkeit der Menschen an die natürlichen Gründe der Gerechtigkeit und Menschlichkeit außerordentlich schwächen. Ferner äußert eine nicht in die gewöhnliche Reihe menschlicher Beweggründe gehörende Triebfeder der Handlungen ihre Wirksamkeit nur abgesetzt und ruckweise auf die Gesinnungen des Menschen und muß durch stärkere Anstrengungen in Bewegung gesetzt werden, um den frommen Eiferer mit seinem Verhalten zufrieden zu machen und ihm sein geistliches Tagewerk vollenden zu helfen. Manche religiösen Uebungen werden mit anscheinender Wärme übernommen, während das Herz sich zu derselben Zeit kalt und erschlafft fühlt. Ein Hang zur Verstellung wird nach und nach angenommen, und Betrug und Falschheit werden endlich die herrschenden Triebfedern. Und hier liegt der Grund der gemeinen Beobachtung, daß der höchste religiöse Eifer und die tiefste Heuchelei, weit entfernt unverträglich zu sein, oft oder vielmehr gemeiniglich sich in demselben Charakter vereinigt finden.

Die nachtheiligen Wirkungen einer solchen Stimmung selbst für das gemeine Leben lassen sich leicht vorstellen; denn wo es das vermeintliche Interesse der Religion gilt, sind keine moralischen Rücksichten stark genug, den enthusiastischen Eiferer aufzuhalten. Die Heiligkeit der Sache heiligt jede Art von Maßregeln, deren man sich zur Beförderung derselben bedienen kann. Schon allein die beständige Aufmerksamkeit auf eine so wichtige Angelegenheit, wie die ewige Seligkeit, ist im Stande, die wohlwollenden Neigungen zu vertilgen und eigennützige, selbstsüchtige Gesinnungen hervorzubringen; und wenn eine solche Denkungsart erhalten und gefördert wird, weiß sie sich nur gar zu leicht allen allgemeinen Vorschriften des Wohlwollens und der Menschlichkeit zu entziehen. Die Antriebe des gemeinen Aberglaubens haben also auf das allgemeine Verhalten wenig Einfluß, und ihre Wirkung zeigt sich in dem Gebiete, wo sie herrschend ist, der Moral wenig günstig. Gibt es einen gewissern und untrüglichern Grundsatz der Staatskunst, als daß die Anzahl und die Autorität der Priester in sehr enge Grenzen eingeschlossen werden, und daß die bürgerliche Obrigkeit für immer ihre Ruthen und Beile für so gefährliche Hände bewahren sollte?

Wäre aber der Geist des gemeinen Aberglaubens für die Gesellschaft so heilsam, so würde man ganz entgegengesetzte Grundsätze zu befolgen haben. Die größere Anzahl der Priester, ihr größeres Ansehen und ihre größern Reichthümer sind Umstände welche immer den Geist des Religionseifers vermehren werden. Und da die Priester sich mit der Verbreitung dieses Geistes beschäftigen, sollten wir nicht eine größere Heiligkeit des Lebens, ein allgemeineres Wohlwollen und Mäßigung von Personen erwarten, welche sich der Religion besonders widmen, die Grundsätze derselben andern unablässig einzuprägen suchen und hierdurch sich dieselben selbst in einem höhern Grad zu eigen machen müssen? Woher kommt es nun aber, daß in der Wirklichkeit das Höchste, was eine weise

Regierung in Rücksicht auf die Volksreligion sich zum Ziele stecken kann, darin besteht, durch dieselbe keinen Schaden zu leiden und ihren nachtheiligen Folgen für die Gesellschaft zuvorzukommen?

Jeder Weg, den sie zur Erreichung eines so bescheidenen Endzwecks einschlagen kann, ist mit Ungemächlichkeiten verknüpft. Will sie nur eine Religion bei ihren Unterthanen dulden, so muß sie einer ungewissen Aussicht auf Ruhe jede Rücksicht auf öffentliche Freiheit, Wissenschaft, Vernunft, Thätigkeit und selbst ihre eigne Unabhängigkeit aufopfern. Gewährt sie aber, was das weisere Verfahren ist, verschiedenen Sekten Freiheit, so muß sie selber eine philosophische Freiheit gegen jede derselben behaupten und die Anmaßungen der herrschenden Partei sorgfältig einschränken, sonst hat sie nur endlose Zänkereien, Streitigkeiten, Aufruhr, Verfolgungen und bürgerliche Unruhen zu erwarten.

Ich gestehe gern zu, daß wahre Religion keine dieser nachtheiligen Folgen hat; allein wir müssen hier die Religion nehmen, wie sie sich gewöhnlich in der Welt zeigt, und es ist hier gar nicht von den spekulativen Behauptungen des Theismus die Rede, der als eine Art von Philosophie an den wohlthätigen Einflüssen dieser Grundsätze Antheil nimmt, aber auch zu gleicher Zeit derselben Unbequemlichkeit ausgesetzt ist, immer nur auf wenige Personen beschränkt zu sein.

Bei Weitem der größte Theil der Menschen ist niemals mehr geneigt, seine Zuflucht zur Andacht zu nehmen, als wenn Kummer oder Kränklichkeit sie niederdrückt. Ist dieß nicht ein Beweis, daß der Geist der Religion dem frohen Muthe weniger verwandt ist, als der Bekümmerniß? Findet auch bisweilen der Mensch bei seinem Leiden in der Religion Trost, so ist es doch ein natürlicher Gedanke, daß die Menschen ihre Begriffe von diesem unbekannten Wesen nach der gegenwärtigen Düsterheit und dem Trübsinn ihrer augenblicklichen Gemüthsstimmung bilden werden, wenn sie sich mit der Betrach-

tung desselben beschäftigen. Wir finden daher auch in allen Religionen schauerliche Bilder herrschen, und wir selber fallen, wenn wir in unsern Schilderungen von der Gottheit die erhabensten Bilder gebraucht haben, in den ungereimtesten Widerspruch, wenn wir behaupten, daß die Anzahl der Verdammten unendlich größer sei, als die Zahl der Erwählten.

Ich getraue mich zu behaupten, daß es niemals eine Volksreligion gab, welche den Zustand der abgeschiednen Seelen in einem solchen Lichte darstellte, welches in den Menschen den Wunsch nach einem solchen Zustand besonders begünstigen konnte. Diese verfeinerten Religionsbegriffe sind das Werk der Philosophie. Der Tod befindet sich zwischen unserm Auge und den Aussichten auf eine Zukunft in der Mitte und ist ein für die Natur so schauerliches Ereigniß, daß es über alle jenseits desselben liegenden Regionen Düsterheit verbreiten und dem größten Theil der Menschen Begriffe von Cerberus und Furien, Teufel und Strömen von Feuer und Schwefel zuführen muß.

Allerdings findet sowohl Furcht, als Hoffnung in der Religion ihren Platz, weil diese beiden Affekte zu verschiedenen Zeiten das menschliche Gemüth erfüllen und in Bewegung setzen und jede derselben eine Art von Gottheit ist, die ihr eignes Gebiet hat. Aber wenn der Mensch in heitrer Gemüthsstimmung sich befindet, dann ist er zu Geschäften, zu Gesellschaft oder Unterhaltung jeder Art aufgelegt und beschäftigt sich weit natürlicher mit diesen, als daß er an Religion dächte. Ist er dagegen trübsinnig und niedergeschlagen, dann weiß er nichts anzufangen, als über die Schrecknisse der unsichtbaren Welt zu brüten, und sich selber in immer tiefere Trauer zu versenken. Und wenn auch seine frühere glückliche Stimmung sich wiederherstellt, so muß man doch immer einräumen, daß, sowie Furcht die ursprüngliche Quelle der Religion ist, sie auch jederzeit die herrschende Leidenschaft derselben bleibt und nur kurze Zwischenzustände von Freude zuläßt.

Es ist gegen die gesunde Vernunft, wegen irgend einer

Meinung Besorgnisse oder ängstliche Furcht zu hegen, oder sich einzubilden, daß wir durch den freiesten Gebrauch unserer Vernunft wegen der Zukunft etwas zu besorgen hätten. Gott kennen heißt, ihn verehren; jeder andere Gottesdienst ist in der That ungereimt, abergläubisch, sogar gottlos, denn er setzt Gott auf die niedere Stufe der Menschen herab, die an Bitten, Flehen, Schmeicheleien ihr Wohlgefallen haben. Und doch ist diese Versündigung noch die kleinste, wozu der Aberglaube führt; gewöhnlich würdigt er die Gottheit noch tiefer unter den Rang der Menschen herab und stellt sich das göttliche Wesen als einen eigensinnigen Dämon vor, der seine Gewalt ohne Vernunft und Menschlichkeit ausübt.

Und wäre dieses göttliche Wesen geneigt, über die Laster und Thorheiten armer Sterblicher zu zürnen, die das Werk seiner eignen Hände sind, so würde es freilich um die Anhänger der meisten abergläubischen Volksmeinungen sehr übel stehen; auch würde Niemand vom menschlichen Geschlecht seiner Gnade würdig sein, außer einigen wenigen, nämlich den philosophischen Theisten, die sich von seinen Vollkommenheiten würdige Begriffe machen oder doch zu machen bestreben; sowie die Einzigen, die auf sein Mitleid oder auf seine Nachsicht Anspruch machen könnten, die philosophischen Skeptiker sein würden, eine fast ebenso seltene Secte, die aus natürlichem Mißtrauen in ihre Fähigkeiten alles Urtheil über so erhabne und außerordentliche Dinge zurückzuhalten suchen.

Wenn wirklich der ganze Inbegriff der natürlichen Theologie sich in den einzigen, einfachen, wenn auch etwas unbestimmten Satz auflösen läßt, daß die Grundursache oder die Grundursachen des Weltalls wahrscheinlich mit dem menschlichen Verstande einige entfernte Aehnlichkeit haben; was kann der prüfende, nachdenkende und frommgesinnte Mann mehr thun, als diesem Satze vollen philosophischen Beifall zu geben und zu glauben, daß die Gründe, auf die er sich stützt, stärker sind, als alle Einwürfe, die sich dagegen machen lassen. Die

allernatürlichste Empfindung, die eine reingestimmte Seele bei dieser Gelegenheit haben wird, ist der sehnliche Wunsch und die Erwartung, daß es dem Himmel gefallen möge, die tiefe Unwissenheit, die über diesem Gegenstande ruht, durch eine genauere Mittheilung zu beseitigen oder wenigstens zu erleichtern und uns über das Wesen, die Eigenschaften und Wirkungen des göttlichen Gegenstandes unsers Glaubens nähere Auskunft zu verleihen.

Wer ein richtiges Gefühl von den Unvollkommenheiten der menschlichen Vernunft hat, wird mit desto größerer Begierde geoffenbarten Wahrheiten zueilen, während der stolze Dogmatiker, in dem Wahne, mit Hülfe der Philosophie selber ein vollständiges Lehrgebäude der Theologie aufführen zu können, jede weitere Unterstützung verachtet und jeden hinzukommenden Unterricht verwirft. Ein philosophischer Skeptiker sein, ist bei einem Manne von Kenntnissen der erste und wesentlichste Schritt, ein ächter und gläubiger Christ zu werden.

Druck von J. Gaßmann, Sohn, in Solothurn.